

www.e-rara.ch

Feindliche Pole

Meißner, Alfred von

Berlin, 1878

Zentralbibliothek Zürich

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-103977>

Zweiter Band.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelnformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Feindliche Pole.

Roman

aus dem deutschen Kleinstaatenleben

von

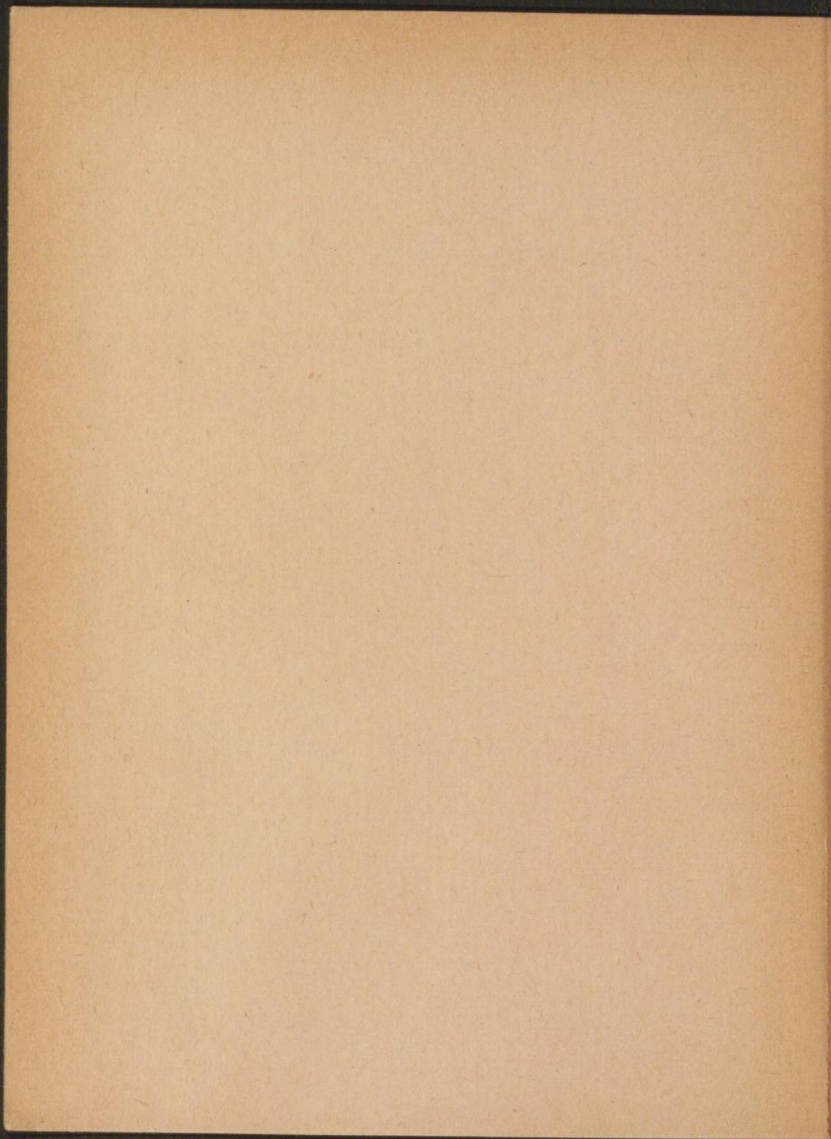
Alfred Meißner.

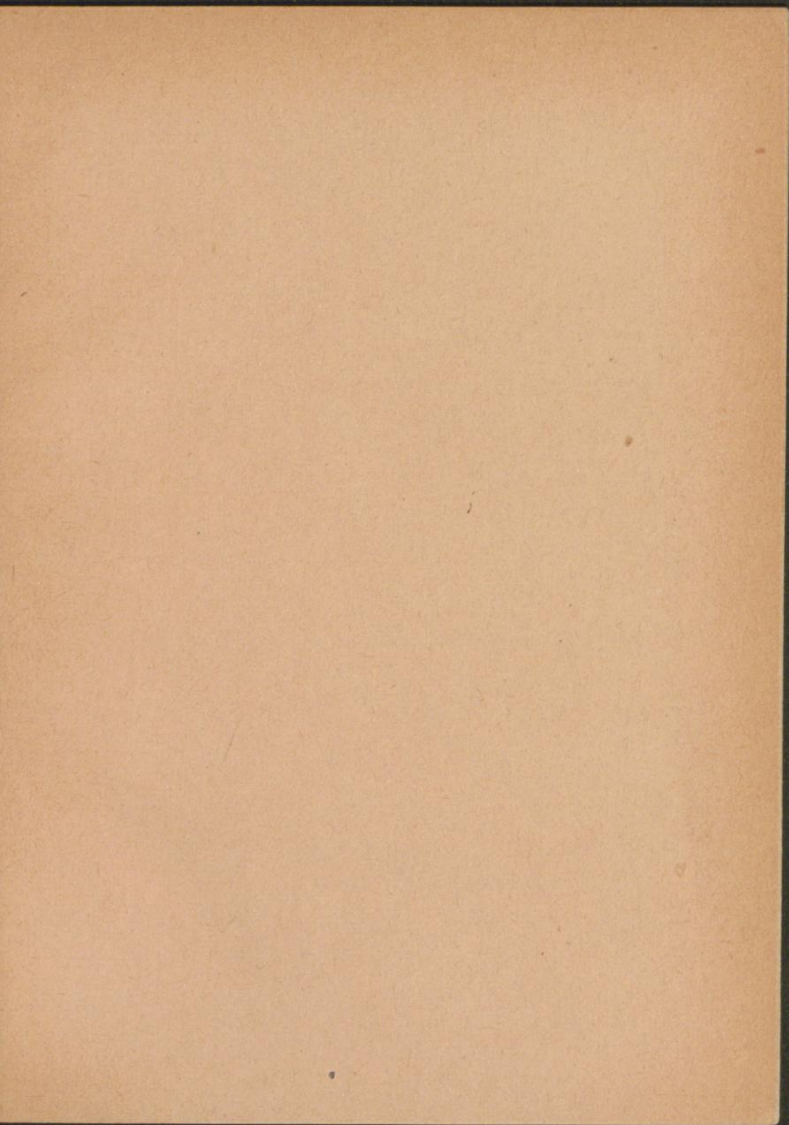
Zweiter Band.

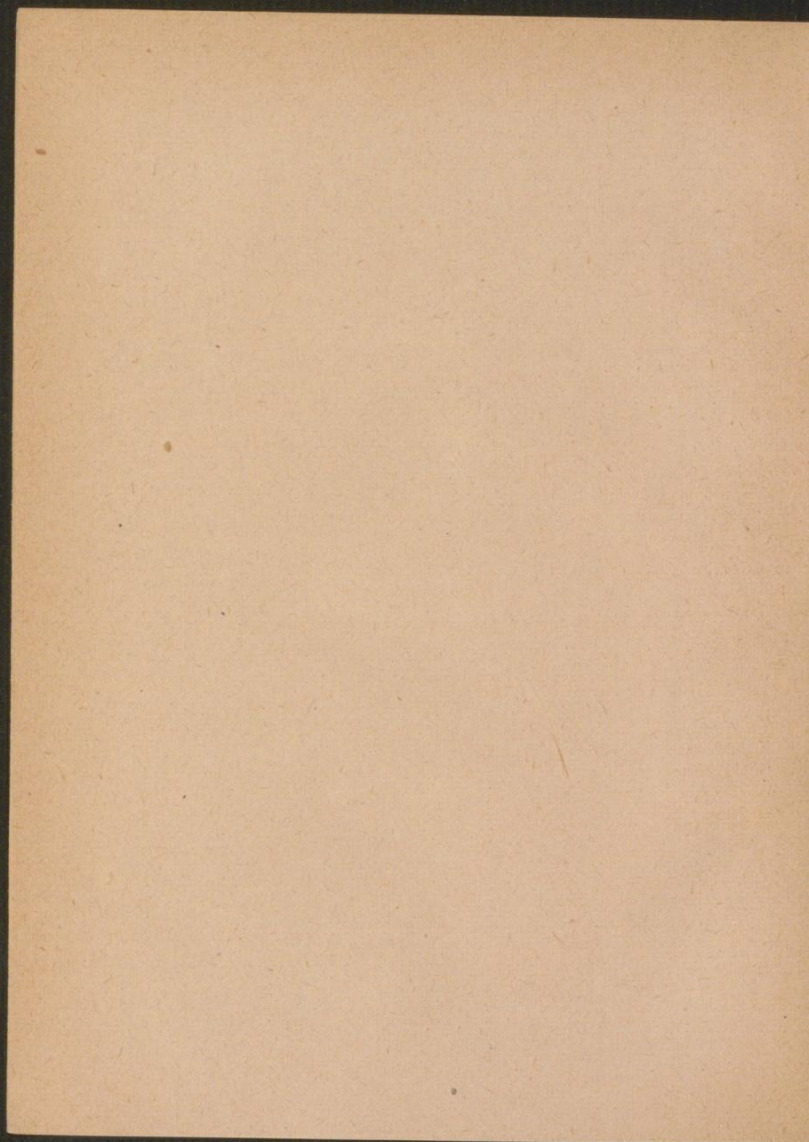


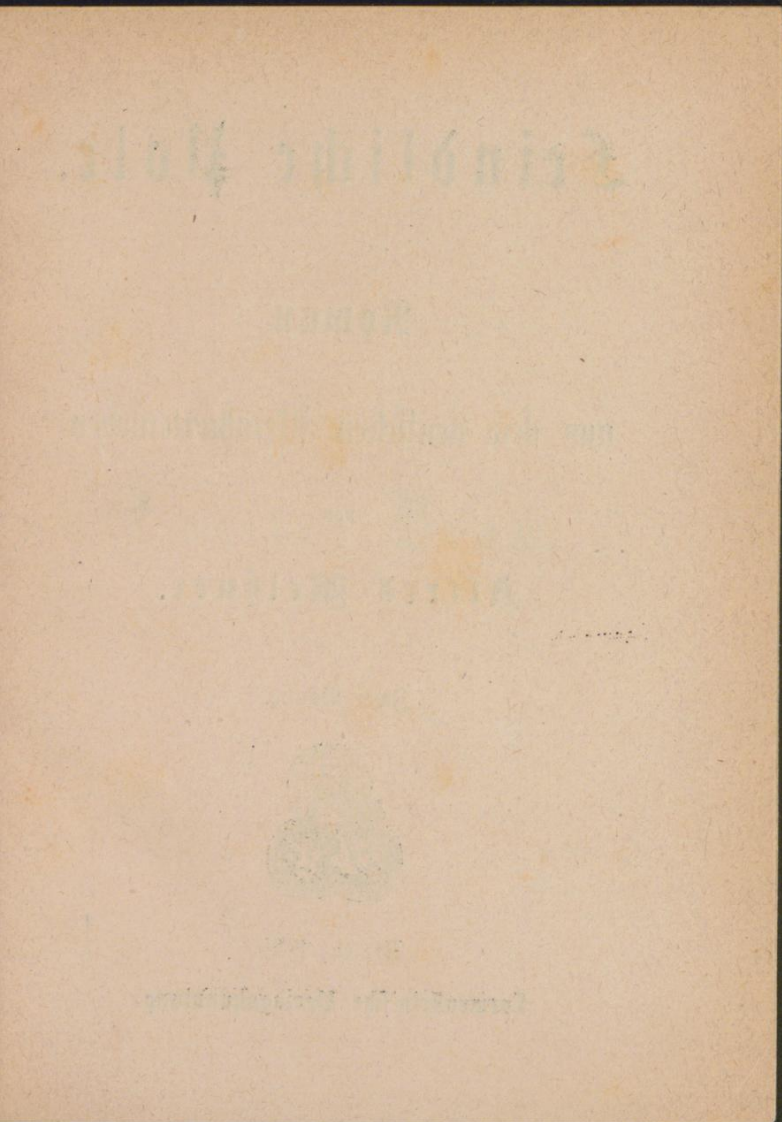
Berlin, 1878.

Coewenstein'sche Verlagshandlung.









Feindliche Pole.

~~~~~  
Roman

aus dem deutschen Kleinstaatenleben

von

Alfred Meißner.


—  
Zwei Bände.



Berlin, 1878.

Coewenstein'sche Verlagshandlung.

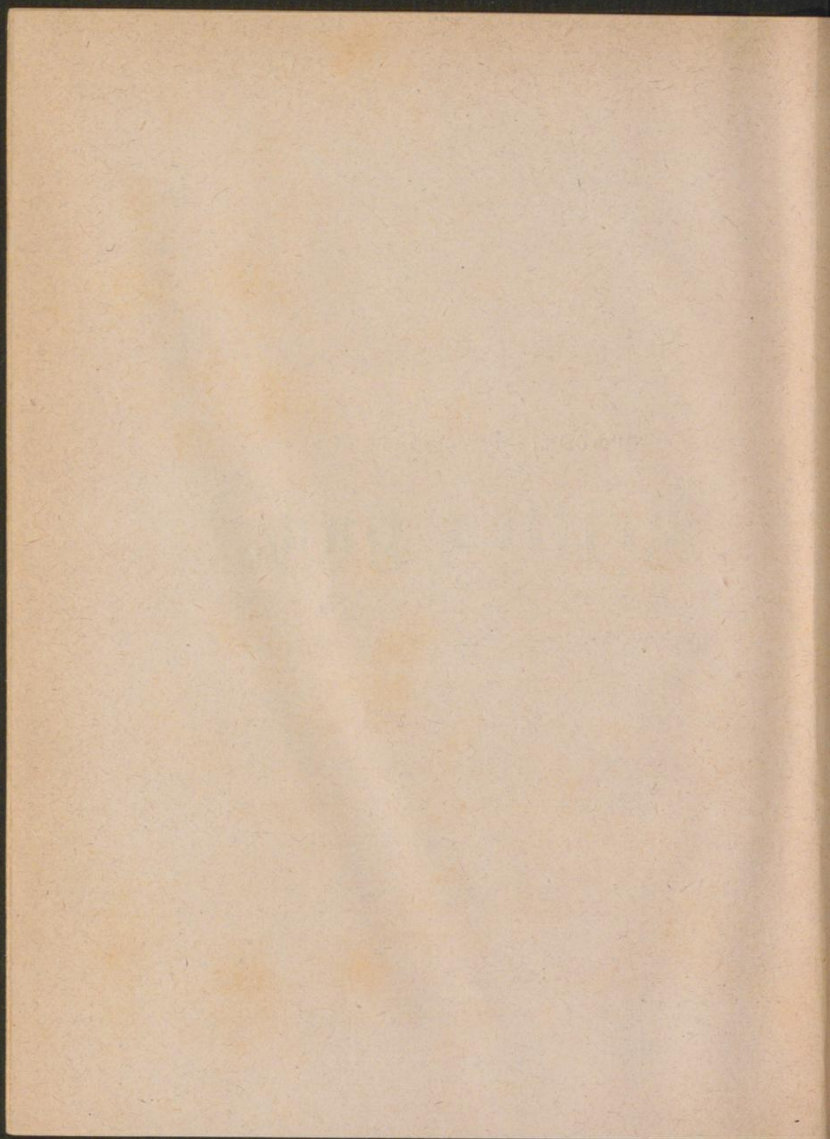
Zweiter Band.



CFM K 114 : 2

Drittes Buch.

---



## Erstes Kapitel.

Das Haus der Familie Feldern hatte Einfluß und eine gewisse Macht; der Haushalt glich dem eines kleinen Hofes, dessen Königin Frau von Feldern war. Sie hatte ihre Audienzstunden, zu denen sich Leute in den bedeutendsten Stellungen einfanden. Die Einen wollten sich ihren Einfluß zunutze machen, Andere zog ihre Schönheit an. Man antichambrierte je nach der Laune der schönen Frau längere oder kürzere Zeit und entnahm ihrem gnädigen oder ungnädigen Gesichte den Erfolg des Gesuches.

Vor einem Jahre noch war es anders. Da hatte Alles noch ein gewisses Maß. Die Rücksicht auf die öffentliche Meinung hielt da Frau von Feldern noch in Schranken. Jetzt liebte

sie es, mit ihrer Macht zu glänzen, der Rest von Scheu, Zurückhaltung war abgestreift. Sie hatte sich immer mehr in den Glauben an die Niedrigkeit der Menschen eingelebt. Immer schärfer faßte ihr Blick Diejenigen in's Auge, die sich nicht zu Dienern hergeben wollten. Jeder beleidigte sie, der sie nicht zu bemerken schien.

Bei alledem lagerte über dem Hause, wie eine schwere Luft, eine gewisse Atmosphäre der Mißachtung. Je glänzender das Haus wurde, je prachtvoller die Feste, desto schwerer dieser Dunstkreis. Jedem Besucher, der den Fuß über die Schwelle setzte, wurde er fühlbar. Er war nicht zu bannen. Es war etwas an all' dieser Pracht und Herrlichkeit, was zu cynischen Scherzen und Bemerkungen Anlaß gab. Die Damen, die sich im Hause sehen ließen, waren größtentheils Durchreisende, oder sie befanden sich in einer unregelmäßigen Stellung zur Gesellschaft. Das ganze Haus mit seinem prachtvollen Saale und seinem großen dahinterliegenden Garten war gleichsam eine Art von Monaco, das Jeder

gesehen haben wollte, worin aber ein ständiger Gast zu sein, schimpflich war.

Schwerer noch als auf der Frau lagerte die Verachtung auf dem Manne, der, sei's aus Schwäche, wie ein Theil meinte, sei's aus Habsucht, wie ein anderer sagte, die Augen über das Thun und Treiben seiner Frau zudrückte. Herr von Feldern war ein Mann in den Vierziger Jahren, hoch und hager, nicht von unedlen Zügen. Ursprünglich heiter und lebenswürdig, hatte er mit der Zeit etwas Scheues und Unsicheres angenommen. Bei den Festen, die im Hause gegeben wurden, erschien er weniger als Hausherr, als wie ein Gast, den die Sache nichts anging und der davon gelangweilt war. In vorgebeugter Haltung, das Haar vorzeitig vom Frost des Alters gestreift, auf den Lippen ein gezwungenes Lächeln, kam er daher wie Einer, der das gegen ihn gesprochene Urtheil der Gesellschaft kannte und von dessen Last erdrückt war. Man war es gewohnt, daß er sich bald zurückzog und das Fest sich selbst und den Anordnungen seiner Gattin überließ. Niemand vermifste

ihn und der gewohnte ungenirte Ton wurde noch ungenirter, wenn das „Gespenst des Hauses,“ wie ihn die vom engeren Kreise nannten, fort war. Denn es war schon erlebt worden, daß das Gespenst unwirsch wurde und Aeußerungen, die ihm nicht gefielen, mit schneidender Schärfe heimzahlte.

Abermals hatte ein größerer Abendschmaus stattgefunden, die Gäste hatten sich erst in den frühen Morgenstunden entfernt. Die Unordnung, die solchen Gelagen folgte, war noch nicht getilgt. Im großen Speisesaale und in den Vorzimmern waren die Diener mit Aufräumen beschäftigt. Es hatte eben Acht geschlagen, und schon ging Herr von Feldern die kleine Treppe hinunter, die von seinem Schlafzimmer in den ersten Stock führte.

In einem Vorzimmer warteten Briefe, die die Post eben gebracht, auf einer silbernen Platte der Herrin. Herr von Feldern warf einen Blick auf einen derselben, der größer als die anderen war. Das Siegel zeigte ein Kreuz mit einer französischen Umschrift. Indem Feldern ihn auf-

hob, verdüsterte sich seine Stirne, um die Mundwinkel lief ein nervöses Zucken, mit einer Bewegung des Unwillens ließ er ihn wieder auf die Platte fallen.

Nun näherte er sich der großen Kinderstube. Hier forschte er. Wichtig! Es ließen sich schon die Stimmen seiner Kleinen vernehmen.

Beim Ton dieser glockenhellen Kinderstimmen entwölkte sich sein Gesicht, er trat rasch ein. Er fand seine beiden kleinen Mädchen, drei und vier Jahre alt, unter der Obforge einer Kinderfrau in einer mit frischem Quellwasser gefüllten Badewanne plätschernd.

Beim Anblick dieser kleinen Geschöpfe, die sich in ihrer Nacktheit unbefangen wie kleine Amoretten Correggio's tummelten und ihn mit lautem Zuruf begrüßten, begann das eben noch so düstere Gesicht des Mannes in lichter Vaterfreude zu strahlen.

„Ei, fast hätte ich Euer Lever verschlafen,“ rief er. „Ihr seid schon auf? Ihr seid schon im Wasser? Kleines Volk, wie geht es?“

Die Kleinen klatschten dem Vater mit den

nassen Händen in's Gesicht, die Kleinste kam eifrig herbei, ihm aus beiden Händen Wasser auf den Kopf zu gießen.

Und nun eilte Herr von Feldern zu dem leicht geheizten Ofen, wo an den Stuhllehnen die Bademäntelchen hingen.

Nun begann das Geschäft der Abtrocknung und der Toilette, doch der Vater konnte es nicht lassen, erst die eine, dann die andere der Kleinen wie triumphirend und unter allerlei Possen auf und nieder durch die Kinderstube zu tragen.

Dies war die Stunde im Tage, in der er Alles vergessen konnte, was ihn quälte, die einzige fast, in der er glücklich war.

Nun trat Fräulein Mary, die Erzieherin, ein, ein ernstes, schönes Mädchen, und wurde nicht minder laut, als vorhin der Vater, begrüßt. Man brachte noch die kleinen blonden Löckchen in Ordnung. Und nun zog Alles in das Frühstückszimmer, wo bereits der Kaffee über der Weingeistflamme brodelte. Gegenüber den drei Stühlen, wo die Kinder mit ihrer Erzieherin saßen, hatte der Vater seinen Platz.

Man hörte ihn öfter sagen, daß ihm nichts schmecke, als das Frühstück. Und nun gings an ein Plaudern. Die Kleinen erzählten von einem Vogelnest, daß sie gestern zwischen den halbenlaubten Zweigen eines Baumes entdeckt. Es habe die Form des zierlichsten Hütchens. Der Vater solle sie hinführen und Jedes hinaufheben, daß sie es genau ansehen könnten. Und da die Sonne trotz der vorgerückten Jahreszeit warm und freundlich herunterblickte, machte sich Feldern, ein Kind an jeder Hand, gleich auf den Weg.

Fräulein Mary folgte.

Endlich, gegen Elf, hatte Frau von Feldern ihr Toilettezimmer verlassen und sich in den untern Stock begeben. Die Briefe wurden ihr überbracht, sie durchlas sie, auch den mit dem Kreuzeszeichen gesiegelten, ohne daß sich ein Zug in ihrem Gesichte verändert hatte. Dann schellte sie zweimal.

Das war das Zeichen für die Erzieherin zu erscheinen.

Als diese nicht kam, erscholl die Glocke bald doppelt heftig.

Fräulein Mary trat ein.

„Wo stecken Sie? Wo bleiben Sie so lange? Wissen Sie nicht, daß Sie täglich um diese Zeit bei mir zur erscheinen haben?“ fragte Frau von Feldern mit einem strengen Blick.

„Ich war im Garten bei den Kindern.“

„Und die setzen Sie der scharfen Morgenluft aus?“

„Herr von Feldern selbst hat sie mitgenommen —“

„Sie sollten wissen, daß Sie sich nur an meine Ordre zu halten haben. Doch vor allem Andern sollten Sie Sitte und Anstand lernen. Sie sind ohne Verbeugung hereingekommen. Statt sich zu entschuldigen, werfen Sie den Kopf zurück. Sie haben noch zu sehr den Dünkel der Beamtenstochter . . . .“

„Dann erlaube ich mir zu fragen —“ sagte das Mädchen hocherröthend.

„Gehorsamst zu fragen,“ fiel Frau von Feldern

ein. „Bei mir fragen Sie gehorsamst, wenn-  
gleich Ihr Vater Kreisgerichtsrath war!“

„Nur auf seinen ehrenvollen Namen bin ich  
stolz, nicht auf seinen Titel!“ erwiderte das  
Mädchen.

„Sie erlauben sich, vor mir Theater=Sen-  
tenzen auszukramen? Gehen Sie jetzt, ich werde  
selbst nach den Kindern sehen.“

Fräulein Mary entfernte sich; unmittelbar  
darauf trat ein Kammerdiener ein.

„Geheimrath Hammer wünschen seine Auf-  
wartung zu machen.“

Der Name hatte in Frau von Feldern's Ohren  
keinen guten Klang. Der Mann hatte sich nie  
vor ihr gebeugt. Jetzt aber wünschte er für  
seinen Schwiegersohn eine Stelle in den könig-  
lichen Forsten; die Leute waren ohne Vermögen.

„Ich lasse bitten, ein andermal!“ sagte Frau  
von Feldern kurz.

„Der alte Herr,“ sagte der Kammerdiener  
gleichsam fürbittend, „sind zu Fuß gekom-  
men . . . .“

„Ich bedauere, ein andermal!“ wiederholte Frau von Feldern.

Der Kammerdiener entfernte sich.

„Man muß die Leute erziehen!“ sagte Frau von Feldern zu sich. „Jahrelang war er unhöflich, jetzt kommt er als Bittsteller! Endlich hat er wollen müssen und hat nicht dürfen.“

Sie erhob sich und schritt auf dem Wege nach der Kinderstube durch einen kleinen Salon.

Da stand auf einer Staffelei, halb vollendet, ein Porträt von ihr, das von einem ausgezeichneten Künstler gemalt wurde. Vor diesem Bilde, daß sie mindestens um zehn Jahre verjüngt zeigte, hieß es sie weilen; sie rückte einen Stuhl heran und setzte sich; es überkam sie eine dämmernde Erinnerung an ihre Vergangenheit. Sie mußte sich sagen, daß die Schönheit, die ihr entgegenblickte, auch ihr Fatum war. Diesen Augen, diesen Brauen, diesen Linien verdankte sie Alles, Gutes und Schlimmes! Sie sah sich, die Tochter eines armen Handwerkers, wie sie, das Körbchen am Arme, über die Gasse gehend, schon alle Blicke auf sich lenkte. Mit dem Be-

wußtsein ihrer Schönheit war auch der Ehrgeiz erwacht. Sie sah die niedrige, ärmliche Wohnung, den franken Vater im Bette und den jungen, dunkellockigen Arzt, der, von ihren Augen gefesselt, immer wieder kam, bis der Vater starb und sie allein stand . . . . Sie sah sich als junge Frau plötzlich, durch die Wallung einer edlen Natur, die nur der innern Stimme gemäß, wenngleich dem Rathe der Welt zuwider, zu handeln gewohnt war, emporgehoben aus aller Sorge und allem Schmutz und in eine ihr neue Welt versetzt. Ihm verdankte sie Alles, auch die Erziehung, und sie wäre immer auf gerader Bahn geblieben, wenn seine feste Hand sie noch länger geleitet hätte. Aber er starb in der Blüthe der Jugend, und sie, ohne Vermögen, ein Kind an der Hand, halb gebildet, voll des Dranges, die Welt zu genießen, befand sich in einer gefährdeteren Lage als je zuvor . . . . Die kleine Stadt war ihr unerträglich geworden, sie begab sich mit ihrem Töchterchen in die große süddeutsche Residenz . . . . Hier hatten ihre schönen Augen bald wieder Wunder gewirkt.

Ein junger, in den aristokratischen Kreisen einflußreicher Mann, Graf und Priester zugleich, wurde auf sie aufmerksam und trat ihr näher. Beichtvater und Gewissensrath vornehmer Damen, vermittelte er ihr den Zutritt in mehrere hochkatholische Adelsfamilien. Ihre Schönheit, ihre tadellose Aufführung empfahlen sie, sie flößte in ihrem Trauerkleide ein melancholisches Interesse ein. Ihre kunstfertige Hand lieferte feine Arbeiten, die sie ganz still in die Modemagazine trug. Niemand verstand es so, feine Guipüren herzustellen. Sie half vornehmen Frauen Teppiche und Paramente, prächtige Kirchengewänder sticken. Auf ihren Drang, die Welt zu genießen, mußte sie verzichten, sie lebte wahrlich nur, wie die Spanier von frommen Personen sagen, para vestir los santos, die Heiligen zu bekleiden — wohl aber gestaltete sich ihr Leben ruhig und angenehm. Sie war in eine ihr bis dahin völlig unbekannte Welt eingetreten, in der Niemand ganz verloren geht, der ihre Formeln bekennt. Es wurde für sie gesorgt. Sie lernte einsehen, welches ungeheure

Gewicht auf den Schein, auf die strenge Erfüllung äußerlicher Uebungen gelegt wird. Da nahm sie ihr Eensfornngroß Katholicismus, daß sie als Doctor Hamond's Gattin kaum jemals practisch geübt, wieder hervor. Sie steigerte es den Anforderungen jener Kreise gemäß und sah es gedeihen und wunderbare Früchte tragen. Man behandelte sie mit großer Rücksicht, fast wie eine Angehörige, ja man setzte sie in den Stand, ihr schönes Töchterchen in das vornehme Pensionat unterzubringen, wo an sechshundert Gulden jährliche Pension zu zahlen waren . . . In einem jener aristokratischen Kreise hatte Feldern sie zuerst erblickt und war von ihrer Schönheit wie von einem Pfeil getroffen worden. Sie hatte sich seine Huldigungen eine zeitlang still gefallen lassen, dann aber ihn rasch und mit sicherer Hand der Heirath zugeführt. Es gelüstete sie längst, den Kreisen, in denen sie bisher nur geduldet war, selbst anzugehören. Fünf Jahre waren es nun, daß Feldern sie an den Hof gebracht. Da hatte der König eine Leidenschaft zu ihr gefaßt. Er zeichnete sie vor allen

Damen aus, man kann wohl sagen, er lag ihr zu Füßen. Das war für Helene von Feldern eine große seltsame Zeit, wunderbar noch immer für sie, wenn sie zurückjah! Der König beschwor sie, sich von Feldern scheiden zu lassen, sprach von Trauung an der linken Hand. Er beschwor sie, für ihn allein zu leben. Sie wies seine Anträge zurück mit einer Art Entsetzen, das nicht gespielt war. Eine gewisse Furcht vor dem Urtheil der Welt, eine Furcht, die ihr jetzt kindisch erschien, das Wagniß der Sache gab ihr Widerstandskraft. Feldern liebte sie damals so sehr, es wäre sein Tod gewesen. Sie wies den Antrag zurück. Sollte sie es jetzt bereuen? Sie kannte jetzt den König besser. Vielleicht wäre er in der letzten Stunde mit dem Hinweis auf die Schwierigkeit einer solchen Verbindung, den Widerwillen in der öffentlichen Meinung, den Gelat, den es machen würde, zurückgetreten, vielleicht hätte sie ihre ganze Zukunft einem wankelmüthigen Manne geopfert, der nach Erreichung seiner Wünsche ihrer überdrüssig geworden und sie verlassen hätte . . . Sie verstand

es damals, ihn abzuweisen in einer Art und Weise, daß sie in seiner Meinung wuchs und als eine Heroine der Pflicht, der Entsaugung vor ihm stand. Sie verstand es, ihn abzuweisen und doch festzuhalten . . . Sie duldete nur seine Geschenke, alles mit Widerstreben. Noch war ihr jeder politische Ehrgeiz fremd, sie kümmerte sich blutwenig um Regierungssachen. Sie war zufrieden, Auszeichnung zu finden, im Luxus zu leben, Pferde, Spitzer, Juwelen in Fülle zu haben. Aber der mächtige Eindruck, den die katholische Genossenschaft auf ihr Gemüth geübt, hatte sich ihr dauernd eingeprägt und blieb auch in protestantischer Umgebung gleich lebendig; es gab für sie nur eine im Tode wie im Leben seligmachende Kirche. Ihr Herz hatte sie längst abgeschworen. Der Gatte wurde ihr alltäglich, der greise königliche Wittwer mit seiner süßlichen Vergötterung, langweilig; da wurde ihr Herr von Themar, der so feck und herausfordernd an sie herantrat, interessant. Sie fühlte sich unheimlich angezogen von diesem Manne und von seiner tyrannischen Superiorität überwältigt.

Dieser Mann war ihr mehr als gewachsen. Er weckte den Sinn für Politik in ihr immer stärker und stärker. Hand in Hand mit ihm fühlte sie sich doppelt stark. Ob sie ihn zu ihrem Werkzeug gemacht, ob nicht vielmehr er sie zu dem seinigen, das erörterte sie nicht . . .

Ja, die Schönheit war ihr Fatum, aber ein mit Vergänglichkeit behaftetes, allen Zufällen ausgesetztes. Wie lange würde es noch in voller Kraft wirken? Das Alles zog halb klar, halb verhüllt an ihrer Seele vorüber, als sie so vor ihrem Bilde in nachdenklicher Selbstbetrachtung saß.

In dieser Stimmung traf sie ihr Gemahl. Die Verwandlung, die über ihn kam, wenn er bei den Kindern war, war wieder verflogen; düster, mit der gewohnten, ungewölkten Stirne, trat er vor sie hin.

„Guten Tag, Helene,“ sagte er. „Ich suche Dich schon lange. Hast Du nicht einen Brief aus dem Kloster erhalten? Von der Oberin? Was ist's mit Emma? Soll sie wirklich nach Belgien?“

„Allerdings,“ erwiderte Frau von Feldern.  
„Doch wozu die schon oft gepflogenen, nutzlosen  
Erörterungen?“ fügte sie nach einer Pause  
hinzu.

„O Helene,“ rief Feldern. „Wie lieb war  
Dir einst dies Kind! Wie lieb mir, in jener  
schönen, ersten Zeit! — Kannst Du sie wirklich in  
ihren jungen Jahren so zwischen Klostermauern  
einsperren wollen? Ich frage Dich: hat sie eine  
Jugend? Denke doch, wessen Tochter sie ist!  
Was würde ihr Vater, wenn er noch lebte, zu  
dieser Kloster-Erziehung sagen!“

Frau von Feldern liebte es nicht, an ihre Ver-  
gangenheit gemahnt zu werden.

„Und würdest Du unser Haus für einen  
passenderen Aufenthalt eines jungen Mädchens  
halten?“ fragte sie zurück.

Diese Frage lautete scheinbar unverfänglich,  
dem Gatten aber versetzte sie einen Stich.

„Uebrigens,“ setzte Frau von Feldern hinzu,  
„handle ich da ganz im Einverständnisse mit  
ihrem Vormunde, Herrn von Themar —“

Dieser Name, der Feldern der allerverhaßteste war, steigerte seine zornige Erregung.

„Das ist eine Verschwörung!“ rief er. „Ich will nicht, daß man mit einem Kinde so verfare, das ich wie mein eigenes liebe. Nein, ich erlaube es nicht! In dieser Frage habe ich auch etwas zu sagen . . .“

Die Gattin antwortete mit einem Blicke, der dies ironisch verneinte.

„Ja, ich habe etwas da zu sagen, ich, der Gatte ihrer Mutter, ich, der ihr jahrelang ein Vater war, stehe ihr näher, als jener Mensch, der —“

Er brach ab, seine Frau hatte sich erhoben und verließ das Zimmer.

Sie war an solche Ausbrüche gewöhnt, wußte aber auch, daß sie wie Strohfeuer in einer dichten, gesperreten Luft zu verlöschen pfliegen.

„O Weib, Weib, Weib!“ rief Feldern, als er allein war. „Wie kam doch dieser Hochmuth, dieser Frost, all' dies Böse in ihre Seele? Wie heilen, wo der Giftstoff im Blute sitzt?“

Die Misère seiner Ehe starrte ihn von allen

Seiten an. Ein weicher, allerdings auch leichtsinniger Mann, litt er von der Erbärmlichkeit eines schnöden, herzlosen Weibes und wurde von ihr für Alles, was er an ihr gethan, nur verhöhnt. Sein Lebensglück war vernichtet. Sollte er weiter zusehen?

„Nein,“ rief er, plötzlich sich jammelnd. „Zu lange schon lasse ich in meiner thatlosen Melancholie Alles geschehen. Ihr süßes, liebes Gesicht steht vor mir. Ihr Gram soll ein Ende haben. Ich will wie ein Mann handeln.“

Es kam ihm ein Gedanke. Seine alten Eltern, die beide noch am Leben waren, hatten ein Gut in der Nähe der Stadt, wo sie ganz still und zurückgezogen lebten. Sie standen außer allem Verkehr zu seiner Frau. Zu ihnen beschloß er Emma Hamond zu bringen. Bei ihnen war sie gut aufgehoben.

Am Abend desselben Tages war Herr von Feldern abgereist; wie es hieß, in einer Dienstfache, in Wahrheit flog er mit der Eisenbahn nach dem Süden.

Während Hermann, von Gernsbach heim-

fehrend, rathlos verzweifelte, war seiner Emma ein Beschützer erstanden. Er hätte diesen Namen nie errathen und, wenn er ihm genannt worden wäre, sich gewiß nur mit Verachtung über den Mann geäußert. Und doch war er vom Schicksal bestimmt, in der wichtigsten Angelegenheit seines Lebens sein Helfer und Bundesgenosse zu sein.

---

## Zweites Kapitel.

Es war ein paar Tage nach seiner Wahl zum Abgeordneten von Gernsbach-Großdorf, als Hermann ein höflich sibilirtes Schreiben des Polizei-Directors Herrn von Luttheroth bekam, in welchem er ersucht wurde, baldmöglichst in dessen Bureau zu erscheinen.

Hermann mußte lachen.

„Da giebt's was Neues, Thaidinger,“ wendete er sich an seinen Freund. „Ich habe alle diese Tage einer Klage des Staatsanwaltes wegen Beleidigung des Ministers entgegengesehen. Ich habe sie erwarten dürfen. Aber der freijende Berg gebiert nur ein unscheinbares Mäuslein. Sie werden mich wegen einer Preßsache hecheln. Ich gehe gleich, die Sache abzuthun.“

Bald darauf schritt Zoller die düsteren Treppen eines großen Gebäudes hinauf und durchwanderte eine Reihe von Zimmern, in welchen Foliobücher hoch an den Wänden aufgeschichtet waren und allerhand ältliche Schreiber, den Kopf auf die Hand gestützt, den gedankenvollen Blick auf einen Actenbogen gerichtet hatten.

Auf seine Frage nach Herrn von Lutteroth wurde Hermann an's Ende der Zimmerreihe, an eine niedrige Thüre gewiesen.

Als Hermann in das Gemach eintrat, hob sich ein Kopf, der ein militärisches Element mit dem bureaukratischen verband, langsam hinter der Galerie seines Schreibtisches empor, zwei gescheidte Augen schauten den Ankömmling durch eine goldene Brille an. Dieser Kopf, diese Augen, diese Brille gehörten Herrn von Lutteroth. Sein leicht ergrautes Haar, das einst von blendender Schwärze gewesen sein mochte, krönte in einem vollen, fast theatralisch wohlgeordneten Toupet das Haupt; der dichte, schwarze Schnurrbart schwang sich in zwei völlig symmetrischen Partien hoch über die Mundwinkel em-

por, die in einem jovialen Lächeln wohlerhaltene Zähne sehen ließen.

Als Hermann seinen Namen genannt, erhob sich der Polizei-Director und lud den Ankömmling mit weltmännischer Handbewegung auf's Verbindlichste ein, in einem Fauteuil ihm gegenüber Platz zu nehmen. Dann legte er den Blaustift in die Acten, die er zuschlug und begab sich mit elastischen Schritten an die Thüre.

„Sie erlauben,“ sagte er, „daß ich die Ordre ertheile, uns ganz ungestört zu lassen. Die Angelegenheit, die ich mit Ihnen zu verhandeln habe, ist so wesentlich delicater und privater Natur, daß uns jede Unterbrechung höchst lästig sein müßte.“

Hermann konnte nicht umhin, von einem kleinen Dämon gekitzelt, leichthin zu lächeln.

„Sie sind, verehrter Herr Doctor,“ begann der Polizei-Director, als er wieder in seinem Stuhle saß, „meinem Rufe auf die Minute gefolgt. Das ist ein gutes Anzeichen. Nehmen wir uns nun vor, die Angelegenheit, die uns zusammenführt, ganz ruhig zu behandeln. Eine

verletzende Absicht, einen animus injuriandi setzen Sie gewiß bei mir nicht voraus. Jede politische Tendenz liegt mir ferne. Ich, als administrativer Beamter, habe keine Parteilstellung, ich achte in Ihnen den Charakterfesten, überzeugungstreuen Publicisten und demnach —“

„Dürfte ich wohl bitten,“ warf Zoller ein, „mit Fortlassung aller Präambula an Ihre Mittheilungen oder Fragen gehen zu wollen?“

„Allerdings will ich das,“ erwiderte Herr von Luttheroth, sanft zurückgeneigt, indem sich seine Stimme in einer melodischen Cadenz gleichsam wiegte, „und Sie werden mir nichts übel nehmen, weil Sie sogleich erkennen werden, daß ich nicht beleidigen will. Ich gehe von der Ueberzeugung aus, daß die Wahrheit Ihnen werth und heilig ist und Sie nichts mehr verabscheuen, als einen Erfolg durch das Mittel der Täuschung. Verstehen wir uns über diese Auffassung?“

Hermann nickte: „Vollständig!“

„Eine Anzahl von Wählern des Districts, den Sie jetzt als Landtagsmitglied zu vertreten

hätten," hub Herr von Lutteroth langsam und mit Betonung jedes Wortes an, „hat eine Eingabe an das hiesige Amt gemacht und bittet nachzuforschen, ob sie auch in der That die zur Rechtmäßigkeit Ihrer Wahl erforderlichen Staatsbürgerrechte und das Heimathsrecht im Königreiche besitzen? Nach den gepflogenen Untersuchungen muß man es verneinen und es fragt sich nun, ob Sie sich einer Täuschung schuldig gemacht haben, oder sich im Zustande der Selbsttäuschung befinden. Wie können Sie sich über Ihre Staatsbürgerrechte legitimiren?“

Hermann war nicht wenig überrascht, nahm die Sache aber doch nur von der humoristischen Seite auf.

„Bis jetzt," erwiderte er, „habe ich ruhig in dem Glauben hingelebt, das Heimathsrecht im Königreiche zu besitzen. An eine Legitimation habe ich nicht gedacht und bisher nie eine gebraucht. Ich bin hier in der Residenz geboren, in der hiesigen protestantischen Pfarrkirche zu St. Paul getauft, meine Eltern hießen Tho-

mas und Maria Zoller, mein Vater war Bürger —“

„Gut,“ erwiderte Herr von Lutteroth. „Wie kam es nun, daß Thomas Zoller, Kaufmann allhier, den Sie als Ihren Vater bezeichnen, sein Haus, Berggasse Nr. 16, das Sie bewohnten, sammt seinem kleinen Vermögen an seinen nächsten Anverwandten, seinen jüngeren, nunmehr verstorbenen Bruder Andreas Zoller, vererbte, und Sie, sein Kind, vollständig überging? War Ihnen das nie auffällig?“

„Wahrlich nicht. Ich habe mich nie darum gekümmert.“

„Haben Sie nie daran gedacht, dies Testament als ungesetzlich anzusechten?“

„Niemals.“

„Das ist seltsam. Sie hätten dazu volles Recht gehabt. Das Haus gehört jetzt der Tochter des verstorbenen Andreas Zoller und ist auf deren Namen eingetragen . . .“

„Ich gönne es ihr von ganzem Herzen.“

„Sollte nun aber nicht das Räthsel Ihrer Umgehung im Testamente dadurch seine Lösung

finden, daß Sie nicht das Kind der Eheleute Thomas und Maria Zoller, sondern nur deren angenommenes Pflegekind sind?“

„Lächerlich!“ erwiderte Zoller, indem eine hohe Röthe in seine Wangen stieg. „Ich habe bis zum Tode meiner Eltern volle Kindesrechte genossen, alle Nachbarn, welche noch am Leben sind, werden bezeugen können —“

„Darin,“ erwiderte Herr von Lutteröth, „dürften Sie sich täuschen. Ich glaube nicht, daß die noch lebenden Nachbarn und Hausgenossen, zur Aussage aufgefordert, Ihre Abkunft von Thomas und Maria Zoller bestätigen würden. Glaubwürdige Personen darunter sind der Ansicht, daß diese beiden Ehegatten nur Ihre Pflege-Eltern gewesen. Wenn man, wie das geschehen ist, das Alter der Maria Zoller, das genau ermittelt werden konnte, in Betracht zieht, bleibt kaum ein Zweifel daran. Doch eine Frage. Besitzen Sie einen Tauffchein?“

„Zur Hand habe ich ihn eben nicht,“ erwiderte Hermann, „er dürfte aber unter den alten Papieren meines Vaters liegen. Ich bin eigent-

lich nie in die Lage gekommen, ihn irgendwo vorlegen zu sollen. Jedenfalls bedarf es nur eines Ganges auf die Pfarrei — ein Nachschlagen der Taufregister und ich habe ihn.“

„Das wird nicht so leicht gehen, wie Sie glauben,“ entgegnete Herr von Lutteroth. „Sie kommen im Geburtsregister unserer Sprengel nicht vor.“

„Und daraus schließen Sie?“ fragte Hermann.

„Daß sich das Ehepaar Zoller nur aus Gutmüthigkeit von Ihnen Vater und Mutter nennen ließ. Es war eine oft vorkommende Rücksicht auf ein Waisenkind. Wie alt waren Sie, als Thomas Zoller starb?“

„Sieben Jahre. Die Mutter war kurz zuvor gestorben.“

„Bei wem haben Sie seit dem Tode des Zoller'schen Ehepaars gelebt?“

„Es ist lange her, zwanzig Jahre beinahe,“ erwiderte Hermann, „ich entsinne mich aber jener Zeit ganz genau. Kurz nach dem Begräbniß meines Vaters kam eine Tante aus

Moskau zu mir und nahm mich mit sich. Ich verlebte zwei Jahre in Rußland. Nach dieser Zeit führte sie mich nach Deutschland zurück und gab mich — der Schule wegen — dem hiesigen Advokaten Wittich in Kost und Wohnung.“

„Wollten Sie mir wohl den Namen dieser in Rußland ansässigen Tante nennen?“

„Sie hieß Olga Denin und war Gouvernante in einem gräflichen Hause in Moskau, Demetrius Nischeroff. Alljährlich besuchte sie mich, leider nur kurz, und bald hörten ihre Besuche ganz auf. Ich war dreizehn Jahre alt, als sie starb. Sie vermachte mir ihr kleines Vermögen, mit dem es mir möglich wurde, die Universität zu beziehen.“

„Sehr gut,“ sagte Herr von Lutteroth.  
„Wenn Sie nun meine Einwendungen scharf in's Auge fassen — würden Sie sich nicht als reifer Mann und Rechtskundiger zur Annahme getrieben fühlen, daß die „Tante“ Olga Denin Ihre wahre Mutter gewesen sein müsse?“

„Ich würde,“ erwiderte Zoller rasch und in

großer Bewegung, „mich gewiß einer so herrlichen, so edlen Mutter nicht schämen. Aber — das ist eine Fabel, ein Phantasiegebilde polizeilichen Verdachts.“

„Und das ist vorläufig Alles,“ sagte Herr von Lutteroth ruhig, „was wir heute miteinander abzumachen haben. Benützen Sie, verehrter Herr Doktor, die Zwischenzeit, bis ich Sie wieder vorrufe, zur Erhebung Ihres Taufscheines und Ermittlung Ihrer Heimatsberechtigung. Ich wünsche von Herzen, daß Sie, mit wirklichen Beweisen ausgerüstet, bei mir erscheinen.“

Die Unterredung war zu Ende.

In unbeschreiblicher Aufregung verließ Hermann das Haus, das er so gleichmüthigen Sinnes betreten. Zweifel stiegen in ihm auf und wühlten in ihm, ein grenzenloses Mißbehagen erfüllte ihn ganz. Es war ihm, als wandle er in der Dunkelheit, im Walde, auf tückischem Moorgrund, der unter den Füßen bald weicht, bald aufwallt, und sähe Irrlichter höhnisch vor ihm hertanzen.

Daß das Haus seines Vaters jetzt nicht ihm,

sondern einer Cousine gehörte, war unstreitig seltsam, auffallend. Er hatte dieser Thatsache nie nachgefragt, so sehr waren seine Gedanken von jeher Allem abgekehrt, was Geld und Besitz hieß. Hätte ihn ein Anderer darauf aufmerksam gemacht und nach der Ursache gefragt, er hätte kurz geantwortet: Der Vater wird wohl das Haus vor seinem Tode verkauft haben. Er hätte keine Minute weiter darüber gegrübelt. Nun erst, aus dem Munde des Polizeidirectors, frappirte ihn die Thatsache und hatte für ihn eine ganz andere Tragweite.

Noch etwas Anderes fiel ihm jetzt als sonderbar auf. Olga und seine Mutter sollten Schwestern sein. Aber Olga Denin's Hände waren so klein und weiß, die der Mutter so roth und voll Frostbeulen! Olga Denin war in seiner Erinnerung eine feine, hochgebildete Dame, seine Eltern dagegen waren schlichte Bürgerleute. Der Abstand zwischen Beiden war unleugbar. In welchem Verwandtschaftsgrade war sie denn zu seiner Mutter gestanden?

Vielleicht, ja sehr wahrscheinlich wußte Klein's Mutter etwas über alle diese Dinge. Sie hatte ja schon im Hause gewohnt, als Zoller und dessen Ehefrau noch am Leben waren. Sollte er sich an sie wenden?

Er konnte darüber zu keinem Entschlusse kommen.

Eines nur stand jetzt für ihn fest: er wollte das kaum errungene Mandat niederlegen. Ihm graute vor möglichen, ja sicher eintretenden Erörterungen und Erhebungen, vor einer Publicität in Dingen, die nicht in die Publicität gehören. Alles gährte in ihm, Alles, der nächste Tag schien ihm unsicher.

So kam er in die Redaction zurück.

„Nun, wie stand es um des Berges Maus- und Mausgeburt?“ fragte Thaidinger.

„Darüber ein andermal,“ sagte Hermann kurz zu seinem Freunde. „Ja, es war eine Maus! Das teuflische Thier hat mir aber ein wichtiges Papier, ein wichtiges Dokument zernagt!“ fügte er zu sich selbst redend hinzu.

„Es hat mit scharfem Zahne die Pfosten zerfressen, auf denen das Geläube meiner Ruhe, meines Friedens stand!“

Thaidinger fragte nicht weiter. Ihn schreckte beinahe der Ausdruck der Verstörung im Gesichte des Freundes.

---

## Drittes Kapitel.

Herr von Lutteroth hatte dem Minister von Themar einen mündlichen Bericht über die mit Hermann Zoller gepflogene Unterredung abgestattet.

Der Minister war über die gewonnenen Resultate hoch erfreut.

Dieser junge Mensch, der ihn vom ersten Tage an bekämpft hatte, dieser Gegner, der ihm immer wieder quer über den Weg ging, dieser Mann, dessen Bedeutung unleugbar im Steigen begriffen war und der zu einem Volksmann heranwuchs, hatte einen ganz acuten, persönlichen Haß in ihm erzeugt. Er konnte sich die Miene geben, als verachte er seine publicistische Thätigkeit; sich selbst zu belügen war er nicht

im Stande. Zoller führte, gestützt auf seinen reinen Namen, seine untadelige Vergangenheit, offen und mit blanken Waffen einen Kampf gegen ihn, der, wenn die Masse Augen und Ohren hatte, schließlich zu seinem Verderben führen mußte. Er fürchtete ihn. Welcher Makel war er sich bewußt, was hatte er nicht Alles zu verbergen! Zoller's Angriffe gegen seine Person in der Wählerversammlung von Großdorf-Gernsbach waren ihm hinterbracht worden, sie trafen seine Ehre. Nun sollte der Verhaftete, dem es weder an unerschrockenem Muth, noch an zäher Ausdauer fehlte, in die Kammer kommen! Zoller's Rednergabe war ihm aus seiner juristischen Vergangenheit bekannt. Der Minister konnte diese Gegnerschaft unmöglich unterschätzen. Sie hinwegzuräumen, war das nächste Ziel, das er sich setzte.

„Also in den Taufregistern unserer Hauptstadt nicht aufzufinden?“ sagte er. „Vielleicht nicht einmal im Lande geboren? Manches, was auf russischen Ursprung hinweist? Ich will mir doch die zwei Namen: Graf Demetrius Usheroff

in Moskau und Olga Demin notiren. Da muß man Näheres zu erforschen suchen. Was meinen Sie, lieber Lutteroth? Wird sich der Nimbus dieses Publicisten noch einen Tag lang halten, wenn die Regierungsorgane schreiben: Der junge Moskowite, welcher unter dem Namen Hermann Zoller seine deutsch-nationale Thätigkeit entwickelte und sich in die Reihen unserer Landesvertreter einzuschmuggeln verstand . . . Ich denke, das wäre ein tödliches Gift!“

„Aus der Kammer ist er schon so gut wie ausgemerzt,“ erwiderte der Polizei-Director. „Daß Doctor Zoller bis zum Zusammentritt des Hauses die ihm fehlenden Papiere austreibe, ist undenkbar. Man soufflirt dann die aufgestiegenen und wohlbegründeten Zweifel dem richtigen Manne aus der Wahlprüfungs-Commission und die Wahl ist null und nichtig.“

„Ja, Ihre Aufschlüsse sind sehr werthvoll,“ schloß Herr von Themar. „Rechnen Sie auf meine Erkenntlichkeit. Für einen Mann von Ihrem Scharfblick und Ihrer Anhänglichkeit

muß ich bald etwas thun. Haben Sie irgend ein Anliegen?"

„Ich werde mich schon seinerzeit,“ erwiderte Herr von Lutteroth mit einer Verbeugung, „vertrauensvoll an Eure Excellenz wenden. Heute hab' ich noch einen Widerruf zu leisten und ein pater peccavi zu sagen. Das Ministerium hat mir vor einigen Monaten ein Zeugniß über Doctor Lorenz Klein's politische Führung abverlangt. Mein Gutachten lautete unvortheilhaft. Ich habe seitdem die persönliche Bekanntschaft dieses jungen Gelehrten gemacht, er hat mein volles Interesse gewonnen, ich muß revociren. Er hat sich, wie es scheint, völlig von seinen ehemaligen Gesinnungsgenossen losgesagt und lenkt in die besten Bahnen ein. Es ist von ihm gewiß kein schädlicher Einfluß auf die studierende Jugend zu erwarten und seine Kenntnisse weisen ihm sicher die Stelle an, die er im Auge hat.“

„Gut, gut,“ sagte der Minister. „Seine Eingabe soll noch einmal geprüft werden. Das Hinderniß lag ganz besonders in Ihrer Note.“

Der Polizei-Director entfernte sich.

„Diesen Doctor Zoller gründlich zu beseitigen, ist und bleibt eine Hauptangelegenheit!“ sagte Herr von Themar zu sich, als er wieder allein war. „Ich werde nach Moskau schreiben lassen, vielleicht lohnt es sich sogar, der Beschleunigung wegen, einen Commissär expresse hinzuschicken. Graf Demetrius Usheroff, Olga Denin, Gouvernante. Man muß herausbekommen, wer sie war . . . . Doch, das trifft sich ja herrlich! General Usherberg ist wieder da . . . . Seine Karte liegt schon seit einer Woche auf meinem Tische. . . . Er hat jahrelang in Moskau gelebt, in den besten Kreisen. Vielleicht hat er gar die Familie Usheroff gekannt, jedenfalls wird er mir angeben können, wo man sich nach ihr am besten erkundigt. Ich besuche den General.“

Eine Viertelstunde später fuhr der Minister in die Villa des Generals.

Sie lag unfern, auf einer bewaldeten Anhöhe, welche die Aussicht auf Stadt und Stromgebiet beherrschte.

General Usherberg, aus einer furländischen

Familie, war ein gebrechlicher Herr am Anfang der Sechzig. Ursprünglich ein homme à bonnes fortunes am Hofe des Kaisers Nikolaus, wurde er dann ein braver Soldat. Er hatte eine vornehme Russin geheirathet, aber keine glückliche Ehe mit ihr geführt. Von seiner Frau getrennt, kinderlos, in seinem Vermögen stark geschädigt, hatte er bald nach dem Krimfeldzug seinen Abschied genommen. Körperliche Leiden setzten ihm zu, Unruhe, Unzufriedenheit trieben ihn in der Welt herum. Er war bald in Nizza, bald in den böhmischen Bädern, pflegte aber immer wieder auf kurze Zeit die einsame Villa zu beziehen, die er, mit dem besten Vorsatz der Seßhaftigkeit, vor Jahren hier erworben.

Herr von Themar traf den einsamen alten Herrn auf der Terrasse vor seinem Hause mit dem Einwintern und Eindecken seiner Oleander und Cypressen beschäftigt.

„Aber, General, bei diesem schneidend kalten Winde arbeiten Sie im Freien!“ rief der Minister mit warnender Stimme.

Das Aussehen des alten Soldaten schien ihm, seitdem er ihn zuletzt gesehen, sehr zu dessen Nachtheil verändert.

Herr von Nischberg rief einen Gärtnerjungen herbei, trug ihm auf, nach seiner Anleitung fortzufahren und führte seinen Besuch ins Hochparterre, wo Beide in behaglichen Lehnstühlen Platz nahmen.

Das Erste, was der General that, war, Herrn von Themar zu seiner Stellung zu gratuliren.

„Man hat längst aufgehört, Minister zu beneiden,“ erwiderte dieser. „In diesem Punkte ist die Welt sehr vernünftig geworden.“

„Doch haben Sie, so viel ich weiß, Ihr Ideal nie in bürgerlicher Glückseligkeit gesucht.“

„Das wohl,“ erwiderte Herr von Themar. „Doch ist man hinterher erstaunt, im Besitze einer solchen Stellung so wenig Zufriedenheit zu finden. Man begegnet einer Gehässigkeit, die man kaum für möglich gehalten, und sieht, daß man den Menschen, wie man auch über sie dachte, noch immer ein allzu günstiges Vorur-

theil entgegengebracht. Der Hofwelt wird man bald überdrüssig —“

„Das ist ein Ball, auf dem ich schon lange nicht mehr mittanze,“ fiel der General ein.

„In der Politik aber,“ fuhr der Minister fort, „treten immer neue Schwierigkeiten auf, von Tag zu Tag, daß man ermüden zu müssen glaubt. Dabei diese Preßzustände! Man ist die Zielscheibe der unwürdigsten Angriffe und in Wahrheit schutzlos gegen sie. Unsere moderne Gesetzgebung hat sonderbare Verhältnisse geschaffen! Den Angreifern gewährt sie alle denkbare Freiheit des Angriffs, den Angegriffenen bleibt sie die Unterstützung schuldig. Man wird mit Nadeln gestochen, die Ehre wird angetastet; was läßt sich dagegen thun? Die sich geschickt hinter den Paragraphen des Preßgesetzes zu verbergen wissen, sind fast nie zu fassen und fast man sie doch — der Schaden ist unser! . . . .“

„Wie soll ich das nehmen?“ fragte der General, der bisher ruhig zugehört hatte, nicht ohne Ironie. „Machen Sie mir Vorwürfe? Ich

war's doch, der Ihnen in Paris zuredete, eine Stelle, die nur eine elegante Form des Müßigganges war, niederzulegen und, nachdem das Ministerium Auerstein wankend geworden, Ihr Glück hier, in der Nähe der Macht, zu suchen. Wäre es Ihnen lieber, daß Herr von Auerstein heute noch Minister und Sie sein Untergebener wären?"

„Das nicht!“ antwortete Herr von Themar.  
„Das nicht. Noch heute danke ich Ihnen für den Wink, den Sie mir damals — im Salon der Gräfin Swanzka — gaben.“

„Nun, jetzt gefallen Sie mir besser. Sehen Sie, es regiert Niemand ungern!“

„Man hat sein Schicksal,“ sagte Herr von Themar für sich, „und muß mit demselben fertig werden.“

„Und Sie werden damit fertig!“ rief der General. „Damit ist nicht ausgeschlossen — ich spreche mit soldatischer Offenheit — daß mein kluger Freund zuweilen auch über's Ziel hinaus-schießt und einen Mißgriff begeht. Ein solcher war's, meines Erachtens, die Candidatur in —“

„Ich gebe Ihnen vollkommen Recht, vollkommen Recht!“ rief Herr von Themar, indem ein Schatten über sein Gesicht zog.

„Sie sind damit,“ fuhr der General fort, „gewissermaßen vor das Land hingetreten und haben die Vertrauensfrage gestellt. Das war gar nicht nöthig. Weder für Ihre Selbsterhaltung, noch für die Regierung. Sie verdanken Ihr Mandat keiner unzuverlässigen Wählererschaft, sondern etwas unendlich Festerem: dem Willen des Königs . . .“

„Sehr wahr, sehr wahr!“ sagte der Minister. „Es war eine überzarte Gewissenhaftigkeit, wenn Sie wollen, politische Empfindelei, die mich so handeln ließ. Auch war der Platz sehr ungünstig gewählt. Nun, ich fühle meine Position dadurch nicht erschüttert. Einer guten Regierung kommt das Vertrauen von selbst entgegen . . . Doch lassen wir die leidige Politik . . . Heute führt mich eine persönliche Angelegenheit zu Ihnen — vielleicht können Sie mir eine gewünschte Auskunft ertheilen —“

„Ich stehe stets zu Diensten.“

„Sie waren jahrelang in Moskau und müssen die ganze dortige Gesellschaft kennen. Ist Ihnen ein Graf Demetrius Usheroff bekannt?“

„Ei, das will ich meinen,“ erwiderte Herr von Ushberg. „Ihn und seine Gemahlin kenne ich. Sie war eine Jugendfreundin meiner Frau — und Beide hatten Besitzungen in unserer nächsten Nähe. Das heißt, wir hatten etwa nur hundertundsechszig Werst von Schloß zu Schloß. Das nennt man in Rußland nahe. Solche räumliche Dimensionen sind in Europa einzig —“

„Vielleicht,“ fuhr Herr von Themar fort, „können Sie mir auch über eine Person Aufschluß geben, die zur Familie Usheroff in naher Beziehung stand. Die Sache betrifft einen trefflichen jungen Mann, für den ich mich sehr interessire und dem ich einen Dienst erweisen möchte . . .“

„Ich bin Ihnen gern behülflich,“ sagte der General, „doch bemerke ich, daß ich die Familie seit Jahren nicht gesehen habe. Ich weiß nur, daß der Graf und seine Frau noch am Leben

sind. Unsere Beziehungen sind durch meinen Aufenthalt im Auslande — und der dauert jetzt schon fünfzehn Jahre — sehr gelockert worden.“

„Das trifft sich nicht so unglücklich,“ erwiderte der Minister. „Das, wonach ich fragen möchte, ist auch ein Ding der Vergangenheit. Erinnern Sie sich vielleicht an eine junge Dame, die, ich weiß nicht recht, in welcher Eigenschaft — als Gesellschafterin oder Erzieherin — im Hause der Gräfin lebte, ihr Name ist Olga Denin?“

„Olga Denin! Gewiß erinnere ich mich ihrer!“ rief der General auffahrend. „Es giebt Personen, die etwas wie ein Licht in der Seele zurücklassen. Olga Denin! Sie kam bei Usheroffs in dem Jahre an, da ich als junger Ehe-  
mann zu ihnen in Beziehung trat. Wir kannten uns sehr gut. Ich habe eine verehrungsvolle Erinnerung an sie bewahrt. Sie war ein herrliches Geschöpf, schön, gut, hochgebildet, eine Helferin aller Kranken und Nothleidenden, selbstlos bis zur Aufopferung! Sie war ein Liebling

der Familie und mehr als Schwester wie als Dienende im Hause.“

„Was war sie für eine Landsmännin?“

„Jedenfalls deutscher Herkunft. Die Umgangssprache im Hause war französisch, sie sprach es wie eine Französin, wir aber pflegten, als wir genauer bekannt wurden, sehr oft deutsch mitammen zu sprechen. Fast immer. Ach, und was für eine Tonkünstlerin sie war! Oft waren wir mit der Absicht, Karten zu spielen, zusammengekommen, da war sie ans Clavier getreten, spielte deutsche Musik und Mitternacht kam heran, ohne daß wir's merkten; der grüne Tisch war unbesezt geblieben . . .“

„Wissen Sie nichts über ihre Familie?“

„Es war,“ erwiderte der General, „viel Räthselhaftes an ihr. Sie erwähnte nie ihrer Familie, ihrer Schicksale. Wir rührten auch nie an ihren Geheimnissen. Dazu hatten wir sie viel zu lieb. Sie flößte im Ganzen ein melancholisches Interesse ein. Es war klar, daß sie etwas zu verbergen hatte, was ihr geheim am Herzen nagte. Wir nahmen eine unglück-

liche Liebe an. Sie sorgte und sparte und legte zurück für einen Knaben, einen — sogenannten Neffen. Sie brachte ihn sogar nach Moskau und ich erinnere mich, ihn gesehen zu haben. Als ihr aber einmal zu Ohren kam, daß man das Kind — es war ihr wie aus den Augen geschnitten — für das ihrige halte, entfernte sie es gleich wieder. Sie war über zehn Jahre bei der Familie Uscheroff, da erkrankten die Kinder an einem bössartigen Scharlach. Sie pflegte sie wie eine Mutter und brachte sie alle durch. Wachte Tag und Nacht! Die Uscheroffs verehrten sie wie eine Heilige. Da erkrankte sie selbst zuletzt an dem schrecklichen Nebel und nach kurzer Zeit war sie eine Leiche. Die Familie war trostlos.“

„Würde wohl,“ fragte Herr von Themar weiter, „Gräfin Uscheroff jetzt etwas Näheres über ihre Herkunft und ihre Familie sagen können?“

„Schwerlich,“ erwiderte der General. „Noch oft und oft haben wir danach unsere beiderseitigen Gedanken über das Mädchen ausgetauscht, aber nichts herausbekommen, Ich weiß freilich

einen Ort, an welchem ihr Geheimniß bekannt sein dürfte. Aber es ist die Frage, ob man dort Auskunft würde ertheilen wollen. Ich glaube kaum.“

„Sie spannen meine Neugier,“ sagte Herr von Themar. „Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Ihre Mittheilung nicht mißbraucht wird.“

„Als Fräulein Denin,“ hob der General nach einer Pause wieder an, „auf das Sterbelager kam, bat sie die Gräfin Wscheroff, ein versiegeltes Packet in Empfang zu nehmen und es im Falle ihres Todes sogleich an seine Adresse zu senden . . .“

„Lautete die Adresse an einen Mann?“ fragte Herr von Themar mit großer Spannung.

„Ja, an einen Mann, an einen deutschen Officier. In welcher Beziehung er zu ihr gestanden, weiß ich nicht, kann sie mir aber denken. Vermuthlich der Nichtswürdige, der an ihrem Unglück, an einem ganzen verfehlten Leben die Schuld trug. Ich habe seitdem seinen Namen nie nennen hören — es ist ein paarmal gesche-

hen — ohne daß ich auffuhr und mir dachte:  
der verdient vermuthlich eine Kugel. . . .“

„Wie hieß der Mann?“ fragte Herr von  
Themar nicht ohne Erregung.

„Er hieß von Rodenegg. Näheres über ihn  
wäre allerdings zu erfahren. Er war oder ist  
Oberst — ich weiß nicht, in welcher Armee.“

Herr von Themar war einen Moment ganz  
fassunglos. Er war bleich geworden, seine Augen  
stierten in's Ungewisse.

Ein Schauer durchrieselte ihn vom Kopf bis  
zu den Füßen.

„Ich danke Ihnen vielmals für Ihre Mit-  
theilungen,“ murmelte er.

Er stand auf und ging ein paar Schritte, als  
ob er seinen Hut suche, den er auf den Stuhl  
neben seinen Sitz gestellt.

„Warten Sie, bleiben Sie noch ein wenig!“  
sagte der General, der, selbst tief in Gedanken  
versunken, für die Bewegung des Anderen kein  
Auge gehabt hatte, „mir fällt etwas ein.“

Er klingelte, ein Diener trat ein.

„Geh' hinauf ins rothe Mittelzimmer,“ sagte

der General. „Das Bureau dort ist offen. Darin liegt eine Anzahl alter Albums mit Photographien. Bringe Alles herunter, Alles.“

Der Diener ging.

Herr von Themar war noch immer außer sich. Er fürchtete — er wußte kaum, was. Es war ihm zu Muth, als solle ein Geist citirt werden und die Grabeserscheinung werde den Mantel auseinanderschlagen und die Hand nach ihm ausstrecken. „Geh,“ rief es in ihm. „Suche einen Vorwand, dich fortzustehlen, ehe das Buch kommt. Das Schreckliche nicht wissen, ist das Beste. Wenn — aber ich träume ja und fazele — es ist unmöglich, undenkbar! Ottilie hat sich ja in den Strom gestürzt. Eis-schollen sind über sie weggegangen. Nein, sie ist es nicht. Das Alles sind Punkte, die nur meine Phantasie für eine Contour hält. Der Schuldige sieht überall Gespenster und fährt bei einem zufällig gesprochenen Wort zusammen . . .“

So vergingen qualvolle Minuten, welche ihm Ewigkeit schienen.

„Wir finden sie vermuthlich Alle noch da,“ sagte der General; „den Grafen Demetrius, seine Frau, die Kinder, Olga Denin. Es interessiert Sie vielleicht . . .“

„Gewiß, gewiß. Sehr,“ erwiderte Herr von Themar aus gepreßter Brust und trat ans Fenster.

„Es giebt,“ sagte Herr von Nischberg, „ein passives Heldenthum, das mir immer Achtung abgerungen hat, wo ich ihm begegnete, in der Hütte, in der Zelle, in der Klausur, im Salon. Wo werthtätige Liebe waltet, wo Geduld und Sorge um Andere — da wird ein Adelsbrief verdient, wohlverstanden, ein wirklicher Adelsbrief! Gut ab davor! Gut ab! Oder hab' ich nicht Recht? . . . Sie sagen nichts? Das versteht man erst, wenn die Haare grau — die Abendzeit da ist, wenn man geschmeidter und besser geworden. Oder hab' ich nicht Recht?“

In diesem Augenblicke kam der Diener zurück und hatte die Albums mitgebracht.

Der General blätterte eine Weile in dem Buche, das er zunächst ergriffen, dann rief er:

„Das ist sie! Das ist das sinnend gesenkte Haupt! Das sind die schönen träumerischen Augen!“

Herr von Themar ging mit dem Buche in die Fensterbrüstung, wo sein Gesicht abgewendet blieb und sah das Bild an.

Er war sprachlos, starr, außer sich.

Er hatte das Bild Ottilie von Rodenegg's vor sich.

Er vermochte nicht auf die Bemerkungen Nischberg's Antwort zu geben.

Endlich sagte er:

„Ich habe das Mädchen nie gesehen . . . Die Photographie, die recht verblaßt und verwitert ist, giebt keine rechte Vorstellung von ihr . . . aber sie muß schön gewesen sein . . .“

„O, sie war wunderschön!“ sagte Nischberg noch ganz warm. „Ich kann mir kein schöneres Bild einer stillen Dulderin denken . . . Wer erkennt nicht die Spuren stumm durchkämpften Weh's auf diesem Gesichte?“

„Es scheint wirklich so!“ murmelte Herr

von Themar. Er hatte seinen Hut ergriffen und schüttelte dem alten General die Hand.

„Leben Sie wohl und haben Sie Acht auf Ihre Gesundheit! Wir werden uns jetzt hoffentlich recht oft sehen! Ich zähle darauf.“

Der Minister ging und Aschberg ließ es sich nicht nehmen, ihm bis an die Grenze seines Gutes das Geleite zu geben. An den Oeandern auf der Terrasse vorübergehend, blieb er stehen und pflückte noch eine der schönen, vollen, hochrothen Blumen.

„Da,“ sagte er, und reichte sie Herrn von Themar hin. „*Nerium odorum*. Wie sie duftet! Auch diese Blüthen erinnern mich oft an sie, von der wir eben so viel gesprochen. Sie trug sie so gerne im Haar. . . .“

Themar nahm die Blume nur zögernd in die Hand. „Adieu, alter Freund, Adieu!“ sagte er und machte sich eilig davon.

---

## Viertes Kapitel.

Herr von Themar saß wieder in seinem Wagen. Vor ihm ging die Sonne unter und spiegelte eine breite Säule geschmolzenen rothglühenden Erzes über den Fluß. Das Geräusch der des Abhanges wegen gehemmten Räder auf dem kiesigen Boden war scharf und knirschend. Er war ganz verstört. Bald schloß er die Augen, und dann hatte er ein Gefühl, als würde er auf eine Nichtflätte geschleift; dann öffnete er sie wieder und erwachte aus seiner Verstörung zum Bewußtsein der Lage.

Das Erste, dessen er inne wurde, war ein Gefühl des Schreckens, daß Alles so sei, wie es war. Er hatte so lange nicht mehr jener schrecklichen Ereignisse gedacht, hatte die Gedanken

daran, wenn sie vor ihm auftauchten, durch Zerstreuungen jeder Art wieder verjagt. Als er damals Frau von Feldern die Geschichte seiner Jugendliebe erzählt, hatte er den wichtigsten Incidenzfall derselben nicht blos verschwiegen, sondern geleugnet, leidenschaftlich und mit dem Schein der Empörung geleugnet. Er hatte gelogen, ebensowohl aus Schonung der Geliebten, als mit der Absicht, seine Schuld zu verkleinern.

„Nun weiß ich Alles,“ sagte er zu sich, wie ein Kranker in der Wagenecke liegend. „Ottilie hat sich nicht in den Strom gestürzt. Sie hat nicht das grauenhafte Ende gefunden, wie die Welt damals gemeint, das Ende, von dem ich hundertmal Nachts geträumt. Ihr Kind unter dem Herzen, von mir auf das Schändlichste verlassen, ist sie heimlich entflohen, um unter fremden Namen, als Dienerin in einem fremden Hause, fern von all den Ihrigen, weiterzuleben — aber wie? Mir graut, daran zu denken, wie es in ihr ausgesehen. Hier war sie verschollen. Trügerische Umstände haben den

Schein erzeugt, ihr Verschwinden als Selbstmord zu erklären. Alles stimmt, Alles stimmt!“

„Hermann Zoller ist mein Sohn. Mein erbittertster Gegner, der Feind, der mich zu stürzen strebt, mein ärgster Feind ist mein Sohn!“

„O das Schicksal! Es läßt Vieles hingehen, dann einmal wieder ist es gerecht und straft grausam!“

„O, ich Thor! Ich, dem Alles daran gelegen, daß das Geheimniß verscharrt bleibe, habe nicht gerastet, bis es an den Tag kam. Ich habe die Schaufeln in Bewegung gesetzt, es auszugraben; ich habe, wie von einem Dämon getrieben, selbst mitgeholfen. O, mir wäre besser, ich wäre nie dahintergekommen, nie!“

„Eines ist klar und gewiß,“ dachte er weiter. „Mein Sohn weiß nichts von seiner Abkunft, ahnt sie nicht. Aber das Packet, das Ottilie an ihren Vater sendete — was enthielt es? Die volle Anklage gegen mich? Wie weit gingen die Enthüllungen? Gleichviel. Entweder weiß der Oberst nicht das Schlimmste, den Fehltritt seiner Tochter mit mir und dessen

Folgen, oder er ist stolz genug, zu schweigen. Dann ist nur er der Wissende, und er ist alt, er wird sein Geheimniß mit hinübernehmen. So läuft Beides auf Eines hinaus. Er und Zoller kennen sich nicht, wissen nichts von einander. Die Enthüllung, die ich da muthwillig aufgestöbert, wird keine weiteren Consequenzen haben. Nur ich, ich genieße im Stillen das Schauspiel, wie mein eigener Sohn mit allen Mitteln gegen den Vater schlägt!“

Mit diesen Gedanken trat er in sein Haus und ging über eine Seitentreppe in sein Arbeitszimmer.

Gleich darauf, voll Unruhe, klingelte er; der Diener erschien.

„War nicht Herr Hofrath von Lutteroth hier?“

„Er wartet im Vorzimmer,“ lautete die Antwort.

„Bitten Sie ihn, einzutreten.“

Unmittelbar darauf trat der Polizei-Director ein.

„Lieber Hofrath,“ sagte Herr von Themar,

„foeben habe ich über Fräulein Olga Denin Erkundigungen eingezogen. Sie war eine geborene Russin und stand zu den Eheleuten Zoller in gar keiner näheren Beziehung. Zoller ist im Lande geboren. Es ist kein Zweifel mehr, daß wir wenigstens sein Heimathsrecht nicht bestreiten können.“

Lutteroth wollte repliciren.

„Nein, nein,“ rief der Minister. „Ich weiß, was Sie sagen werden, es ist aber besser, einen Gegner, wie ihn, nicht unnützerweise herauszufordern. Wir lassen die Sache auf sich beruhen.“

Herr von Lutteroth war auf das Höchste frappirt.

„Aber, Excellenz,“ wendete er ein, „unnützerweise! Er ist so gut wie schon beseitigt!“

„Ich will nichts davon wissen!“ rief der Minister mit Heftigkeit. „Ich gehe sogar weiter. Laden Sie schnellstens den Doctor vor — geben Sie einen Irrthum von Ihrer Seite zu, und — bestärken Sie ihn im Glauben an seine Abkunft.“

„Ich stehe blindlings Euer Excellenz zu Befehl,“ murmelte Herr von Lutteroth, „aber —“

„Es bleibt dabei!“ betonte der Minister, „es bleibt dabei!“

Herr von Lutteroth verbeugte sich und war im Abgehen, als ihn Herr von Themar nochmals zurückrief.

„Noch Eins, lieber Hofrath! Erkundigen Sie sich — aber ganz privatim — nach den Eheleuten Zoller. Suchen Sie herauszubekommen, was sie waren. Ihr Vorleben —“

„Das ist bereits geschehen, Excellenz!“ erwiderte der Polizei-Director. „Die Untersuchung war wirklich eine höchst sorgfältige. Thomas Zoller war ein Kaufmann, der sein Geschäft in seinem späteren Alter aufgab und sich bald darauf verheirathete. Seine Frau war auch schon so ziemlich bei Jahren. Sie war fünfundzwanzig Jahre lang bei dem jetzigen Obersten Rodenegg auf Lassenbach in Diensten gestanden. Als Stubenmädchen, glaube ich. . .“

„Nun sehen Sie!“ murmelte Herr von Themar. „In welcher Beziehung sollte die gebo-

rene Kuffin Olga Denin zu den Zollers stehen! Sie laden heute noch Herrn Doktor Zoller vor. Wir würden einen großen politischen Fehler begehen, wenn wir auf dem eingeschlagenen Wege weitergingen.“

Der Polizei-Direktor entfernte sich, Herr von Themar blieb in größter Aufregung zurück.

„Wenn da noch ein Zweifel möglich wäre, jetzt ist er behoben!“ rief er, sich in einen Stuhl werfend. „Wenn mir noch ein Bedenken übrig geblieben wäre — ich sollte sagen, eine Hoffnung — jetzt wäre sie verschwunden! Alles ist klar. Ottilie hat bei einer ihr ganz ergebenen Person Unterkunft gefunden und durch deren Hilfe ihr Geheimniß gewahrt. O, sie war klug —“

Er schloß schmerzensmüde die Augen.

Auch Herr von Lutteroth stand noch lange im Gedankenkreise, den diese Unterredung um ihn gezogen.

„O, diese Großen!“ dachte er, langsam den Weg zu seinem Bureau einschlagend. „Wie wetterwendisch sind sie! Wie springen sie um! . .

Sie wissen nicht, was sie wollen. Die vielen Untersuchungen, voll Fleiß, voll subtilen Scharfsinnes — sind umsonst. Man hat die gesuchten Indicien, da heißt's, die Grube wieder zuschütten, Alles lassen, wie es war. Jetzt soll ich Irrungen eingestehen, Widerruf leisten, Abbitte thun! Wer sagt noch, daß es nicht schwer sei, mächtigen Herren zu dienen?

---

## Fünftes Kapitel.

Die Veränderung, die mit Lorenz Klein vorgegangen, war tief eingreifend und äußerte sich täglich deutlicher. Er ließ sich kaum mehr an den Orten sehen, die er sonst zu besuchen gewohnt war, und wich seinen Freunden, wo er konnte, aus, wie wenn er sich vor einer Strafrede fürchtete. Es hatte wirklich das Aussehen, als ob seine Verbindung mit Fräulein Anselmi in eine Heirath auslaufen solle.

Jener Abend, an welchem sich das Geständniß hingebender Liebe den Lippen der Schauspielerin schmerzlich und widerstrebend entrunnen, war dem guten Menschen äußerst verhängnißvoll geworden. Er fühlte sich in seiner treuen Seele fortan gebunden und verpflichtet, derjenigen, die

im Kampfe mit sich selbst ihren Gefühlen unterlegen war, Alles zu sein. Er hielt sich für den Gegenstand einer späten und dennoch ersten, tiefschmerzlichen Liebe und wollte, was Opferfähigkeit betraf, nicht hinter der Geliebten zurückbleiben. Er stellte sich die Frage, ob die Ehe zwischen einem Gelehrten und einer Theaterdame überhaupt denkbar und möglich sei und mußte es sich verneinen. Die Ehe eines großen deutschen Denkers mit einer gefeierten Sängerin stand als warnendes Exempel vor ihm. Doch das änderte nichts an dem Factum: er war gebunden und hatte nichts zu thun, als dem kategorischen Imperativ zu folgen. Immer wieder erwachten Zweifel in ihm, aber er gebot ihnen Schweigen. Dabei machte ihn seine Pflichttreue nicht glücklich, ja er mußte sich sagen, daß er in seinem ganzen Leben, das bisher so glatt und ruhig verlaufen, nie so unzufrieden mit sich selbst gewesen sei. Vor vier Wochen noch hätte er den Gedanken an eine solche Heirath mit Empörung von sich gewiesen, jetzt hatte er sich damit vertraut gemacht. Seine Zweifel waren

nicht widerlegt, aber durch den Gedanken der Pflicht und einen Theil Leidenschaft zurückgedrängt, mußten sie schweigen.

Fräulein Anselmi dagegen, die ebenso vor Wochen die Verbindung mit der guten Schulmeisterseele — so nannte sie Klein — ganz undenkbar gefunden hätte, sah jetzt die Sache anders an. Es lag einmal in ihrer Natur, von den hochfliegendsten Ausichten zu sehr nüchternen zurückzukehren, und diese Zeit der Depression war für sie gekommen. Sie überschaute ihr Leben. Hier, wo ihr das Glück eine Weile so absonderlich schön gelächelt, war sie wieder durch die Ränke der Frau von Feldern zurückgeworfen worden. Ihr Glaube an ein Mißgeschick, das sie persönlich verfolgte, trat wieder hervor. Mehrmalige Versuche, reiche und große Partien zu machen, waren jedesmal gescheitert.

Sie näherte sich jetzt den Dreißigen und hatte Verstand genug, einzusehen, daß ihr Talent der Unterstützung durch ihre Erscheinung gar sehr bedürfe. Den wahrhaft großen Künstlerinnen durfte sie sich nicht beizählen, sie hatte sich nir-

gendwo dauernd in der Gunst des Publikums erhalten. Mußte sie, wenn sie Klein heirathete, auf's Theater verzichten? Solch ein Opfer kam ihr nicht in den Sinn, wohl aber begriff sie die Vortheile, die ihr aus dieser Verbindung erwachsen konnten. Der Titel Fräulein klingt nicht mehr gut, wenn man sich den Dreißigen nähert. Die journalistischen Verbindungen Klein's versprachen ihrem Namen häufigere Nennung und erneuerten Glanz. Seine Stellung konnte durch Lutteroth verbessert werden, jedenfalls hatte sie als seine Gattin eine ganz andere Stellung als bisher in der Gesellschaft zu gewärtigen. Als Mann hatte ihr der blonde Gelehrte gar gut gefallen, obgleich sie dessen wirklichen, dessen innern Werth zu würdigen ganz außer Stande war.

So hatte sie nach und nach den Schwarm ihrer lärmenden Verehrer verabschiedet und häuslichere Gewohnheiten angenommen. Sie war aus dem theueren Hotel, das ganz außer Verhältniß zu ihren Mitteln stand, fortgezogen und hatte sich in eine noch immer hochelegante, aber

wohlfeilere Wohnung eingemiethet. Klein sah diese Einschränkungen und war geneigt, diesen Maßregeln, die doch nur aus ihrer Klugheit hervorgingen, einen innern Werth beizulegen. Er reflectirte viel darüber und deutete schließlich Alles, wenn es sich nur erst befestigt hätte, zu seinen Gunsten, als eine Möglichkeit des Glückes. Er hatte das Wort Heirath noch nicht über den Rand der Lippen gehen lassen, wälzte aber Tag und Nacht den Gedanken daran im Kopfe herum.

Manchmal stieg das Bild eines lieblichen Mädchens vor ihm auf, das seine Schülerin war und mit verehrungsvollen Augen zu ihm empor sah, aber vor der stolzen Schönheit der tragischen Liebhaberin mußte das einfache Bürgerkind bescheiden in den Schatten treten.

Eines Abends hatte sich Klein mit seinem Besuche fast um zwei Stunden verspätet. Es war um die Dämmerungszeit. Er fand die Thüre des Vorzimmers offen, entledigte sich seines Ueberrockes, den er an einen Haken des Kleiderrechens aufhing, und war eben im Be-

griffe, an die Thüre der Geliebten zu pochen, als Mery, das Dienstmädchen, rasch herausfuhr.

„Fräulein sind recht unwohl!“ sagte sie in ängstlich gedämpftem Tone, den Finger auf dem Mund, wie wenn sie in einem Krankenzimmer wäre.

„Mein Gott, doch nichts Ernstliches?“ murmelte Klein erschreckt.

„Hoffentlich nicht. Wohl nur die gewöhnliche böse Migräne. Das Fräulein war den ganzen Tag über sehr fleißig, beschäftigte sich mit der Herstellung der Toilette für „Donna Diana“ und richtete sich dann ihr Boudoir her. Mindestens zwölf Lorbeerkränze — die schönsten mit den breitesten Bändern — hat sie da aufgehängt. Ob sie sich dabei erkältet hat? Ich weiß nicht. Sie fühlte plötzlich Kopfschmerz. Nun wünscht sie sich möglichste Ruhe. Bis vor Kurzem hat sie Sie erwartet, nun aber hat sie sich niedergelegt. Ich glaube, sie schläft schon.“

„Ich werde morgen früh wieder anfragen,“ sagte Klein, auf leisen Sohlen den Rückzug an-

tretend. „Melden Sie ihr, wenn Sie sie noch sehen sollten, mein innigstes Bedauern, meine besten Grüße und Wünsche für ihre Besserung.“

Das Mädchen versprach es.

Und Klein trat wieder an den Kleiderrechen, zog den Ueberrock an und ging fort.

Er bedauerte die Geliebte, die krank darniederlag, und ärgerte sich über sich selbst, daß er darüber nicht unglücklicher war. Denn in der That war es ihm gar nicht unangenehm, einmal einen freien Abend vor sich zu haben. Es war wohl ein Götterfest, das schöne Weib zu umschlingen, es war aber auch sehr angenehm, einmal den Druck nicht zu spüren, der ihn fest und sicher dem Hafen der Ehe zuführte.

Er merkte, wie er durch diese Verbindung aus dem Kreise seiner Freunde herausgekommen und in gesellschaftliche Klassen hineingerathen, für die er nicht passe. Er war der Adelswelt und den bloßen Genußmenschen immer vorsichtig aus dem Wege gegangen, nun mußte er zu ihnen in Beziehung treten; denn das Schauspielervolk bildet ein Anhängsel dieser Kasten.

Ihm graute, wenn er die Kreise der eigentlichen Freunde und Verehrer seiner Geliebten überjah! Und nun seine alte Mutter, die nicht ohne ihn leben konnte! Wie sollte die sich zur Schauspielerin stellen? War eine Hoffnung da, daß sie sich jemals verständigten? Ihm war, als ginge es an Fräulein Anselmi's Seite zur Fahrt in ein fremdes Land, in dem er nie heimisch werden könne . . . .

Und sie selbst? Ließ es sich hoffen, daß sie jemals seine Interessen zu ihren eigenen machte? Hatte sie Verständniß, Geduld, Zeit, Sinn dafür? Er hatte schon oft versucht, sie in seine Welt einzuführen, hatte aber immer gefunden, daß der leichteste Theaterklatsch sie mehr interessire, als alle Probleme der Gegenwart. Er hatte ihr Bücher gebracht, sie hatte sie angesehen, hatte gegähnt und sie bei Seite gelegt. Das einzige Buch, in welchem sie gern las, war ein Buch, das ihr der Buchbinder zu Stande gebracht hatte. Auf den weißen Blättern desselben pflegte sie seit Jahren die ihr günstigen Recensionen einzukleben . . . .

Dies alles bedenkend seufzte Lorenz Klein aus tiefster Brust.

„O es wäre besser, wenn ich minder glücklich liebte!“ dachte er und schlenderte langsam und auf Umwegen der Redaction entgegen, wo er noch etwas abzugeben hatte. Im schmalen, nur von einer Oellampe erhellten Corridor traf er Thaidinger.

„Hier, Bester,“ sagte er, „ist das gewünschte Manuscripthen!“

Er zog ein Blatt aus der Tasche, das er Thaidinger übergab.

„Willst Du nicht hereinkommen?“ fragte dieser. „Zoller ist da . . .“

„Er schreibt gewiß und ich mag ihn nicht stören,“ sagte Klein. „Morgen oder übermorgen besuche ich ihn in seiner Wohnung.“

Er wollte fortteilen.

„Du, hör' einmal,“ rief Thaidinger ihm nach, „da hast Du Dich geirrt. Das ist nichts Geschriebenes, das ist etwas Lithographirtes. Ein Menu —“

„Merkwürdig!“ sagte Klein und fuhr wieder

rasch in die Brusttasche. „Aha, da hab' ich das Rechte!“

Wieder übergab er Thaidinger ein Papier.

„Auch das ist es nicht!“ rief Thaidinger, das Ding beim Schein der Lampe prüfend. „Das ist das Repertoire der nächsten Woche —“

„Ich bin doch merkwürdig zerstreut,“ rief Klein lachend und in allen Taschen herumfahrend. „Verkehrtes hab ich eingesteckt und das Richtige zu Hause gelassen.“

„So geht's, wenn man Frauenzimmer im Kopfe hat,“ meinte Thaidinger.

„Heute noch sende ich Dir das Bewußte unter Couvert,“ erwiderte Klein, ohne auf den Vorwurf weiter einzugehen.

Er eilte die Treppe herunter und stellte sich an die nächste Gaslaterne.

„Potage à la purée d'artichots — Skerlett à la Russe — agneau à la Westmoreland — Sanglier,“ las er. „Wie bin ich doch zu diesem Küchenzettel gekommen?“ fragte er sich. „Wann habe ich das Alles gegessen? Mein

Magen hat wirklich ein gar zu kurzes Gedächtniß . . .“

Noch war er in Nachdenken darüber versunken, als ein Blick auf seinen Rock ihm Alles erklärte. Derselbe paßte ihm wie auf den Leib gegossen, hatte aber neue Knöpfe und eine andere Farbe bekommen und war mit einem Worte nicht der seinige. Zu Hause hatte er doch den seinigen angezogen — wo hatte er den fremden eingetauscht? Offenbar nur im dunklen Vorzimmer des Fräuleins Anselmi. Also: während die Geliebte, an heftiger Migräne leidend, zu Bette lag und ihn nicht empfangen konnte, war Jemand bei ihr. Wer war es? Eifersucht und wilder Zorn erwachten in dem sonst so ruhigen Manne.

Nachdem Klein ein paar Straßen auf- und abgelaufen war, ohne zu einem Entschlusse kommen zu können, wendete er sich schnurstracks der Wohnung der Künstlerin zu. Er klingelte scharf, Alexe öffnete ihm, unleugbar mit einem verblüfften Gesichte, sie wollte das vorher Gesagte wiederholen und ihn abweisen; er aber, sie bei-

seite drängend, stürmte vorwärts, durch den halbdunklen Salon in das daran anstoßende Cabinet, dessen mouffelinverhängte Glashüre einen starken Lichtschimmer hereinfallen ließ.

Auf einer Causeuse, pittoresk hingelagert, im reizendsten der Costüme, ruhte Fräulein Anselmi. An dem herangerückten runden Tisch saß der Intendant des Hoftheaters, Gospot-Kircher, und knackte noch einige Krachmandeln, die zu den Ueberresten des gemeinsam verzehrten Soupers gehörten.

Klein blieb beim Anblicke dieses Tête-à-tête wie vom Blitze getroffen, Fräulein Anselmi richtete sich mit einem verlegenen Gesichte auf, nur Gospot-Kircher war ganz ruhig und suchte der Sache eine humoristische Seite abzugewinnen.

„Ihre Migräne hat sich unter ärztlicher Behandlung schnell gegeben,“ war das erste Wort, das von Klein's Lippen kam.

„Mein Kopfleid,“ sagte Fräulein Anselmi, „ist nervöser Natur. Es war den ganzen Tag über äußerst heftig, plötzlich Abends war es wie

weggeblasen. Da ich seit achtzehn Stunden nichts über die Lippen gebracht, ließ ich mir nun mein Mittagessen als Souper serviren. Unser lieber Intendant traf mich, als er vor zehn Minuten hier eintraf, in voller Thätigkeit und war so freundlich, mit theilzunehmen.“

„Wie schlimm, daß ich Sie Lügen strafen muß, Fräulein Anselmi!“ sagte Klein. „Als ich vor etwa anderthalb Stunden vor Ihrer Thüre abgewiesen wurde, saß der Herr Baron schon hier.“

„Das ist zum Lachen!“ rief die Schauspielerin. „Alexe wird es Ihnen bestätigen können —“

„Und ich werde sie widerlegen,“ erwiderte Klein, „denn ich trage den Beweis dessen, was ich sage, mit an meinem Leibe herum . . .“ Er riß an seinem Rocke. „O, mir das in's Gesicht zu behaupten — doch wie sagt der Dichter:

„Alt ist das Wort, doch bleibt hoch und wahr der  
Sinn,

Daß Scham und Schönheit nie zusammen, Hand in  
Hand,

Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad —“

„Na,“ fiel der Baron, gezwungen lachend, in die Rede, „sein ist Ihr Citat nicht und die Verse, von wem sie auch sein mögen, lahm und schlottrig. Eigene Arbeit, Herr Doktor?“

„Nein, nicht eigene Arbeit, hochgeehrter Herr Intendant!“ erwiderte Klein. „Es sind Verse und vielleicht die allerberühmtesten aus dem zweiten Theile des „Faust“, den auf die Bühne zu bringen Sie sich zur Lebensaufgabe gemacht haben. Was dem Lande diese Absicht schon kostet, dürfte leicht nachzurechnen sein.“

„Sie werden sehr anzüglich, Klein,“ sagte der Intendant, „doch heute nehme ich Ihnen nichts übel. Werden Sie ruhig, setzen Sie sich zu uns und nehmen Sie an einem zwanglosen Mahle Theil.“

Er langte bereits nach den Flaschen.

„Ja wohl, zwanglos! Zwanglos im buchstäblichen Sinne des Wortes! Zwanglos, wie die Soupers in den Pariser Restaurants, wenn der Dpernball zu Ende!“ erwiderte Klein, mit einem wilden Blick auf Fräulein Anselmi's ver-

führerisches Negligé. „Zu zwanglos für meinen Geschmack!“

Bei diesen zornig hing gesprochenen Worten begann das Phlegma des Barons zu schmelzen. Er erhob sich in ganzer Höhe und fragte:

„Beabsichtigen Sie eine Othelloscene aufzuführen? . . . Wie kommen Sie dazu? Besitzen Sie hier Hausrechte?“

„Zum Glück noch nicht!“ erwiderte Klein. „Und war ich Thor genug, sie mir zu wünschen, der heutige Abend lehrt mich darauf verzichten! . . . Fräulein Anselmi, ich habe einen angeborenen Widerwillen gegen Masken, und wo sich die Schauspielkunst ins Leben fortsetzt, halte ich nicht mit. Leben Sie wohl! Auf der Bühne will ich Ihre Kunst, zu täuschen und sich zu verwandeln, bewundern, aber der Betrogene in der Comödie zu sein, die Sie zu Hause spielen, dazu fühle ich mich zu gut!“

Es wäre für einen unbetheiligten Vierten, der diese Scene mit angesehen hätte, eine Freude gewesen, den ehrlichen Zorn, den sich selbst befreienden Losbruch in dieser sonst so schüchternen

und zurückhaltenden Natur zu sehen. Erhobenen Kopfes stand der junge Mann da, während Fräulein Anselmi bleich und verstört darsaß und kein Wort auf ihren sonst so beredten Lippen hatte. Der prokige Hoftheaterleiter, der mehrmals ritterlich einsetzen wollte, kam nicht über die mangelhaftesten Versuche hinaus.

Klein hatte sich indessen des verhängnißvollen Rockes, der ihm wie ein Nessusgewand am Leibe zu brennen schien, entledigt, zwei Blätter fielen auf den Boden.

„Hier, Herr Baron,“ sagte Klein, „die beiden Objecte, um die sich von jeher Ihre Weltanschauung gedreht: ein Menu und ein Wochen-Repertoire!“ Er legte Beides auf den Tisch. „Und nun viel Vergnügen!“

Damit war er fortgestürzt.

Eine Viertelstunde später stand Klein vor seinem Freunde, der am Tische eines in der Nähe der Redaction gelegenen Speisehauses allabendlich zu gewohnter Stunde zu treffen war.

„Da, lieber Hermann, bin ich wieder!“ rief

er mit gedämpfter Exaltation. „Nimmst Du mich wieder auf?“

„Warst Du mir denn wirklich jemals verloren gegangen?“ fragte Zoller lächelnd.

„Doch, doch,“ sagte Klein, wie ein reuiger Sünder.

„Ist Dein Verhältniß zur Anselmi gelöst?“ fragte Hermann.

„Auf immer und ewig.“

Zoller reichte ihm die Hand hin und drückte die des Freundes energisch.

Klein erzählte dem Freunde den ganzen Vorgang.

„Es konnte nicht besser kommen, als es gekommen ist. Deine Freunde und Alle, die es gut mit Dir meinen, waren über Dich in Sorge und Trauer, aber wie war Dir zu helfen, da Du nichts mehr von uns wissen wolltest? Du warst einem Phantasiereiz erlegen. Der Ekfel, das höchste Mißfallen hat kommen müssen, um Dich mit der Kraft eines Emeticums zu heilen. Jetzt bin ich um Dich weiter nicht in Sorge. Nun wird Ortsveränderung und neuübernom-

mene Pflicht das Uebrige dazuthun, Dich völlig wieder herzustellen.“

„Wie meinst Du das? Ortsveränderung . . .“ fragte Klein.

„Nun,“ sagte Hermann, „Du weißt doch, daß Du die Professur erhalten hast?“

„Kein Wort.“

Er war auf's Höchste erstaunt.

„Deine Ernennung steht im heutigen Amtsblatte.“

„Wird sich meine Mutter freuen!“ sagte Klein.

„Du freust Dich doch hoffentlich auch?“

„Meine Ernennung —“ sagte Klein mit stoßender Stimme, „ich fürchte, ich fürchte, ich verdanke sie — zum Theil wenigstens, meinem geheimen, zukünftigen, jetzt allerdings nicht mehr zukünftigen Schwiegerpapa. Herr von Lutteroth ist ihr Vater.“

„So sagt die Welt,“ erwiderte Zoller. „Doch vor Allem verdankst Du Deine Ernennung Deinen Verdiensten. Du hättest die Professur schon lange, wenn das frühere Ministe-

rium am Ruder geblieben wäre. Das jetzige hatte die Absicht, die schwebende Angelegenheit zu beseitigen — wer mag nachforschen, wieso und wodurch es auf den rechten Mann zurückgeführt worden ist, wie es dazu gekommen ist, gerecht zu sein? Du darfst die Stelle mit voller Beruhigung hinnehmen. Dir ist nur das geworden, was Du verdienst.“

Klein schwieg nicht ohne Bewegung. Ihm war der Urtheilspruch des Freundes von jeher wie ein Orakel.

„Du wirst Dich bald an den Ort Deiner neuen Thätigkeit begeben müssen,“ fuhr Zoller fort. „Er ist nicht so weit, um uns auseinander zu reißen und dennoch weit genug, daß wir uns manchmal ein Vierteljahr nicht sehen werden. Ich werde Dich schwer vermissen, jetzt schwerer als je. Liebende sind egoistisch; wärst Du nicht ganz in Deiner Leidenschaft gesteckt, hättest Du merken müssen, daß auch mit mir etwas vorgegangen . . .“

Klein horchte hoch auf und sah dem Freunde prüfend ins Gesicht.

„Du sollst Alles erfahren,“ sagte Hermann.  
„Aber ein andermal. Heute hast Du genug zu  
thun, mit Dir selbst fertig zu werden. Heute  
nichts mehr davon, keine Sylbe!“

---

## Sechstes Kapitel.

Einige Tage nach der Ernennung Klein's zum Professor der Kunstgeschichte bewegte sich in den Abendstunden ein kleiner Zug zu Fuße nach dem nicht allzufern gelegenen Bahnhose.

Es waren Freunde, die dem Scheidenden das Geleite gaben.

Voran, an der Seite der alten Frau, ging Hermann, in der Absicht, den Freund an seinen neuen Aufenthaltsort zu begleiten und dem unpraktischen Manne bei seinem Eintritte in lauter neue Verhältnisse zur Seite zu stehen. Die Wohnungsfrage lag der alten Dame gar sehr am Herzen und während sie zurückblieb und das Einpacken des Mobiliars besorgte, sollte Hermann dem Sohne ein Quartier nach ihrem Herzen ausfindig machen helfen.

In zweiter Reihe schritten Klein und Thaidinger. Sie hatten ein junges Fräulein in ihre Mitte genommen, hochgewachsen, blond, von sanften, angenehmen Zügen, welches, wenn es auch Thaidinger, der heute besonders gesprächig, ein Ohr zu leihen schien, doch fortwährend nach dem jüngeren Begleiter die blauen Augen verstoßen gleiten ließ. Es war Hildegard, Klein's Cousine.

„Unsere germanische Eiche ist heute ganz besonders sentimental,“ sagte Thaidinger mit einem ironischen Blicke auf Klein. „Sie senkt das Haupt und nur melancholische Seufzer entsteigen dem Wipfel. Hat man je einen jungen Mann so traurig seinem Glücke entgegengehen sehen?“

Auch das Fräulein war nicht zum Scherzen aufgelegt und blieb still.

„Er muß doch etwas hier zurücklassen, was ihm besonders lieb ist,“ fuhr Thaidinger beharrlich fort. Was mag das wohl sein? Die Mutter geht ja mit und seine Bücher kommen auch bald nach.“

Diese Neckereien waren Klein unangenehm, mochten sie nun auf Fräulein Anselmi oder auf die Cousine zielen. Er erwiderte:

„Rede doch nicht so. Stelle Dich nicht härter, als Du bist. Bin ich denn ein Nomade, der gleichgiltigen Herzens das Zelt abbricht und weiterzieht? Ich verlasse meine Vaterstadt, das alte Haus, in dem ich so viele Jahre gewohnt. In Stunden, wie diesen, zieht die ganze Vergangenheit an uns vorüber. In wenigen Tagen werde ich meinen ältesten und besten Freund von mir scheiden sehen. Wer wäre nicht ernst an meiner Stelle?“

Hildegard warf Klein einen dankbaren Blick zu.

„Das wird ein trüber Winter werden!“ sagte sie. „Ach, diese Lese-Abende! Wie viel Mühe, Lorenz, hast Du Dir gegeben, etwas Kenntnisse in meinen Kopf zu bringen! Das bleibt nun Alles liegen . . .“

„Dafür sollen Sie dieses Jahr mehr tanzen!“ sagte Thaidinger. „Besser Bälle, als Lesefränzchen.“

„O, davon will ich gar nichts hören!“ rief

Hildegard. „Ganz und gar nichts. Der bloße Gedanke daran ist mir schrecklich.“

„Wie schwer wäre es mir doch sonst geworden die Stadt zu verlassen und das Haus, wo ich meinen Sohn zum Manne heranwachsen sah“, sagte indeß Frau Klein zu Hermann. „Jetzt bin ich fast froh, daß wir fortziehen.“

„Und ihn der gefährlichen Zauberin ent-rücken? —“ sagte Hermann. „D, von dieser Seite ist keine Gefahr mehr, der Zauber ist gebrochen, der Kranke hat die Krise überstanden.“

„Ja, wenn das so gewiß wäre!“ meinte Frau Klein. „Wenn man eine schwere Krankheit überwunden hat, ist man noch lange nicht vor Rückfällen sicher . . .“

Sie waren in der Bahnhofshalle angekommen. Das Locomotiv dampfte schon, zischende Laute, grelle Pfliffe mischten sich miteinander, Gepäckkarren wurden eilig vorbeigeschoben und bedrohten Knie und Beine, da und dort stand eine Gruppe um einen Abschiednehmenden.

Da kam noch ein Dienstmann, der sich den Schweiß von der Stirne wischte, rasch an Klein

heran und übergab ihm einen Brief. Dieser sah die Adresse flüchtig an und steckte ihn rasch, ohne ihn zu öffnen, ein.

„Wer schreibt Dir noch in letzter Stunde?“ fragte die Mutter.

„Ein Abschiedsbillet. Es hat gar keine Bedeutung,“ erwiderte der Sohn.

„Wenn ihn das unglückselige Frauenzimmer nur losläßt,“ flüsterte die Mutter Hermann zu. „Da hat sie ihm wieder geschrieben. Er sagt mir nichts davon, aber ich weiß Alles. Reden Sie ihm ordentlich zu, lieber Doctor!“

Hildegard hatte nicht gefragt. Aber eine leichte Röthe auf Klein's Wange und die Hast, mit der er den Brief zu sich gesteckt, hatten auch ihr Alles gesagt. Sie fühlte es wie einen Dolchstich. Sie nahm ein strenges Gesicht an und trat, ohne es zu wissen, zurück in den Hintergrund.

„Nur gelassen, wir kommen noch fort!“ sagte Hermann zu seinem Freunde, der ganz nervös geworden war. Er hatte zugleich das richtige Coupé ausfindig gemacht und schwang sich rasch

empor, Klein in der Handhabung seiner Effecten behilflich zu sein.

„Leb' wohl, lieber Lorenz!“ sagte die Mutter am Halse des Sohnes. „Und schreib' recht bald und recht ausführlich.“

„Leb' wohl, Vetter,“ sagte Hildegard und reichte ihm eine kleine, zitternde Hand. In ihren Augen standen Thränen.

„Wie lange hab' ich Urlaub?“ wendete sich Hermann an Thaidinger.

„Drei, vier, fünf Tage!“ war die Antwort. „Geh' nur dem Umzug in die neuen Localitäten aus dem Wege. Aber am Dreizehnten gehst in der Kammer los.“

Der Zug setzte sich in Bewegung.

Das schnaubende Ungethüm, der Menschenfracht vorgespannt, war bald draußen vor der Stadt und schien auf offenem Felde erst recht lebendig zu werden. Weit, weit streckt sich die herblich graue Fläche, der schwere Wolkenzüge am Himmel den Eindruck starrer, abgeschlossener Ruhe geben. Auf den Stoppelfeldern weiden Schafsheerden und senken die Köpfe erschrocken,

wie das Ungethüm herkommt. Man fliegt am Arsenal vorbei, an Kasernen, an kleinen Dörfern und einzelnen Weibern. Schwarze Vögel verlassen aufgeschreckt die schwirrenden Telegraphendrähte und ziehen schaarenweise dem Felde zu. Man befand sich in einer weiten Landschaft, die von der in einer Wolkenwand untergehenden Sonne nur streifenweise beschienen war.

Die Freunde, die einander gegenüber in den Eckplätzen saßen, allein miteinander, schwiegen eine geraume Zeit.

Klein hatte den vom Dienstmanne ihm übergebenen Brief hervorgezogen, ihn wiederholt durchgelesen und war in tiefes Nachdenken versunken.

„Du hast noch einen Brief von Fräulein Anselmi erhalten?“ sagte Hermann. „Was schreibt sie Dir denn?“

Lorenz reichte dem Freund das Blatt mit kaum unterdrückter Bewegung hin:

Zoller las:

„Wie schrecklich strast sich die kleinste Un-

wahrheit! Weil ich einen Besuch vor Ihnen verleugnen ließ, aus dem Gefühl heraus, daß Begegnungen zwischen Director und Kritiker selten erfreulicher Natur sind — darum, ja darum habe ich das Herbeste erfahren müssen! Sonst habe ich doch nichts an Ihnen verbrochen. Aber die Fassungslosigkeit, mit der ich Ihre Zornausbrüche hinnahm? Wo Verstellung Worte findet, bleibt Unschuld stumm und hat nur den Schmerzensblick des Vorwurfs! Sie haben arg an mir gefrevelt, Freund! Werde ich Ihnen je verzeihen können? Darf ich es, ohne meinem Stolze zu viel zu vergeben? O, diese Tage! Sie haben mich mürrisch gemacht, sie haben mich gelehrt, daß mein Leben des Ihrigen bedarf. Es scheint mir ohne Sie kaum zu bestehen. Jeden Tag — jede Stunde habe ich Sie erwartet: als reumüthigen Sünder, mir zu Füßen! Aber, o die Männer sind hart, hart und kalt. Wie lange mußte ich warten? Bis zur letzten Minute bäumte sich mein Stolz; er muß kommen! Nein, er geht, geht ohne Abschied. Das ist zu viel! Allein, freundslos, von ihm verkannt —

das trage ich nicht. Eilen Sie zurück, Freund, sonst komme ich, Alles beiseite werfend, zu Ihnen . . . .“

„Rührende Klagen!“ sagte Hermann ironisch, nachdem er zu Ende gelesen. „Lauter Mißverständnis, Weltunerfahrenheit, die sich nicht rechtfertigen kann!“

„Thue ich ihr doch nicht am Ende Unrecht?“ fragte Klein ganz kleinlaut.

„Unrecht! Ueber die schmäbliche Thatsache der vorgespiegelten Krankheit und darüber, daß Sie in Gegenwart eines Dritten Dich zu belügen versuchte, geht sie eilig hinweg. Das Souper war harmlos. Das Tête - à - tête Zufall. Was solltest Du denn noch mehr sehen, um überzeugt zu sein? frage ich. Der Kniff, Dir Borwürfe zu machen, gehört zu den allerplumpsten. Sieh, ich finde in der ganzen Epistel keinen Gran wahren Gefühls. Alles Schminke, Lüge, Carmin und Bleiweiß! Alles dem Farbenkasten der Phrase entnommen!“

„Und was soll ich thun? Was ihr schreiben?“

„Du sollst den Brief keiner Zeile Antwort

würdigen. Schweigen ist auch eine Antwort. Keine Debatte über das, was Du doch mit eigenen Augen gesehen hast.“

„Und wenn sie kommt?“

„Sie wird es bleiben lassen . . . . Doch da haben wir auf der zweiten Seite noch eine Nachschrift. Was sind wir für zerstreute Leute! Wir hätten sie fast übersehen!“

Hermann bog das Blatt um und las, während Klein mit vorgestrecktem Kopfe zuhörte, Folgendes:

„Postscript. Fast hätte ich vergessen, Dir, lieber Freund, zur Erlangung Deiner Professur zu gratuliren. Wo blieb mein Kopf? Ach, vor dem Affront von neulich, über den Schmerz, den Du mir zugefügt, ist alles Weitere in den Hintergrund getreten. Nun, ich wünsche Glück. Herr Professor Klein klingt sehr gut. Vergiß nicht, Bester, einige Zeilen an meinen edlen Beschützer, Herrn von Lutteroth, zu richten, an den Mann, dem Du in schroffer Parteistellung nie Gerechtigkeit widerfahren liehest, und der

nun — — ich weiß, sein Wort war von entscheidender Wirkung . . . .

2. Postscript. Ich überlese meinen Brief und sehe, daß das „Du“ des Postscripts nicht zum „Sie“ der ersten Seite stimmt. Pardon, Herr Kritiker! Pardon!“

Klein's Wangen waren hochgeröthet.

„Auch das noch!“ rief er, plötzlich wild auf-fahrend. „Ihr soll ich die Stelle danken! Wenn das wahr wäre — wenn das Jemand glauben könnte — wenn Jemand so dumm oder so boshaft wäre —“

„Sei ruhig, Freund,“ tröstete Hermann. „Die Frau ist klug, sie kennt Dich. Sie bringt alles vor, was Dich binden kann und thut es so unvorsichtig, daß sie dabei sogar Deinem Stolz zu nahe tritt. Laß gut sein! Du bist kein Günstling. Wer Dich für ein Protections-kind der Hofpartei hält, mag sich für's Geld sehen lassen! Das ist mein letztes Wort. Und nun den Kopf in die Höhe und frischen Muth!“

„Ja, Du giebst mir wieder Muth!“ rief Klein, des Freundes Hand ergreifend und schüt-

telnd. „Ich bin wieder ruhig, wenn ich Dich zur Seite habe. Wie danke ich Dir, daß Du mir das Geleite gibst!“

„Ich verdiene keinen Dank!“ versetzte Hermann. „Wenn Du wüßtest, wie mir zu Muth ist, wüßtest Du auch, daß ich es daheim nicht aushalte. Mir wirbelt der Kopf; ich brauche Bewegung.“

„Ich weiß, ich weiß, wie Dir ums Herz sein muß.“

„Eine eigenthümliche Stimmung ist in mir,“ fuhr Hermann fort, „eine grenzenlose Unruhe und Unzufriedenheit. Wo ich nicht bin, dahin zieht es mich, und wo ich sitze, glaube ich es nicht aushalten zu können. Ich frage mich, was mir wieder aufhelfen kann?“

Klein drückte theilnehmend des Freundes Hand.

„Sieh,“ sagte Hermann, „eine zwiefache Last liegt auf mir. Ich habe Dir Alles erzählt, Du weißt, was in dieser letzten Zeit auf mich einströmte. Was ist aus Emma geworden? Das ist das Eine. Kann ich ihr helfen? Nein, ich

muß Alles gehen lassen, wie es geht. O, diese Liebe war schon von Anfang an zu einem gewaltigen Ende verurtheilt. Ihre Mutter — so fremd sie ihr auch stehen mag, sie ist doch ihre Mutter. Und diese Erziehung! Emma wird am Kloster zu Grunde gehen. Wenn ich sie je wiedersehe, wie werde ich sie finden? Ach, das sah ich schon von allem Anfang an, schon am Tage, als mir ihr erster Brief ihre Herkunft enthüllte! Aber Eines fesselte mich so stark und immer wieder auf's Neue: ihre Hilflosigkeit. Einen Freund kann man dulden und kämpfen sehen — er fällt neben uns von einer Kugel getroffen, wir reichen ihm ein letztes Mal die Hand und stürmen weiter. Aber ein Mädchen, das uns zu seinem Schutze anruft: das ganze Herz füllt sich mit Mitgefühl, alle Fassung weicht und das Auge füllt sich mit Thränen, weil sie weint. Also das ist das Eine: der Kummer um sie. Nun das Andere! Ich sage Dir, seit meiner Unterredung mit dem Polizei-Director Lutteroth habe ich keine ruhige Stunde mehr. An der Geschichte unserer Abkunft darf nicht

gerüttelt werden, wenn wir im Geleise bleiben sollen. Zweifeln, Grübeln und Deuteln ist seitdem bei mir eingekehrt. Ich besitze nichts von meinen Eltern. Es waren arme Leute. Nicht einmal ihre Bilder habe ich, von irgend einer Stümperhand in Del gemalt, aber ich trage ihren Namen, ich bin mit ihm verwachsen. Da kommt nun Einer und rüttelt daran. Gestern hat mich der Polizei-Director wieder zu sich gerufen und mir gesagt: Alles sei in Ordnung. Er habe sich geirrt. Mich beruhigt die Erklärung nicht. Wer bin ich? frage ich mich . . . . Hast Du, wie ich Dich bat, mit Deiner Mutter über die Sache gesprochen?"

„Ich habe es,“ erwiderte Lorenz, „Deinem Wunsche, Deinem Auftrage gemäß gethan. Wir haben gestern darüber stundenlang verhandelt. Meine Mutter weiß nichts. Die Eheleute Zoller, sagte sie, hielten Dich immer ganz wie ihr eigenes Kind. Namentlich warst Du der Liebling der Frau. Daß Du das kleine Vermögen des Kaufmanns Zoller nicht geerbt hast, fiel ihr auch auf. Aber sie war damals jung, küm-

merte sich wenig um anderer Leute Sachen. Indessen, sagt sie, legte sie sich's doch auf ihre Weise aus —“

„Nun? Rede!“

„Ach, es war so eine Erklärung, wie sie Einem durch den Kopf geht —“

„Sage, was sie meinte.“

„Nun, als in das Häuschen Zoller's Bruder als Besitzer einzog, fuhr es ihr durch den Kopf — aber Du darfst ihr deshalb nicht gram werden, — ob Dich nicht Frau Zoller in ihre Ehe hinübergenommen, als ein —“

„Ich verstehe. Wie sollte ich ihr gram sein! Ich will ja Wahrheit, Wahrheit. Erinnert sich Deine Mutter der Tante Denin?“

„Gewiß, freilich, als einer wunderschönen Dame in der Mitte der Zwanzig. Sie wurde nur Fräulein Olga oder Tante Olga genannt. Meine Mutter hält sie für Deiner Mutter Schwester oder Halbschwester. Sie sagt: Wer Frau Zoller sah, wie sie Olga beim Wiedersehen an's Herz drückte und küßte und bewunderte, der zweifelte nicht, daß hier eine ältere, ganz in

der Hauswirthschaft aufgegangene Schwester mit einer Art Mutterliebe an der jüngeren, schöneren, begabteren, feiner erzogenen Schwester hing, und, stolz auf ihre Bildung und Schönheit, sich an ihr sonnte . . . .“

„Das Verhältniß Beider bleibt doch räthselhaft!“ murmelte Zoller. „Die unverheirathete Olga Denin kann die wahre Schwester meiner Mutter nicht gewesen sein, denn deren Familienname war Burger. Es giebt hier allerdings etwas, was unklar ist. Und nun Olga's unendliche Liebe — wie sie herflog aus dem fernen Rußland nach dem Tode meiner Eltern — wie ihre Sorge in Allem und Jedem sich äußerte — o, ich weiß, ich war ihr mehr, als blos das verwaiste Kind einer Verwandten! Das fällt Einem nicht ein, so lange man glücklich ist, da grübelt man nicht. Aber ein Tropfen Verdacht in die Seele geworfen und Alles gährt und brodelt und wirbelt durcheinander. Wie viel schlafloses Sinnen in der Nacht! Was ziehen da alles für Bilder vorüber! Längstvergeffenes taucht auf. Neulich fiel mir ein, wie

wir — es war der letzte Reisetag — der Graf hatte seine Pferde entgegengeschickt und wir sollten noch vor Einbruch der Nacht auf dem Gute eintreffen — im Schlitten dahinslog. Ich lag, in einen Frauenpelz eingewickelt, an der Seite der Tante; mich schläferete, nur dann und wann warf ich einen Blick über die weite Landschaft, wo da und dort ein kleines schwarzes Tannengehölz aus der Schneedecke hervorschaute. Der Abend war da, der Nachtsturm pfiß, da rissen die Pferde, vom Kutscher gepeitscht, wie rasend aus, denn ein Geheul, wohlbekannt, war aus dem Walde gekommen. Den Gesichtsausdruck Olga's, wie sie mich an ihre Brust drückte, vergesse ich nie. Näher und näher erscholl das Geheul, feurige Augen großer schwarzer Wölfe leuchteten aus dem Dunkel. Ich schrie laut auf und schloß die Augen. Wir entkamen, Dank den trefflichen Pferden. Aber so — so drückt nur eine zum Tode erschrockene Mutter ihr Kind ans Herz . . .“

Hermann hielt inne, in die Traumwelt der Erinnerung fortgerissen.

Der Zug war indeß langsamer gegangen. Er hatte die Knotenstation erreicht, wo der große Schienenweg aus dem Süden einmündete. Hier schien Alles in Bewegung. Die Einsteighalle wimmelte von Soldaten und Offizieren, dazwischen schritten höhere Beamte in Parade-Uniform. Man wurde daran erinnert, daß in der Nähe das große Herbstmanöver stattfindet.

Der Zug hielt, der Schaffner riß den Schlag auf und rief:

„Dreißig Minuten Aufenthalt! Man erwartet einen Separatzug mit Sr. Majestät dem König.“

Die Freunde sprangen aus dem Wagen und wandelten rasch, ohne dem Trubel irgendwelche Aufmerksamkeit zu schenken, der Restauration zu.

Hier wurde an einem Tische Platz genommen und das Gespräch ging weiter.

„Ja, in Dir gährt es!“ sagte Klein. „Du willst Klarheit und hast sie nöthig. Nun, Du kannst sie haben. Es steht Dir doch ein Weg offen, die gewünschten Aufschlüsse zu erhalten. Olga Denin hat bei der Familie Uscheroff in Moskau gelebt, sie brachte Dich nach dem

Tode der Zollers bei ihr unter. Wenn die Leute noch am Leben sind, müssen sie sich doch noch des Knaben erinnern, den sie bei sich aufgenommen hatten. Schreibe an sie, verlange mit allem Nachdrucke Auskunft. Sie kann Dir unmöglich versagt werden. Dann wirst Du — so oder so — zur Ruhe kommen.“

„Du hast Recht, das will ich thun,“ erwiderte Zoller. „Dieser Tage -- vielleicht schon morgen — schreibe ich den entscheidungsvollen Brief. Wenn man mir nur Auskunft zu geben vermag und geben will —“

In diesem Augenblicke erscholl ein Glockenzeichen, man sah einen Zug in die Bahnhalle einfahren, es war der Schnellzug aus dem Süden. Auch er hatte begreiflicherweise des erwarteten Separatzuges wegen Aufenthalt, die Reisenden strömten in die Restauration, der ganze Saal füllte sich.

Hermann und sein Freund, Beide tief in Gedanken, ließen Alles ganz unbeachtet.

Auf einer Bank, den Freunden schräg gegenüber, hatte eine junge Dame Platz genommen,

mit ihr war ein Herr gekommen, schlank, leicht, ergraut, in den Vierziger = Jahren, in grauer Kleidung, der sich jetzt gegen das Buffet bewegte. Die junge Dame blieb allein zurück. Ihre Augen musterten die bunten Gruppen, da fuhr sie plötzlich in freudigster Ueberraschung auf, eine helle, helle Röthe flog über die lieblichen Wangen. Sie nahm rasch ihren Weg quer durch den Saal und stand in der Nähe der jungen Leute.

Hier blieb sie wieder, da keiner von ihnen sie beachtete, zögernd stehen.

„Hermann —“ hauchte sie leise vor sich hin.

So leicht auch das Wort über die Lippen der jungen Dame gegangen war, der Angeredete hatte es gehört und war, Emma Hamond erkennend, wie emporgeschneilt aufgesprungen!

Wer lange Zeit durch Hindernisse ferngehalten wurde und sich selbst eingeredet hat, er müsse verzichten und vergessen und nun die Geliebte plötzlich, unerwartet, unvermittelt, mit dem Lächeln der Liebe vor sich sieht, der zweifelt an der Wirklichkeit und meint, wachend zu träumen.

Es vergingen einige Secunden, bis Hermann eines Wortes mächtig war.

Da hob Emma das Köpfschen und sagte in der lieblichsten Verwirrung:

„Mein Gott, sind Sie es wirklich?“

„Hier finde ich Sie!“ rief Hermann. „Seit Wochen leb' ich in Sorgen um Sie! Ich war rathlos, hilflos. Selbst zu schreiben wagte ich nicht. Wo sollte ich Sie auffuchen?“

„Mir ist unerwartet und wunderbar geholfen worden!“ sagte Emma. „Als ich Ihnen zuletzt schrieb, verzweifelte ich an allem Glück. Ich sah jeden Moment einer aufgedrungenen Reise, oder, besser gesagt, meiner Fortschaffung entgegen. Da ist plötzlich Herr von Feldern bei mir eingetroffen. Nur er konnte helfen, denn ihm setzten die Klosterfrauen keinen Widerstand entgegen. So bin ich fortgekommen aus dem bösen, schrecklichen Kloster — fort für immer. Er handelt gegen den Willen meiner Mutter und ohne ihr Wissen. Er ist so gut zu mir! Er wird mich bei seinen Eltern in Grävenitz unterbringen. Ich habe Sie bereits in einigen Worten vom Wechsel

in meinem Schicksal unterrichtet. Heute schon, dachte ich, sollte der Brief in Ihren Händen sein.“

Hermann's Staunen war groß. Er sagte:

„Was? Herr von Feldern war Ihr hilfreicher Geist! Ich staune. Er begleitet Sie jetzt?“

„Sie sehen ihn dort — am Buffet — den Mann im grauen Rocke.“

„Er ist Ihnen wirklich freundlich gesinnt?“

„Wie ein Vater. Ich sagte Ihnen doch, daß er mich bei seinen Eltern unterbringt.“

„Merkwürdig!“ wiederholte Hermann. „Den Mann hab' ich mir anders gedacht. „Saben Sie ihm gegenüber meiner Erwähnung gethan?“

„Gewiß. Er — mißbilligt es, aber sanft, wie eine Kinderthorheit. Doch“ — fügte sie leiseren Tones hinzu — „lassen Sie uns nicht hier stehen, wo er uns sieht, wenn er sich umkehrt. Sonst müssen wir uns in der nächsten Minute trennen . . .“

„Mein Fräulein,“ sagte Hermann rasch, Klein, der zurückgetreten war, vorstellend, „dies ist mein alter Freund Klein, der bewährteste aller Menschen. Ich hatte, so lange ich lebte,

nie ein Geheimniß vor ihm. Pater Lorenzo heißt der edle Beschützer der Liebenden in Shakespeare's Drama; er heißt auch Lorenz und wird für uns handeln. Lorenzo" — Klein verbeugte sich — „Lorenzo, sprich kein Wort, suche nicht, Dich angenehm zu machen, begieb Dich an's Buffet, wo der Herr im grauen Rock steht und eben zu zahlen Miene macht. Verwickle ihn in ein möglichst langes Gespräch und laß ihn nicht eher los, als bis der Zug abgeht. Wie Du es anstellst, sei Deiner Erfindungskraft überlassen. Rasch! Rasch!“

„Ich will sehen, was ich ausrichte,“ erwiderte Klein lächelnd und entfernte sich unter Verbeugungen.

Die Liebenden hatten sich indeß in die Vertiefung eines Fensters zurückgezogen. Hier erst durften sie sich tief und lange ins Auge schauen. Ausbrüche der Freude machten sich laut in tausend und tausend abgerissenen Worten. Sie waren nicht mehr durch weite Fernen, nicht mehr durch wohlbewachte Mauern getrennt, die Hindernisse, die ihrer Liebe entgegenstanden, er-

schiene klein, mit allem Erlebten verglichen. So schwuren sie sich aufs Neue festes Aus-  
harren, ewige Treue. Ein baldiges Wiedersehen  
wurde besprochen, Hermann sollte möglichst bald  
in Grävenitz erscheinen. Dies Alles wurde rasch,  
ohne Rücksicht auf Ort und Umgebung verhan-  
delt; die steigende Unruhe rings umher, die der  
Ankunft des Separatzuges voranging, begün-  
stigte die Unterredung. Manchmal ging Her-  
mann einen Schritt vor, sah den treuen Lorenz,  
wie er den Herrn im grauen Anzug noch immer  
im Gespräch festhielt und trat dann wieder selig  
in die Fenstervertiefung zurück, um der Gelieb-  
ten nochmals zu wiederholen, was er längst ge-  
sagt hatte.

Da erscholl, ein Signal der Trennung, das  
Glockenzeichen.

Langsam fuhr ein kleiner Zug mit reichver-  
goldeten Wagen in die Bahnhofshalle.

„Nun heißt es scheiden!“ sagte Hermann  
traurig. „Aber diese halbe Stunde war eine  
Erlösung von allem Leid. Ich habe sie durch  
manche schlaflose Nacht verdient.“

Die Lippen neigten sich gegeneinander.

„Lebe wohl, mein Hermann!“ sagte Emma und drückte, selige Thränen im Auge, die Hand des Freundes.

Dann ging sie langsam auf den Platz zurück, wo ihre Reise-Effecten lagen.

„Einsteigen! Einsteigen!“ rief der Schaffner.

Einige Minuten später befanden sich Emma und Herr von Feldern im Wagen.

Lange noch stand eine Gestalt am Fenster, langsam ein weißes Tuch gegen den Perron zu bewegend, wo zwei junge Männer im Schatten des Portals standen.

Bald darauf setzte sich auch der zweite Zug mit Hermann und seinem Freunde in entgegengesetzter Richtung in Bewegung.

---

## Siebentes Kapitel.

Die Hauptwoche der Manöver war herangefommen. Sie hatten mit einer Flankenbewegung zur Deckung eines von der Hauptstadt nach Norden entsendeten und dort vom — supponirten — Feinde bedrohten Armeecorps begonnen.

Der König, begleitet vom Kriegsminister und einer zahlreichen Suite, wohnte der Feldübung bei.

Mit seinem Eintreffen hatte der Angriff begonnen. Es ging vorwärts, auf und neben den gegen Großdorf führenden Wegen und Straßen, während das Gros gleichzeitig eine Diverfion gegen Westen machte. Die Schützenhaufen nahmen Dörfer, durch den Widerstand des Feindes

keinen Augenblick zurückgehalten. Ein Sturm auf Großdorf wurde unternommen und konnte selbst durch die überlegenen Kräfte des gedachten Feindes nicht zurückgeschlagen werden. Die Offensive blieb fortwährend glücklich, Ortschaft um Ortschaft kam in die Hände der Stürmenden. Cavallerie, in einer Senkung des Terrains versteckt, so daß sie verborgen blieb, brach zur rechten Minute hervor und traf den imaginären Feind blitzschnell und in furchtbarer Wucht in die Flanke. Er wurde mit größter Energie verfolgt.

Mit diesen Bewegungen war ein Brückenschlagen über den Strom verbunden. Die gegen Mittag eintretende üble Witterung erschwerte die Ausführung dieser Arbeit ungemein. Der von mehreren Regentagen angeschwollene Strom ging hoch und das Heranführen der Pontons gegen Wind und Strömung, sowie die Einfügung und Verankerung der einzelnen Brückenglieder erforderte unter solchen Umständen eine doppelte Anstrengung. Trotzdem ging Alles gut; eine Brücke von mehr als siebenhundert

Fuß Länge wurde in weniger als fünf Viertelstunden hergestellt.

Der König, das ganze Jahr hindurch an ein sybaritisches Leben gewöhnt, hatte sich heute, durch die Anwesenheit des preussischen General-Lieutenants von Keinecke, und einer Anzahl fremder Offiziere beherrscht, in einen strammen Mann, einen Mann der Strapazen verwandelt, der sich am leichtesten fühlt, wenn er die schweren Reiterstiefel anhat. Er mußte unter strömendem Regen Alles mitmachen. Aus allen Ortschaften der Umgegend waren Zuschauer herbeigeeilt, sich das militairische Schauspiel anzusehen. Dampfschiffe waren von der Residenz herübergekommen und hielten, dicht mit Menschen besetzt, dem bösen Wetter Stand, eine ganze Flottille von Booten und Barken umschwärmte die Übungsstellen. Die sonst so öden Ufer boten weithin das Bild eines bewegten Lagerlebens dar.

Eine in der Mitte des Stromes liegende, langgezogene baumlose Insel mit flachabfallenden Ufern diente gleichsam als Mittelpfeiler der

Brücke. Dahin begab sich der König mit seiner militairischen Begleitung und bald darauf setzte sich die Mannschaft unter lautem Hurrah und dem donnernden Zuruf der Zuschauer in Bewegung. Die Schiffsbretter dröhnten unter der gewaltigen Wucht, die Wogen gingen hüben und drüben hoch empor. Noch immer mischte sich der Zuruf der Menge in's Hurrah der Vorüberdefilirenden. An den Ufern spielte die Musik des Pionier-Bataillons ihre lustigsten Weisen. Der König, auf dem morastigen Boden hin- und herreitend, klapperte frostgeschüttelt mit den Zähnen. Aber im Soldatenthum erzogen, stolz auf die Ausdauer und Gewandtheit seiner Truppen, war er ganz bei der Sache und fühlte die Beschwerden des Tages kaum. Der Mensch in ihm fror, aber der Soldat in ihm wollte nichts davon wissen.

Die Truppenkörper waren auf's andere Ufer übergegangen, die Division sammelte sich zu einem Hauptangriff, die anrückenden Schaaren, Fußvolk, Artillerie und Reiterei beschrieb einen weiten Bogen, um den Feind gegen die steile

Hügelfette zu concentrisch zu fassen. Auch hier gelang es, ihn aus den besten Positionen zu verdrängen. Nun aber machte der Himmel, der den ganzen Tag hindurch sich völlig rücksichtslos benommen, einen Strich durch die ganze weitere Rechnung. Ein wolkenbruchartiger Regen stürzte nieder und verwandelte das ganze Feld in ein lehmiges Bett. Es blieb nichts übrig, als das Gefecht abzubrechen.

Es war Abend geworden, ein eiskalter Wind strich über die Gegend, als der König mit seiner Suite im Kranichsfelder Schloßchen ankam, wo Nachtlager gehalten werden sollte. Seine Uniform war von oben bis unten mit Lehm bespritzt, er war bis auf die Haut durchnäßt, aber auf seiner Stirne standen dicke Schweißtropfen. Er wechselte die Kleidung und begab sich eiligst in den kleinen Saal, wo die Abendtafel, zu der die Generalität und mehrere fremde Militair-Attachés geladen waren, bereits seiner wartete. Die Champagnerstöpsel knallten, der König brachte einen Toast aus, der vom General-Lieutenant von Keineke in einer warmen und

kräftigen Rede beantwortet wurde. Die Unterhaltung bei Tisch blieb eine streng militärische, die Leistungen der Mannschaft fanden allgemein ungetheilte Anerkennung. Noch immer war der König in lebendigster Aufregung. Doch war ein Wink ertheilt worden, daß die Tafel nur von kurzer Dauer sein sollte, damit man gehörig ausschlafen könne und für morgen volle Kräfte habe.

Als sich der König erhob, sah die Gesellschaft dies als einen Wink an, sich bald zu beurlauben.

Der König war auf dem Punkt, sich in sein Schlafzimmer zurückzuziehen, als es leise an die Thür pochte. Der König kannte dieses Pochen, er befahl dem Kammerdiener, sich zu entfernen.

Frau von Feldern, die das ganze Manöver vom Wagen aus angesehen hatte, trat ein.

„Majestät,“ sagte sie, „ich riskire es noch, trotz aller Hindernisse, bei Ihnen zu erscheinen, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. O, dieses Wetter! Die Sorge um

Eure Majestät hat mich keinen Moment verlassen. Das war ein aufreibender Tag.“

„Treue Seele!“ erwiderte der Monarch und küßte ihre Hand. „Ich befinde mich ganz wohl. Nicht einmal müde. Ein alter Soldat verjüngt sich, wenn er seine Truppen so manövriren sieht. Sagen Sie selbst, war es nicht herrlich?“

„Es war herrlich,“ sagte Frau von Felbern, indem sie Platz nahm, „aber auch beängstigend. Hat Eurer Majestät der Aufenthalt an jenem windigen Ufer wirklich nicht geschadet?“

„Gewiß nicht,“ sagte der König. „Das Brückenschlagen war in der That die Krone der Sache. Das soll man uns nachmachen! Der Preuße war außer sich vor Bewunderung. Haben Sie gesehen, liebe Seele, wie die Pontoniere arbeiteten? Als es die Böcke schlagen galt, die Verbindung mit dem Ufer herzustellen, gingen die Leute bis an die Brust ins Wasser. Und wie vergnügt dabei! Und das Wasser mag teuflisch kalt gewesen sein! Das war großartig, das verdient Anerkennung!“

„Ja, es war wirklich bewundernswerth, sie

im Kampfe mit dem Elemente zu sehen," sagte Frau von Feldern. „Alle Kräfte setzen die braven Leute ein. Kräfte und Leben! O, die Zeit, von der der Potsdamer Jude sprach, die kommt noch lange nicht!“

„Wie? Was? Potsdamer Jude?“ fragte der König. „Was soll das für eine Geschichte sein?“

„Ach, nicht der Rede werth — mir geht so viel durch den Kopf —“

„Doch, ich will sie wissen!“

„Nun, ein alter Jude sah einmal in Potsdam einer Grenadierparade zu und lächelte fortwährend. Das Falkenauge des alten Fritz bemerkte es und er wollte den Grund wissen. Der Jude stockte, bis ihm der König im Voraus Pardon für seine Aeußerung zusicherte, dann sagte der Jude: Majestät, ich habe mir gedacht: wenn die da einmal nicht mehr wollen —“

„Die Geschichte," sagte der König plötzlich verdriesslich, „kann unmöglich wahr sein. Der König hätte den Kerl, der sich so geäußert hätte, trotz alledem henken lassen. Uebrigens fehlt ihr — erlauben Sie mir, daß ich es Ihnen sage —

jede Pointe. Die da wollen immer, müssen immer wollen. Wie können Sie nur, Liebe, auf solche Gedanken kommen?“

„Einem Frauenkopf,“ erwiderte die Feldern, „fällt allerlei unnützes Zeug ein. Gute Nacht, Majestät. Ich nehme meinen Rückzug, meinen Rückflug —“

„Sie wollen schon fort? Warum diese Eile?“

„Die Sorge hat mich hergetrieben. Ich sehe Majestät wohlauf, nun gehe ich wieder.“

„Etwas ganz Anderes hat mich molestirt, mehr als Regen und Wind,“ sagte der König, indem er Frau von Feldern sanft auf den Fauteuil niederdrückte. „Ich rede immer offen zu Ihnen — gebe mein ganzes Herz preis. Etwas hat sich in mir geregt den ganzen Tag über im Kreise dieser Offiziere der verbündeten Armeen — lächeln Sie nicht — und vollends bei der warmen, kräftigen, echtmilitärischen Ansprache des General-Lieutenants: es ist das Gewissen! Wie wird mir, wenn ich immer Eins betonen höre: meine bundestreue Gesinnung! Das brennt mich

in die Seele. Bin ich treu? Geh' ich wirklich loyal vor? Bin ich treu?"

„Majestät sind es, insoweit Sie es sein können —“

„Nein, Liebe, ich bin es nicht. Und wenn ich noch einen reellen Vortheil in meinem Vorgehen sähe! Aber der Vortheil ist sehr fraglich. Sollte ich nicht in einem aufrichtigen, rückhaltslosen Bunde mit Preußen gesicherter sein, als so, wie ich in der That stehe, mit Rückhaltsgedanken? Erstaunen Sie nicht zu sehr, Liebe, wenn ich —“  
er vermied, indem er dies sagte, Frau von Felsbern's Blicke, die auffällig ernst auf ihm ruhten — „erstaunen Sie nicht zu sehr, Liebe, wenn ich Herrn von Themar eines schönen Tages ankündige —“

„Nun fang' ich an, doch zu fürchten,“ sagte die schöne Frau, „daß dieser Tag den Nerven Curer Majestät verderblich gewesen —“

„Schlimm, wenn Sie mich nicht verstehen!“ rief der König auffpringend und im Zimmer umhergehend, „dieser Mann — Herr von Themar meine ich — dieser Mann ist eben Diplo-

mat. Diplomaten werden ewig einen Gegensatz zur Soldatennatur darstellen. — Dieser Mann treibt mich vorwärts in einer Richtung, die mir unter Umständen höchst verdrerblich werden kann. Er knüpft Verbindungen an, die ich nicht übersehe, von denen ich nicht weiß, wohin sie führen. Er subsidirt Scribenten des Auslandes, welche gegen die Einrichtungen, wie sie eben geworden, eine unablässige, gehässige Polemik führen. Die Frage liegt nahe: von wem geht das aus? Unserem Vorgehen fehlt, mit einem Worte die So—ya—li—tät! Wie muß mir zu Muthe sein, wenn ich immer wieder meine Bundestreue preisen höre? Ich bin Soldat! „Verbündete Fürsten,“ heißt es!“

„Ja, verbündete Fürsten!“ höhnte Frau von Feldern. „Ein wirklicher Bund kann nur unter gleich Starken existiren. Soll ich, Majestät, an die Fabel erinnern vom Löwen, der sich mit dem Hirsch und dem Pferde alliirte? Zu wessen Gunsten fiel es aus?“

„Schon wieder Anekdoten!“ rief der König. „Sie haben heute keinen guten Tag.“

Frau von Feldern warf den Kopf zurück.

„Und ihre Augen sehen scharf!“ fügte der König hinzu. „Sehr scharf . . .“

„Eine Aufforderung mehr, sich nicht in die Karten sehen zu lassen.“

„Nein, nein, nein,“ sagte der König, indem er immer eifriger auf- und abging. „Dieser Themar — er erfreut sich übrigens Ihrer ganz besonderen Protection — geht mir zu weit. Ich lasse mich nicht blind im Sacke forttragen. Etwas warnt mich vor ihm — ich weiß nicht recht was — aber ich darf meiner inneren Stimme immer trauen. Nun, Theure, tritt aber noch Eins hinzu, was am schwersten in die Waagschale fällt! Es sind Andeutungen gefallen — ich rede immer offen, habe kein Geheimniß vor Ihnen — es sind Andeutungen gefallen, daß Se. Majestät von Preußen die Absicht habe, mich demnächst — zu meinem Geburtstage — mit dem Großkreuze des — nun, ich will es nicht näher bezeichnen — kurz, mit dem höchsten Zeichen brüderlicher Gesinnung zu überraschen! Was dann? frage ich, was dann? Sie wer-

den doch nicht glauben, Theuerste, daß ich im Stande wäre, mit einer Brust, die das Großkreuz schmückt — nein, nein, nein! Wenn sich dies bestätigen sollte, muß sich viel ändern. Dann — dann — überrasche ich sie noch einmal Alle. Im Lande wird — einige Wenige abgerechnet — nur eine Stimme der Freude darüber sein.“

Eine unbehagliche Pause trat ein. Das ironische oder eigentlich verächtliche Lächeln, das während der vorhergegangenen Rede des Königs um die Lippen der schönen Frau gespielt hatte, verschwand bei den letzten Worten plötzlich.

Es verging wohl eine Minute, während welcher Beide stumm waren.

„Ich kann doch nicht umhin,“ hob Frau von Feldern endlich in sehr ernstem Tone an, „Euer Majestät vor unbedachten Entschließungen zu warnen. Herrn von Themar zu entlassen, dürfte es übrigens jetzt schon zu spät sein. . .“

Der König wechselte die Farbe. Seine Augen wurden stier.

„Warum zu spät?“ fragte er.

„Weil er bereits zu Unterhandlungen ver-

wendet worden ist, welche, wenn sie bekannt würden, Euer Majestät Pflichttreue gegen die verbündeten Monarchen in ein allzu schiefes Licht stellen würden.“

Der König setzte sich, wie erschöpft. Schweißtropfen traten auf seine Stirne, er wischte sie mit dem Taschentuche ab.

„Verrath von Amtsgeheimnissen?“ murmelte er endlich. „Nein! Uebrigens könnte Herr von Themar's Correspondenz nur ihn selbst compromittiren!“

„Hm!“ erwiderte die Feldern mit einem bedeutsamen Zucken der Achseln, wie wenn sie den König an Mancherlei erinnern wollte.

Der König blickte eine Weile starr vor sich hin, dann sah er die Geliebte mit einem melancholischen Blicke an, mit einem jener Blicke, die seinen weichen Zügen immer einen beinahe poetischen Ausdruck gaben.

„Majestät,“ hob Frau von Feldern eindringlich an, „lassen Sie sich nicht durch zufällige Tageseindrücke aus einer Richtung drängen, die Sie aus klarer Erkenntniß heraus gewählt

und bisher verfolgt haben. Geben Sie bisher Erstrebtes nicht auf. Man muß beharren. Majestät haben es mit einem Nachbar zu thun, der durch gewaltsame Annexionen seine wahre Natur bereits hinlänglich kundgegeben hat. Wollen Sie nach der Einverleibung dreier Souveränitäten noch fragen, ob er gefährlich ist? Herr von Themar hat die Aufgabe übernommen, bei kommenden Eventualitäten, die nicht lange ausbleiben werden, für das Wohl Ihres Hauses zu wirken. An seiner Ergebenheit ist nicht zu zweifeln und ebensowenig an seinem Talente. Aber Vertrauen darf er beanspruchen, Vertrauen! Es ist nicht das erstemal, daß Eure Majestät solche Bedenken äußern und am bisher gegangenen Wege irre zu werden scheinen. Es wäre kein Wunder, wenn solche Mängel an Festigkeit in Beschlüssen den ganz ergebenen Diener übelgelaunt und unwirsch machten! Was angebahnt ist, muß weitergeführt werden.“

Sie hätte noch weitergesprochen, aber das Aussehen des Königs hieß sie schweigen. Seine Augen hatten einen eigenthümlich stieren Blick

angenommen, der Athem ging mit einem vernehmlichen Geräusche über die halbgeöffneten Lippen.

„Eure Majestät sind doch krank!“ rief sie, indem eine plötzliche Besorgniß sie durchfuhr. „O dieser Aufenthalt am windigen Ufer —“

„Ich fühle mich in der That recht unwohl!“ murmelte der König.

Er setzte sich, eine Pause trat ein, ein Schauer schien durch das Gemach zu gehen mit gespenstigen Schritten.

Frau von Feldern schellte. Alle Scheu, gesehen zu werden, war verschwunden.

„Seine Majestät sind sehr unwohl,“ sagte sie, als der Kammerdiener eintrat. „Rufen Sie augenblicklich den Medicinalrath —“

„Gute Nacht, liebe Frau!“ sagte der König. „Es war doch ein sehr aufregender Tag.“

Frau von Feldern entfernte sich nachdenklich.

Sie hatte wieder einmal gesiegt, konnte sich aber des Sieges nicht freuen; ihre Beute selbst, allzu hinfälliger Natur, schien ihr unter den Händen zu entchlüpfen.

Auf ihr Zimmer zurückgekehrt, blieb sie lange auf, eine fieberhafte Unruhe hielt sie wach. Sie hörte Schritte im Corridor, hörte Thüren auf- und zugehen, sah Licht in den Fenstern, welche dunkel hätten sein sollen. Erst gegen Morgen fiel sie in Schlaf.

---

## Achtes Kapitel.

Der König hatte seine Betheiligung an den Manövern mit einer schweren Erkrankung gebüßt.

In die Residenz und in das Schloß zurückgekehrt, hatte er sich sogleich zu Bette begeben. Herbeigerufene Aerzte hatten das Vorhandensein einer heftigen Lungenentzündung constatirt.

Unter solchen Umständen mußte die Kammer von Herrn von Themar eröffnet werden. Er vollzog diesen Act in gemessenster Haltung und mit einem Ernste, der der Situation entsprach. Die Eröffnungsrede athmete die versöhnlichste Stimmung, Alles war vermieden, was bestehende Conflictte schärfen konnte.

Der Minister täuschte sich nicht über das

Mißliche seiner Lage. Er mußte sich, wie die Sachen standen, sagen, daß, im Falle der Königsterbe, es mit ihm vorüber sei. Der Thronfolger, in Allem der Gegenpart seines Bruders, der bei jeder Gelegenheit sein Einverständniß mit der neuen Ordnung der Dinge zu erkennen gegeben, hatte sich ihm nie genähert, vielmehr ihn mit Kälte behandelt. Starb der König, so galt es für Herrn von Themar, sich von der ihm so theuer gewordenen Macht zu trennen. Kein Wunder, daß er bestürzt, ja, daß er so zu sagen aus seinen Angeln geworfen war.

Fast noch größer, als auf Themar, war die Wirkung auf Frau von Feldern. War der König nicht mehr, so galt es auch für sie, die stolze, hochmüthige Frau, von ihrer Höhe herabzusteigen, ihr Reich, ihr Glanz, ihre Herrlichkeit waren zu Ende. Der Kronprinz, der an der Seite seiner schönen Gemahlin ein tadelloses Leben führte, hatte seine Antipathie für die Freundin seines Bruders schon oft kundgegeben. Ihr Gatte mußte jedenfalls mit ihr gehen, einen Platz für die Felderns gab es am neuen Hofe

nicht. In der Residenz war überhaupt kaum ihres Bleibens mehr. Es hieß, einen großartigen Haushalt reduciren, kostspieligen Gewohnheiten entsagen, mit verringerten Mitteln in die Provinz ziehen und sich in die Einsamkeit eines Landgutes verkriechen.

In Felderns zerrüttetem Gemüthe hatte sich schließlich eine mächtige Empfindung Bahn gebrochen. Es war das Gefühl der Erleichterung. Ihm war zu Muth, wie wenn er aus einer unwürdigen Lage erlöst werden sollte und er bezahlte diese Erlösung gern mit einem Verlust an Geld und Stellung.

Die Entfremdung von seiner Frau, die er vor der Welt fast mit Ostentation zeigte, konnte doch nicht so tiefgehend sein. Von Zeit zu Zeit wandelte ihn der Gedanke an, daß es ihm noch möglich sein werde, einmal aus einem verhängnißvollen Kreise erlöst, ein neues Leben auf den Trümmern des alten zu gründen. Hierzu kam, daß er über den als gewiß vorauszusetzenden Sturz Themar's, des Mannes, den er bitter haßte, eine wilde Genugthuung empfand.

„Ja, wir stürzen,“ wiederholte er sich oft in der Stille seines Zimmers, „aber Themar stürzt mit!“

Je bedenklicher der Zustand des Königs wurde, desto leerer wurde es im Hause der Feldern; ein Zeichen, daß Alle annahmen, mit des Königs Leben habe auch die Bedeutung des Obersthofstallmeisters und seiner Gemahlin ein Ende. Aber auch Themar zeigte sich nicht mehr. Diese Vernachlässigung, diese Entfremdung, dies ganz veränderte Wesen schmerzte die stolze Frau aufs Tiefste, sie stellte sich oft die Frage, was es zu bedeuten habe? War es baare Gemüthlosigkeit, Undank? Bei allen Uebrigen mochte sie diesen annehmen, nur nicht bei ihm. Wollte er sein Schicksal von dem ihrigen sondern? Wollte er vermeiden, daß sein Sturz mit dem ihrigen zusammenfalle oder gar als eine Folge des letzteren betrachtet werde?

„Hat er mich wirklich je geliebt?“ fragte sie sich. „Damals, als er, ganz Feuer und Flamme, mir das Kreuz zu Füßen legte, weil er erfahren hatte, daß es mir gefallen, damals

wähnte ich mich von ihm geliebt. War es ein Wahn? War ich ihm nur ein Mittel? Kaufte er nur damit meine Hilfe ein? Aber ist das ein Kaufpreis, was man kaum zeigen darf und nicht weiter geben kann? Er gab es, ich nahm es nicht, es blieb nur zwischen uns. Feil war ich nicht! Der größte Werth des Juwels in meinen Augen war das Gefühl, mit dem er es mir gegeben. Hat mich die Annahme in seinen Augen erniedrigt? Sende ich es ihm zurück? O daß ich in seiner Seele lesen könnte! . . . .“

Unheimlich berührte es Frau von Feldern und steigerte ihre grenzenlose Aufregung, daß der König nicht nach ihr verlangte und keinen Wunsch äußerte, sie zu sehen. Umsonst suchte sie an ihn heranzudringen. Prinz Waldemar, der Bruder und Nachfolger, ihr persönlicher Widersacher, war in das Schloß gezogen und wick nur selten von der Seite des königlichen Patienten; dem Prinzen ganz ergebene Personen saßen im Vorzimmer und schienen beauftragt, den ihm unliebsamen Besuch abzuhalten.

Das Gemüth der hochmüthigen Frau kam

in die leidenschaftlichste Aufregung. Nicht blos Sympathie trieb sie in die königlichen Vorzimmer, es handelte sich für sie auch um materielle Dinge. Hatte der König sie mit einem Legate bedacht? Und zwar in der Höhe, wie sie wünschen konnte? Er hatte sich allen Verfügungen, die über sein Leben hinausgingen, entzogen; denn Alles, was an den Tod erinnerte, war ihm odios. Wie stand es mit dem Testamente? Es gab widrige Scenen im Vorzimmer und die Art, wie man der noch unlängst allmächtigen Dame begegnete, zeigte aufs Klarste die Wendung, welche die Dinge genommen.

So zehrten Affecte aller Art an ihr. Sie war schließlich, als die Gefahr eine drohende wurde, zum Entschluß gelangt, um jeden Preis an den König heranzukommen.

Eines Abends hatte sie ihren Wagen in einer Seitengasse stehen lassen und sich zu Fuß ins Schloß begeben. Hier wählte sie einen nur von der Dienerschaft benützten Eingang. Weder der Portier, noch einer der Lakaien, die ihr entgegenkamen, wagten es, die Frau, die sie so

oft schon hatten passiren sehen, zurückzuhalten. So gelangte sie über eine kleine Treppe durch einen schmalen Seitencorridor knapp an die königlichen Wohnzimmer. An eine ihr bekannte Thüre klopfte sie leise und trat ein. Sie hatte es gut getroffen, besser als sonst. Medicinalrath Horst saß allein im kleinen Zimmer und las beim Schein einer Lampe die Zeitung.

Der Medicinalrath, ein sanfter, behäbiger, sehr zur Corpulenz geneigter Mann in den höheren Jahren, gehörte zu Frau von Feldern's speciellen Freunden. Unzählige Male hatte er, ein besonderer Verehrer feiner Küche, den Ehrenplatz an ihrem Tische eingenommen. Bei ihm, das wußte sie augenblicklich, hatte sie keinen allzu großen Widerstand zu gewärtigen.

„Sie sind es, meine gnädige Frau!“ rief der Medicinalrath in gedämpftem Tone, indem er aufsprang und der Eintretenden entgegenging. „Sie kommen selbst, sich nach unserem hohen Patienten zu erkundigen?“

„Nicht das allein,“ erwiderte Frau von Feldern sehr bestimmt, „ich muß Se. Majestät sehen.“

„Das geht nicht, Liebe, Verehrte!“ erwiderte der Medicinalrath. „Ich möchte, dessen sind Sie hoffentlich versichert, in keinem Punkte Ihren Wünschen entgegen sein, aber — das geht nicht! Der Zustand Sr. Majestät ist ein höchst bedenklicher, jede Aufregung muß ferngehalten werden. Ihr Erscheinen — könnte bei seiner Reizbarkeit eine Alteration herbeiführen“ —

„Sie müssen mir Einlaß gewähren,“ unterbrach ihn die hocheerregte Frau. „Ich muß den König sehen, wenn auch noch so kurz. Ich lasse mich nicht fortschicken — ich bitte Sie inständig — ich habe ein Recht, es von Ihnen zu verlangen.“

Sie erhob bittend die Hände.

Wieder wollte der Medicinalrath Einsprache erheben, aber schon hatte Frau von Feldern den alten Herrn sanft beiseite gedrängt und sich der Thür genähert.

Horst hatte ein weiches und vor Allem ein dankbares Gemüth. Wie viel Aufmerksamkeit hatte er in seiner bevorzugten und einflußreichen Stellung von jeher im Hause der Feldern erfah-

ren! Wie viel Bruststücke vom Fasan, wie viel Trüffel von Perigord hatte ihm diese schöne Hand beim Diner zugeschoben, wie viel Gläser Epernay aufgedrängt! War es möglich, diese Hand rauh anzufassen und von der Thürklinke wegzudrängen, nach der sie schon griff?“

„O, gnädige Frau!“ rief er, „mit Ihnen zu verhandeln ist schwer. Sie haben eine Weise zu bitten — mit Worten und Blicken! — Wohl- an, es sei! Aber ich gestatte Ihnen nur fünf Minuten, hören Sie wohl, nur fünf Minuten — nicht mehr. Ich werde mit der Uhr in der Hand dastehen und Sie abrufen, wenn die fünf Minuten um sind. Bedenken Sie, daß ich eine Glocke zur Hand habe und, wenn Sie länger bleiben, das Schloß alarmire! Und ruhig müssen Sie sein, eine große Gelassenheit, ja Heiterkeit fingiren — am wenigsten den hohen Patienten durch Seufzer und Thränen aufregen oder durch eine besorgte Miene Angst einjagen. Werden Sie das können? Bringen Sie das zuwege? Versprechen Sie das?“

Frau von Feldern nickte leise mit dem Kopfe:  
„Ich verspreche es Ihnen!“

Sie hatte endlich erreicht, was sie wünschte, aber auch aus den Worten des Doctors ersehen, wie schlimm es stehe. Die Kniee zitterten unter ihr, die äußerste Bestürzung ergriff sie. Endlich ermannte sie sich und machte auf den Fußspitzen ein paar Schritte vorwärts.

Sie öffnete eine kleine, niedrige Tapetenthür und befand sich im Schlafzimmer des Königs. Es war ganz verdunkelt; nur die Ampel, die von der Decke herabhing, warf ein mattgedämpftes Licht auf das hohe Gemach, dessen Wände kostbare alte Gobelintapeten zierten. Die Figuren schöner orientalischer Frauen, die bei der Findung Moses gegenwärtig, die Gruppen der Gäste am Hochzeitsfest von Cana traten in diesem unsicheren Lichte dem Beschauer fremdartig und fast gespenstig entgegen. In der Mitte des Zimmers stand das breite, niedere Bett. Die Vorhänge von schwerem Seidendamast quollen aus einer mächtigen Krone hervor, auf

deren vergoldeten Zacken ein Schimmer der Ampel funkelte.

Frau von Feldern näherte sich leise und schob die schweren Vorhänge auseinander.

Sie erschrak, als sie den Kranken erblickte. Das Gesicht war abgezehrt, der Ausdruck desselben schlaff und öde. Die Hand lag wachsbleich auf der Seide der Decke, jeder Athemstoß erschütterte die Brust.

„Kennen Eure Majestät mich noch?“ fragte Frau von Feldern mit unsicherer Stimme.

Der Kranke nickte.

Aber keine Miene in seinem Gesichte zeigte eine Freude des Wiedersehens an.

„Ich komme, von Unruhe gefoltert —“

„Gut, gut,“ sagte der König, „gut, wenn Sie Ihr Unrecht einsehen . . . Sie haben nicht gut an mir gehandelt . . . Ihr Benehmen ist mit daran Schuld, daß ich so krank geworden bin . . .“

Frau von Feldern blickte den König erschrocken an.

„Ja, ja,“ sagte er. „Ich weiß noch Alles.“

Jedes Wort ist in meinem Gedächtnisse eingepägt —“

Sie wollte eine Rechtfertigung beginnen.

„Lassen wir das!“ sagte der König nervös aufzuckend. „Ich kann nicht — debattiren. Meine Brust verträgt das nicht. Jedes Wort fällt mir schwer. Aber wenn ich wieder gesund bin, will ich Ihnen beweisen, daß es nicht zu spät ist . . . einen andern Weg einzuschlagen. Hier — hier . . .“

Seine Augen hefteten sich auf das Nachttischchen.

Frau von Feldern's Blick folgte dem seinigen.

Auf dem Nachttischchen, mitten unter Gläsern und Arzneiflaschen, war ein geöffnetes Etui zu sehen. Darin funkelte es von Diamanten.

Es war das Großkreuz, das ihm wirklich an seinem Geburtstage, der ihn bereits auf dem Krankenlager traf, zugeschiedt worden war. Der König ließ es nicht aus den Augen.

„Mein Gott!“ dachte Frau von Feldern, „was ist aus ihm geworden!“

„Ich habe viel gelitten!“ fuhr der Kranke

fort. „Der Kummer ist bei mir eingekehrt. Man sagt, Könige seien voll Argwohn. Ich war zu vertrauensvoll. Ich habe viel verloren . . . manche Illusion, an der ich hing, die mir sehr lieb war. Es sind mir die Augen über Vieles geöffnet worden . . .“

„Was kann er meinen?“ dachte Frau von Feldern.

„Themar,“ fuhr der König fort, „war mein böser Dämon. Er hat mir viel geraubt. Ich weiß jetzt Alles!“

Er versank in schmerzliches Nachdenken.

„Ich bemühe mich vergeblich,“ sagte Frau von Feldern, „den Sinn der Worte Eurer Majestät zu errathen —“

„Doch, doch! Sie errathen ihn. Ich sehe es Ihnen an. Sie sind bleich. Ihr Gewissen macht Ihnen Vorwürfe. Egeria war schön — aber nicht treu —“

„Was ist das!“ rief Frau von Feldern. „Wer hat mir in Wochen der Abwesenheit, da man mich, ich kann sagen, gewaltsam fernhielt,

das Herz, das Vertrauen Eurer Majestät entfremdet? . . . Der Himmel ist mein Zeuge —“

„Befchwören Sie nichts!“ sagte der König.

„Meineid ist eine große Sünde —“

„O meine Feinde! Ich erkenne ihr Werk!“ rief die erschrockene Frau, bleich, vor dem Bette niedersinkend. „So lange Majestät gesund, wäre es ihnen nie gelungen, nie. O die Bosheit der Menschen! Sie haben während meiner Abwesenheit Gift in das Ohr Eurer Majestät geträufelt und mir Alles geraubt, was für mich in dieser Welt noch von Werth war. Doch nein, es soll ihnen nicht gelungen sein, sie haben mir nichts geraubt!“ rief sie, sich wieder erhebend im Tone der Zuversicht, mit neu aufwallendem Muth. „Sobald Majestät wieder klar sehen, werden die bösen Wahnvorstellungen weichen . . . Heinrich! Heinrich! —“ rief sie in dem schmelzendsten Tone, alle Empfindung, die ihr zu Gebote stand, in den Namen legend, „Heinrich!“

Sie breitete die Arme leidenschaftlich nach ihm aus.

Der Kranke sah sie mit einem langen, schmerzsmüden und unsäglich vorwurfsvollen Blicke an. —

Dann wendete er sich auf die andere Seite. Frau von Feldern brach in ein lautes Schluchzen aus.

In diesem Augenblicke trat der Medicinalrath ungestüm ein.

Er war außer sich.

„Wie erschrecken Sie Se. Majestät!“ rief er im Tone des äußersten Unwillens. „So halten Sie Ihr Versprechen? Wie muß Sr. Majestät zu Muthе werden, wenn dieselbe Sie jammern hört?“

Frau von Feldern ließ sich willenlos wegführen.

„Zu spät gekommen!“ murmelte sie vor sich hin. „Das Unheil ist geschehen!“

Sie kam fast bewußtlos zu Hause an.

Schreckliche Stunden vergingen. Der Anblick des Kranken, seine Vorwürfe, seine Abwendung von ihr hatten sie ganz vernichtet. Starb der König in solcher Gemüthsverfassung,

so war Alles für Sie verloren. Sie starrte in eine trostlose Dede!

Und sie war allein in dieser Dede! Themar zeigte sich nicht, hatte sich gleichfalls abgewendet, hatte sie schände verlassen!

Sie brach in ein convulsivisches Schluchzen aus.

Eine ganze Weile war sie so dagelegen, als es pochte und unmittelbar nachher die Thüre aufging.

Es war ihr Gatte, der eintrat. Sein Erscheinen um diese Stunde und in diesem Zimmer war ungewöhnlich. Er war in der Absicht gekommen, seiner Frau über den Schritt, den er bezüglich Emma's und ihres Aufenthalts bei seinen Eltern unternommen, Eröffnungen zu machen. Er hatte die Angelegenheit schon lange zur Sprache bringen wollen, aber die Leidenschaftlichkeit seiner Frau und ihre seit Wochen finstere Stimmung fürchtend, hinterher über seinen eigenen Muth erschrocken, hatte er es von Tag zu Tag hinausgeschoben.

Er wußte nichts von dem Besuche seiner Frau

im Schlosse und war auf's Höchste erstaunt, sie in Thränen gebadet zu finden.

„Was ist Dir?“ fragte er, indem er sich dem Sopha näherte, auf dem sie lag.

„Der König —“ jammerte Helene und das gelöste Haar fiel um ihre bleichen Wangen herab — aber sie konnte nicht weiter.

„Was?“ fragte Feldern unwillig, denn er hatte jetzt Hut und Shawl auf der Sofalehne erblickt. „Du warst im Schlosse? — Du bist bei ihm gewesen? Nachdem Du wiederholt abgewiesen worden, doch bei ihm gewesen? Da hätte ich mehr Stolz!“

„Es handelt sich um unsere Zukunft!“ war die Antwort.

„Ueber meine Zukunft bin ich im Klaren,“ erwiderte Feldern. „Ich bin ein entlassener, abgedankter Hofmann und werde froh sein, wenn ich der Residenz den Rücken kehren kann! Wäre es nicht so gekommen, ich hätte meine Demission verlangt. Ich hätte es schon längst thun sollen!“

„Wie Du sprichst!“ rief Helene erregt, in-

dem sie sich hoch aufrichtete. „Freust Du Dich, nichts mehr zu sein? — Einfluß und Macht und nichts —“

„Ja, das Alles, Einfluß und Ehre,“ sagte Feldern, „haben wir genossen und dabei unsere Ehre eingebüßt! Du galtest für die Geliebte des Königs, ich für den blinden Gatten oder gar für den, der damit einverstanden war. Allmählig, Schritt für Schritt, kam es so weit —“

„Mir lag nie etwas an der Meinung des Hauses,“ erwiderte Frau von Feldern. „Wäre der König noch zwanzig Jahre älter und noch mit mehr Gebrechen beladen gewesen, der Pöbel hätte auch dasselbe gesagt —“

„Und doch müssen wir weit gehen,“ erwiderte Feldern, „bis wir dahin kommen, wo unser Name noch keinen Flecken hat! Nicht nur der Pöbel — auch andere Leute wollen an solche Schwärmerei nicht glauben! Das hab' ich seit mehr als einem Jahre täglich empfunden, auf Schritt und Tritt, es hat wie Centnerlast auf mir gelegen, daß ich fast verlernt habe, geradeaus zu sehen. Helene sprich! Bleib nicht so

hart! Laß Dein Herz endlich reden! Denk' an unsere Kinder! Freust Du Dich nicht auf die Stunde, wo wir dies Alles verkaufen und von hier fortziehen?"

Frau von Feldern erwiderte nichts. Themar stand vor ihr, eine Zukunft ohne ihn, fern von ihm schien ihr öde und freudeleer, von ihm hing Alles ab, sie konnte keinen Entschluß fassen, bevor sie wußte, wie es zwischen ihnen stehe . . .

Da klopfte es.

Der Kopf eines Dieners, dem man es ansah, daß er eine inhaltsschwere Neuigkeit bringe, erschien an der Thüre. Feldern wurde abgerufen.

Einige Minuten später erschien er wieder im Zimmer.

Frau von Feldern hatte sich aufgerichtet und sah ihn stumm, erwartungsvoll fragend an.

„Der König ist todt!“ sagte Feldern.

Helene sank todtenbleich in die Kissen.

Es ward ganz still im Gemache.

Die schweren, mächtigen Töne der Domglocke hallten herein.

---

## Neuntes Kapitel.

Der König war in der Gruft seiner Väter beigesetzt worden.

Die Kammer hatte sich wegen seines Ab-  
lebens vertagt.

Es gab eine Fluth von Nekrologen und pa-  
thetischen Trauergedichten, dennoch war der Ein-  
druck des Todesfalles auf das Land nur ein  
höchst mäßiger. Die „allgemeine Trauer“, die  
in „Palästen und Hütten“ eingezogen sein sollte,  
war eben nur eine Phrase der offiziellen und  
der servilen Blätter. Die Nation im Großen  
und Ganzen ist doch schließlich dahingekommen,  
solche kleine Fürsten als Existenzen von zweifel-  
hafter Berechtigung anzuerkennen und ihre Be-  
rechtigung wird immer fraglicher, je mehr sie

sich in der Region eines traditionellen, nichtsagenden Ceremoniels und eines angenehmen Lebensgenusses aufhalten. Leute, die im Schweiß ihres Angesichts ihr tägliches Brod verdienen, können nicht recht einsehen, was sie durch den Tod dieser Persönlichkeiten verlieren. Zudem erkennen die inspirirten Zeitungen immer dem Thronfolger eine solche Fülle von Tugenden zu, daß der Schmerz in „Hütten und Palästen“ nothwendigerweise bald verstummen muß.

Auch Hermann Zoller hatte nicht umhin gekonnt, dem Dahingeshiedenen in seiner Zeitung einen Nekrolog zu widmen. Er war kurz und gemessen gehalten. „Es ist noch nicht an der Zeit,“ hieß es, „über die Persönlichkeit des Verstorbenen — oder vielmehr des Höchstseligen, denn noch heute pflegen wir, dem Amte des ewigen Richters vorgreifend, ein gemeinselig, hochselig und höchstselig zu unterscheiden — es ist noch nicht an der Zeit, über die Persönlichkeit des Höchstseligen ein endgiltiges Urtheil abzugeben. Nur die Milde und Versöhnlichkeit sei-

nes Wesens steht außer Frage. An papistischen und pietistischen Einflüssen fehlte es nicht in seiner Umgebung, sie übten auf sein der Romantik zugekehrtes Gemüth eine gewisse Macht; doch vor aufdringlichen Ueberredungsversuchen und den Einflüsterungen jesuitischer Rathgeber schützte ihn ein gesunder Sinn und die Achtung eingegangener Verpflichtungen. Was auch seine persönlichen Ueberzeugungen waren, er wollte nicht in Conflict mit seinem Volke gerathen und ging jedem Anlaß zu einem solchen aus dem Wege. Er glaubte nicht an die Heilkraft des neuen liberalen Regimes, aber sein Gefühl warnte ihn vor jedem Versuch, überlebte Zustände gewaltsam zurückzuführen . . . Jede Seite unserer Geschichte zeugt von dem Unglücke, das die Vielköpfigkeit unserer staatlichen Gestaltung — oder Mißgestaltung, die Zugänglichkeit unserer Fürsten für auswärtige Verlockungen, ihre stets eifrige Sorge um Erhaltung ihrer Souveränitätsrechte über uns gebracht haben. Diese feindseligen Mächte haben unser geschichtliches Leben, so weit wir zurückblicken, bis auf die

Wurzel hinab gespalten und zersplittert, unsere Weltstellung fraglich, unsere Entwicklung unfruchtbar gemacht und das Leben unserer Nation als ein Großes und Ganzes in Frage gestellt. Der Verstorbene war vom Einflusse der bisher in seinem Hause waltenden Traditionen nicht frei, aber in seiner milden, versöhnlichen Natur wurden diese Ueberzeugungen nach Außen hin kaum sichtbar. Er hatte die Gabe, sich in das Unvermeidliche zu fügen . . .“

„Mit seinem Tode,“ so schloß der Artikel, „hat unsere Entwicklung allen Anschein nach einen Schritt vorwärts gethan. Wenn nicht alle Zeichen täuschen, wird sein Erbe und Nachfolger, von anderen Anschauungen geleitet, im Einklange mit der stets wachsenden nationalen Partei gehen . . .“

Mit diesen letzten Worten hatte Zoller nur einer allgemein verbreiteten Ansicht Ausdruck gegeben. Prinz Waldemar, der Nachfolger, galt fast in jeder Beziehung als Gegensatz des Verstorbenen. Er war vielseitig und gründlich unterrichtet, ein Feind der Etikette. Am

Hofe war er selten erschienen, es sei denn anstandshalber, wenn fürstliche Besuche da waren. Er zeigte — seinem Bruder ganz zuwider — lebhaft Antipathien und Sympathien. Er hatte sich stets zu den liberalsten Ansichten bekannt und eine persönliche Neigung für Herrn von Auerstein an den Tag gelegt. Während der König immer den Groll des vom Zeitgeist Besiegten an den Tag legte, zeigte der Erbfolger stets ein offenes Einverständniß mit der neuen Lage der Dinge.

Alles dies war ohne Geht geschehen, auf die Gefahr hin, dem Bruder Kummer zu bereiten. So war der neue König. Die Volksstimmung, insofern sie den gebildeten Theil der Nation betraf, wendete sich ihm kräftig zu. Man sah in ihm den Mann, der sich der deutschen Mission, wie sie Preußen übernommen hatte, aus freiem Entschlusse und rückhaltslos unterordnete.

„Auerstein ist sein Mann!“ sagte Themar zu sich. „Er war bereits im Schlosse und ist mit strahlendem Gesichte heimgekehrt. Noch einige Tage — und mein Reich ist zu Ende und Auer-

stein tritt an die Spitze der Geschäfte! O, ich habe nun einmal kein Glück! Der König hätte noch lange leben können; ein militärischer Spaziergang bei schlechtem Wetter bläst ihm das Lebenslicht aus. Ich falle, weil Medicinalrath Horst, der Schwächling, nicht die Courage hatte, ihm Stubenarrest zu dictiren! Nein, ich habe kein Glück. So war es mein ganzes Leben hindurch, so bleibt es. Kaum scheint mir das Glück gewogen, so trifft mich schon ein tückischer Schlag, irgend ein Verhängniß lauert hinter der Hecke . . . . Ich habe Allerlei angebahnt, nichts ausgeführt. Das ist nun einmal mein Loos . . . .“

„Ich trete in's Privatleben zurück, kann mit Gerdiß Runkelrüben bauen. Was wird mein Zustand sein? Gleichgiltigkeit, aber eine solche, die mir Niemand nachfühlt, eine Gleichgiltigkeit, die der Resignation ebenso fern wie der That steht und im Grunde nur ein unschmelzbarer, unbeweglicher Kummer über ein verfehltes Leben ist . . . .“

In dieser Stimmung ging Themar schon

lange umher, schon seit der ersten Nachricht von des Königs Erkrankung. Aber schon weit früher hatte sich eine Umwandlung in seinem Innern vollzogen. Frau von Feldern, von seinem veränderten Wesen, seiner Kälte, seiner Schroffheit erschreckt, meinte, er meide sie, er komme so selten, um sein Schicksal von dem ihrigen zu sondern. Sie that ihm mit diesem Verdachte Unrecht. Sein Ausbleiben war nicht ganz von seiner Selbstsucht dictirt. Der Grund seiner Veränderung lag tiefer. Themar hatte bis jetzt seine Jahre kaum gezählt. Seit den Enthüllungen, die ihm auf General Wschberg's Landhause zu Theil geworden, war er plötzlich innerlich alt geworden. Liebesfreuden lagen jetzt mit einem Schlage weit, weit hinter ihm. Vater eines Mannes wie Hermann Zoller, kam er sich als Liebhaber grotesk und lächerlich vor. Fort mit allen Liebesgedanken! In's Grab damit! Eine späte Flamme war aus dem halbausgebrannten Krater seines Gemüths eine Zeit lang emporgestiegen — jetzt war sie erloschen. Dafür waren die Geister einer schuldbeladenen

Bergangenheit, die ihn vorher nur dann und wann besuchten — meist auf dem Gipfel der Lebensfreuden — ganz nahe an ihn herangetreten und sozusagen seine täglichen Gäste geworden . . . . Das, in Verbindung mit seiner voraussichtlichen Abdankung veränderte sein ganzes Wesen und daß er selbst seiner Freundin gegenüber sich zu keinem Geständniß entschließen konnte, gab ihm ihr gegenüber etwas Scheues, Starres, Fremdes . . . .

Der König hatte während der Trauer- und Guldigungsfeierlichkeiten Themar nie angesprochen, ja ihn mit den Blicken geradezu vermieden. Dies Benehmen war zu auffällig, um nicht bemerkt und nach jeder Richtung hin commentirt zu werden.

Unter solchen Aspecten wäre es Thorheit gewesen, noch an eine Fortdauer seiner Stellung zu glauben und Themar war entschlossen, ehe er gestürzt werde, selbst herabzusteigen.

Er reichte — mit schwerem Herzen — sein Demissionsgesuch ein.

Die Antwort kam bald und lautete also:

„Die Trauer über den Hingang meines geliebten Bruders, von der mein Herz erfüllt ist, hat es mir bisher noch nicht möglich gemacht, die Bedürfnisse der Regierung zu prüfen. Ich ersuche Sie daher, die Geschäfte bis auf Weiteres fortzuführen.“

„Bis auf Weiteres! trostloses Wort, mit Galgenfrist gleichbedeutend!“ sagte sich Themar. „Man läßt mir eben noch Zeit, mein Testament zu machen!“

Endlich kam der Tag, an welchem er zum König berufen wurde. Ernst war ihm zu Muth, als er die Gemächer durchschritt, von denen er jedes kannte. Er sah sie zum letztenmal!

Es blieb ihm jedoch wenig Zeit zu diesen melancholischen Betrachtungen, denn, kaum gemeldet, wurde er auch schon vorgelassen.

Der König, fast ein Ebenbild seines Bruders, nur höher gewachsen, jünger und stärker, von bestimmterem Gesichtsausdruck und festerer Haltung, saß im Civil-Anzuge vor einem mit Papieren bedeckten Tische.

Er empfing Herrn von Themar sehr freundlich und lud ihn sogleich zum Sitzen ein.

„Es thut mir leid,“ sagte er, „daß ich mich von einem so talentvollen Manne, wie Sie, trennen soll. Ihre Politik ist leider zu reaktionär, zu sehr gegen die Zeit gerichtet! Sie ist verderblich, da man die Sympathien des Volkes jetzt mehr als je braucht.“

Bei diesen Worten nahm der König von einem unfern stehenden Fachgestelle ein Kistchen herab, bot dem Minister eine Cigarre, nahm selbst eine und ließ es sich nicht wehren, den Gast eigenhändig mit Feuer zu versorgen.

„Ihre Politik ist zu reaktionär,“ fuhr er fort, den Rauch der Cigarre vor sich hinblasend. „Unsere Richtung, die particularistische, die einzige, welche die Mittel- und Kleinstaaten im Auge haben können, hat nur dann eine Aussicht auf Sieg, wenn wir dem Lande mehr bieten, als Preußen, wenn sich die Leute bei uns freier und glücklicher fühlen —“

„Das war immer meine Ansicht,“ erwiderte Themar ruhig.

„Doch ist immer dagegen gehandelt worden, in kleinen und kleinlichen Dingen —“

„Eure Majestät,“ erwiderte Themar, „haben die Ansichten Ihres hochseligen Bruders gekannt. Ihn erschreckte der Liberalismus —“

„Ich fürchte ihn nicht,“ entgegnete der König. „Ueber unsere Volksvertretungen und das, was sie schaffen, bin ich ganz ruhig. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und besonders bei uns in Deutschland thun sie das nicht. Und selbst — gingen sie zu weit, so sorgt der Constitutionalismus schon dafür, daß Alles rasch wieder in die rechte Bahn gebracht wird. Es heißt dann, das Volk sei nicht mehr richtig vertreten, man vertagt die Versammlungen, löst sie auf. So erreicht man schon allmählig, was man will. Die deutsche Bewegung war von jeher sehr unschuldig. Ein Tumult von Kindern, die den Vater zwingen wollen, ihnen den Willen zu thun! Sie selbst thun im Grunde nichts, trauen sich selbst nichts zu. Immer sollte Jemand der „herrliche Mann“ sein, der ihnen das Ziel ihrer Wünsche,

die deutsche Einheit, bringt. Sie wendeten sich der Reihe nach an Oesterreich, an Hannover, an Sachsen; sogar Baiern ward zugemuthet, die „Reichssturmfahne,“ zu ergreifen! Das Alles ist höchst unschädlich. Es fehlt die Energie, der Ernst, ich möchte sagen, der Radikalismus. Ich sehe lauter gereizte Phlegmatiker, die eine Zeit lang spektakeln und dann, von der Aufregung erschöpft, wieder zu den Krügen und Flaschen eilen. Meine Ansicht ist die: Das Volk wird nie zu fürchten sein! Aber anders ist es, wenn sich — in der Nähe — eine Regierung organisirt, die den festen Entschluß zeigt, ihre Nachbarn zu verspeisen . . . . Da muß man auf der Hut sein — da muß man bei Zeiten Maßregeln zu seiner Selbsterhaltung ergreifen.“

Themar horchte hoch auf. In seinem Herzen jubilirte es. „Ist's möglich? So denkt er? Auerstein und der ganze Troß der Männer von der deutschen Mission täuschen sich in ihm! Er führt sie Alle an!“

„Fortwährend,“ fuhr der König fort, „haben

die Deutschen den sogenannten herrlichen Mann gesucht, der ihnen die Einheit bringen soll. Er scheint endlich gefunden zu sein, aber wie anders nimmt er sich in Wahrheit aus, als ihn die Phantasie der guten Leute geträumt! Er trägt Dragoner-Uniform, auf dem Kopfe einen Helm, in der Hand die Reitpeitsche! Ueber die Rauheit seiner Außenseite kann sich Niemand mehr eine Illusion machen. Ein Theil ist über diesen Retter erschrocken, ein anderer läuft ihm zu, um, wenn auch mit Hingabe alles früher Werthgehaltenen, die Einheit zu haben. Nun soll Alles in Uniform gesteckt und militärisch gedrillt werden. Das ganze Gebiet des nördlichen deutschen Flachlandes muß eine Heeresverfassung annehmen, welche odios ist und gegen die sich die Finanzkraft der Länder wehren muß, denn kein Land ist reich genug, sich auf die Dauer eine solche Organisation gefallen zu lassen.“

„Diese Heeresverfassung,“ sprach der König weiter, „widerstrebt aber auch dem Geiste der Zeit, die eine Zeit der Arbeits- und Geschäfts-

thätigkeit, des materiellen und geistigen Genusses ist. Was behaglich existiren will, kann vom preußischen Systeme keinen Gebrauch machen. Nicht alle Welt ist Spartaner und auf einer sandigen Steppe zu Hause. Alles soll in dasselbe Militairsystem eingefangen werden. Den Bauer freilich hört man nicht, wenn er dagegen raisonnirt; aber an die Bürgerföhne in den hübschen Städten Mittel- und Süddeutschlands und die angehenden Gelehrten, die jungen Professoren und Künstler die Zumuthung stellen, ein Leben voll Wohlbehagen und glücklicher Unabhängigkeit mit dem schweren Tornister und allen Entbehrungen des Militairdienstes zu vertauschen, um den Anforderungen des preußischen Linien- und Landwehrdienstes zu genügen — nein, nein, das geht zu weit! Dagegen wird sich bald alle Welt energisch auflehnen und mit Recht! Da versiegen alle Hilfsquellen. Alles wird Kaserne, ringsum ungepflügter Boden . . . Nun, man wird bald sehen, was in einigen Jahren dabei herauskommt . . .“

„Eure Majestät,“ rief Themar, indem seine

Augen aufleuchteten, „sprechen mir aus der Seele. So und nie anders hab' ich die Sachlage angesehen.“

„Der Liberalismus ist eine Macht in Süddeutschland,“ fuhr der König fort. „Die Allianz mit ihm müssen wir aufsuchen und pflegen, er ist unser bester Bundesgenosse im Innern. Der norddeutsche Bund ist etwas Vorübergehendes, Ephemeres; der, der ihn geschaffen, glaubt selbst gewiß am wenigsten an seinen Bestand. Preußen wird entweder, was Gott verhüte, Deutschland verschlingen, oder es wird kleiner werden, als es zu Anfang 1866 war. Das Ausland fürchtet die wachsende Präponderanz Preußens, fürchtet ein geeinigtes Deutschland, wenn es einem solchen Militairstaat in die Hand gegeben ist; der Krieg bleibt nicht lange aus, die Anzeichen mehren sich, die Wolken ziehen schon drohend herauf. Frankreich, das vor allen anderen Staaten über die Alteration des europäischen Gleichgewichts bestürzt ist, wartet nur den Moment ab, den Krieg zu erklären und sich das linke Rheinufer, die natürliche Grenze,

nach der es schon so lange schreit, zu holen. Den Augenblick dieser Kriegserklärung wird — zweifeln Sie nicht daran — Oesterreich benützen, sich die Revanche für Königgrätz zu holen. Da wird es über Preußen arg hergehen. Wo bleiben wir? Das müssen wir uns heute schon fragen. Vor Allem müssen die Mittelstaaten durch Coalition einen Einfluß auf die allgemeine Politik zu erringen trachten. Diese herbeizuführen und zu organisiren sind Sie, lieber Themar, der richtige Mann —“

„Ich täusche mich nicht!“ dachte Themar still bei sich. „Ich halte das Ruder wieder!“

Er verbeugte sich schweigend.

„Aber keine Nergeleien daheim!“ rief der König mit erhobenem Finger. „Keine Polizeimaßregeln! Nichts Retogrades, nichts was verbittert — keine Bevorzugung der hohen Körperschaft des Herrenhauses —“

„Majestät wissen es gewiß am besten, von wem —“

„Ich weiß, ich weiß, mein hochseliger Bruder war eine ängstliche Natur. Einerseits die bis

zum Krankhaften gesteigerte Sorge, Souveränitätsrechte einzubüßen und sein Land einverleibt zu sehen — andererseits die Furcht vor den liberalen Ideen — ich weiß, er litt viel. Noch auf dem Sterbebette war er von Visionen der schmerzlichsten Art geplagt . . . .“

„Ich konnte dem edlen Monarchen nur Vorstellungen machen; falls sie nichts fruchteten, mußte ich verstummen. Ich selbst bin ohne Vorurtheile.“

„Und Alles Hand in Hand mit der liberalen Majorität,“ fuhr der König ermahmend fort. „O die Kammern! Sie müssen sich ja selbst gegen eine centralisirte Großmacht sträuben, die sie zu Provinzial-Landtagen herabdrücken möchte!“

Themar bezeugte seine lebhafteste Zustimmung.

„Also, der Schluß wäre der,“ sagte der König, „Sie bleiben uns fernerhin erhalten.“

Er erhob sich.

„Noch Eins! Ich habe im Nachlaß meines Bruders den geheimen Theil Ihrer Correspondenz gefunden, gelesen, ich kann sagen, studirt.

Sie sind in Beziehung zu einer Reihe von Personen getreten, in Deutschland, Oesterreich, Frankreich, Italien, denen noch eine große Rolle zu spielen vorbehalten ist. Ihr Eifer, lieber Themar, Ihr Scharfblick, Ihre diplomatische Gewandtheit in der Behandlung schwieriger Punkte haben meine Bewunderung erweckt. Ich muß wünschen, daß sich das Band zwischen uns befestige, nicht lockere . . . Was den geheimen Theil anbetrifft, so erlaube ich mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie den Namen des Königs immer aus dem Spiele lassen —“

„Sollte ich das nicht immer sorgfältig gethan haben?“ fragte Themar.

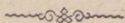
„Im Allgemeinen ja,“ war die Antwort, „doch dann und wann ist Ihnen Dies oder Jenes ent schlüpft. Einmal in einem Schreiben citiren Sie ipsissima verba, Worte, die mein verstorbener Bruder gebraucht. Es ist, glaube ich, in einem Briefe an den Erzbischof —“

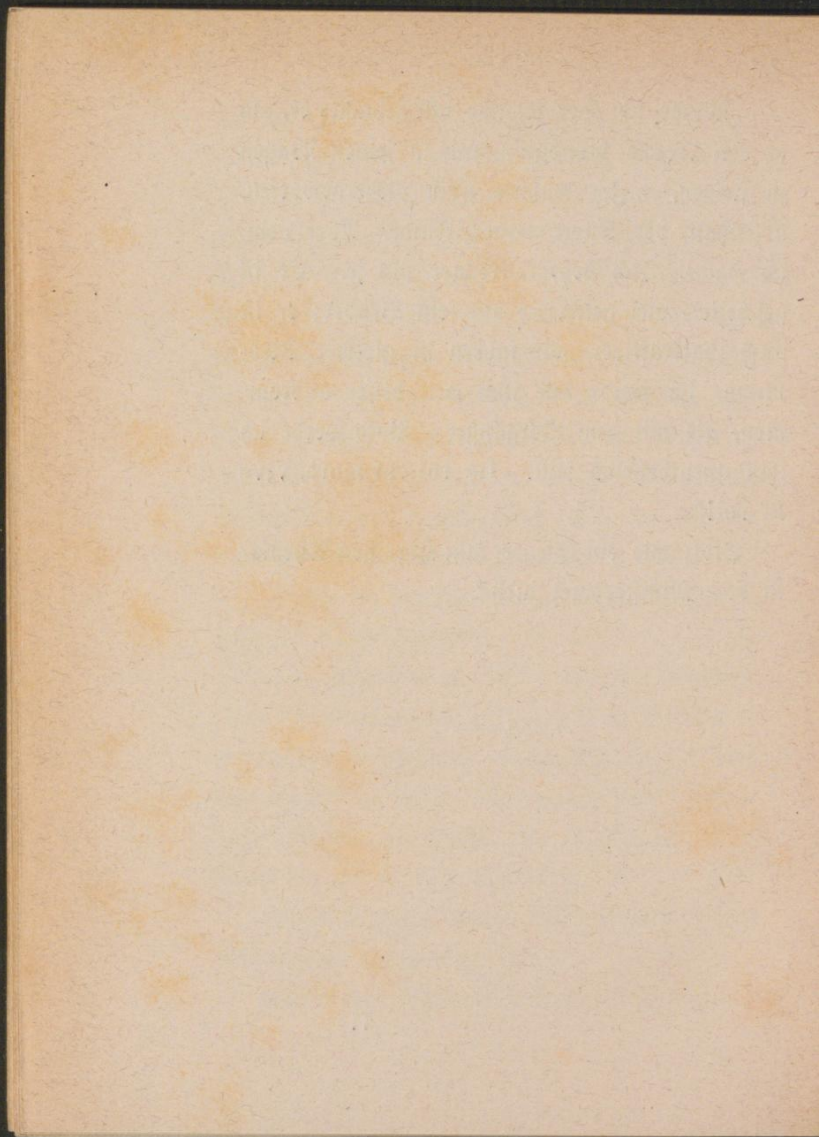
„Majestät haben Recht! Ein Versehen — das nicht wieder vorkommen soll.“

Damit war Themar freundlichst entlassen.

„Wache ich oder träume ich?“ dachte er, als er die Treppe hinabging, um in seinen Wagen zu steigen. „Ich wähnte mich niedergeworfen, abgethan, der Spott meiner Feinde. Aber nein, ich wache. Ich stehe aufrechter als je. Er ist gescheiter, viel gescheiter als sein Bruder; er ist auch thatkräftiger, wir fahren in gleicher Strömung, ich werde mit ihm weit besser auskommen, als mit dem Vorgänger. Bald werde ich ihm unentbehrlich sein. Le roi est mort, vive le roi!“

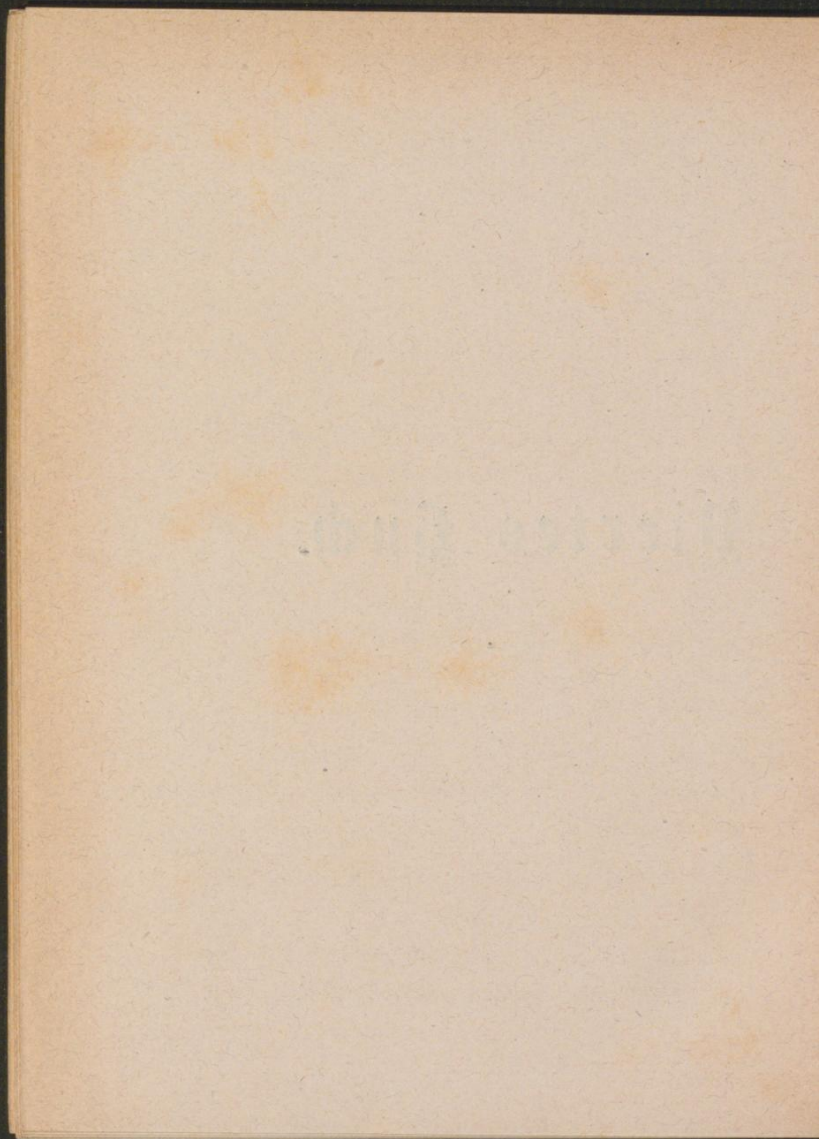
Stolz wie ein Sieger kam Herr von Themar in das Ministerhotel zurück.





Viertes Buch.

---



## Erstes Kapitel.

Wie ein still, aber mächtig arbeitender Strom war die Zeit vorwärts gegangen. Es war ein Jahr seit dem Regierungsantritte des neuen Herrschers verflossen.

Die Familie Feldern war, wie vorauszusehen gewesen, nicht in der Residenz geblieben. Das reiche, gastliche, immer offene Haus war geschlossen worden. Herr und Frau hatten mit den beiden Kindern eine Reise angetreten, das Frühjahr in Italien, den Sommer in der Schweiz verbracht. Emma Hamond, die Tochter aus erster Ehe, war bei Feldern's Eltern zurückgeblieben.

Die, welche an dem geschlossenen Hause mit den verhängten Fenstern vorübergingen, über-

kam die Erinnerung an manches glänzende Fest, das dort stattgefunden; eine Ahnung sagte ihnen, daß es sich nicht mehr in ähnlicher Weise aufthun werde.

Hermann Zoller hatte das Jahr in angestrengter politischer Arbeit zugebracht. Die Kammern waren lange beisammen geblieben, neue Grundgesetze, vorerst nur unbeschriebene Blätter, waren ins Einzelne auszuarbeiten gewesen. Zu diesem kam die Thätigkeit in seinem Berufe, die Redaction seines Blattes, das gewachsen war und seine Kräfte immer mehr in Anspruch nahm.

Herr von Themar hatte an Boden gewonnen. Ein neues volkswirtschaftliches Princip war in Schwung gekommen. Unter der vorangetragenen Fahne liberaler Grundsätze wurden die heilsamen und nothwendigen Schranken eingerissen, welche bisher Capital und Speculation eingedämmt hatten. Geld ist das Blut im socialen Organismus, hieß es, man darf seine Circulation nicht unterbinden. Fort mit den Buchergesetzen! Fort mit Allem, was den

Credit hemmt! Die möglichst große Verwerthung der Capitalien ist eine Forderung der Zeit! Das Capital muß frei sein! . . . . Es brach eine Epoche der fieberhaften, ungezügelter Speculation ein und streute über das ganze Land den Samen der Corruption aus. Zahlreiche Bank-Institute, große Actien-Unternehmungen sollten den allgemeinen Wohlstand begründen. Einträgliche Eisenbahnlilien wurden an Privat-Unternehmer vergeben, unnütze und unrentable als nothwendig und fruchtbringend ausposaunt. Herr von Themar umgab sich mit einem Kreis von Speculanten und Financiers und war fort und fort von Leuten umdrängt, welche weitere Concessionen anjuchten. Er war mit Ertheilung solcher Bewilligungen höchst freigebig und fand aller Wahrscheinlichkeit nach seine Rechnung dabei. Seine Anhänger und ein Theil der Presse bezeichneten ihn als den genialen, echtmodernen Staatsmann, dem das Land einen mächtigen wirthschaftlichen Aufschwung danke.

Leider fand er in beiden Häusern des Land-

tags Genossen seiner Anschauungen und Gehilfen zur Ausführung derselben. Eisenbahn-Gesellschaften und Bank-Institute suchten Vertreter ihrer Interessen in den Kammern, um unter der vertraueneinflößenden Firma populärer Namen im Trüben zu fischen. Es fanden sich wirklich Persönlichkeiten vollauf, die sich zu ihren Zwecken hergaben.

Zoller, immer auf der Wacht, hatte schon früher auf den falschen Weg aufmerksam gemacht, den die volkwirthschaftliche Gesetzgebung eingeschlagen. Er hatte den Muth, von der Tribüne aus die Richtung, welche die Speculation genommen, als eine verderbliche zu bezeichnen. Sein Blatt warnte fortwährend den kleinen Mann, die Frucht seiner Ersparnisse in diesen mit Unbedacht gegründeten, mit einander concurrirenden und mehr als zweifelhaften Unternehmungen anzulegen. Der Erfolg seiner Warnungen war leider nur ein geringer, die prahlhafte Lüge war übermächtig geworden. Alte Freunde traten ihm feindlich entgegen, weil er nicht in das allgemeine Horn blies; er

wurde von vielen Seiten als trockener Fastenprediger gescholten. Unter den Theilhabern seiner Zeitung gab es ein paar Geschäftsleute, die lediglich darauf bedacht gewesen waren, ihr Kapital gut verzinst zu sehen und reichliche Einnahmen zu erzielen. Principien hatten in ihren Augen keinen Werth, das Journal war ihnen eben nur ein „Unternehmen“. Sie zerfielen mit dem Manne, der den Nutzen zurückwies, es kam zu Bruch und Zerwürfniß, ein Theil schied aus. Zoller wankte nicht, aber sein Haß gegen den Mann, auf den er die tiefe Schädigung des öffentlichen Lebens zurückführte, war bis zur Erbitterung gewachsen.

Zoller's Blatt und die von Herrn von Themar beeinflussten Regierungsorgane bekämpften einander aufs Feindseligste.

\* \* \*

In der Nacht, welche die Thorschlüssel des alten Jahres dem neuen übergiebt, in der Nacht des heiligen Sylvester, saßen in der kleinen

Weinstube unfern dem Redactionslocale der „Neuen Zeit“ vier Freunde an einem kleinen Tische beisamen. Zoller und Thaidinger waren als tägliche Gäste da, Lorenz Klein, der seinen Freund seit Monaten nicht gesehen, war zu Besuch aus der Universitätsstadt herübergekommen; der jüngste der Vier, ein hübscher junger Mann von studentischem Aussehen, war der junge Gerdik, der mit seinen Züricher Studien abgeschlossen hatte und jetzt bei seinen Eltern in Gernsbach lebte.

Das Gespräch war lebhaft und erging sich meist über Zeitfragen. Die drei Aelteren hielten Eines Sinnes zusammen, der junge Gerdik dagegen befand sich in vollem Widerspruch gegen die Andern. Er war in der kosmopolitischen Schweiz Kosmopolit geworden und trug eine große republikanische Superiorität zur Schau. Er sah in Europa ein Ganzes, Zusammengehöriges. Europa, meinte er, ist eine verschwisterte Völkerfamilie; nur das Mißtrauen und der Ehrgeiz der Cabinetes nähren einen ewigen Streit. Es giebt, sagte er, in ganz Eu-

ropa, die Ungarn und Slaven ausgenommen, kaum mehr abweichende Sitten. Engländer, Franzosen, Deutsche, Dänen und Schweden tragen das Gepräge der Familienähnlichkeit in so hohem Grade, daß ein Nichteuropäer sie in ihren verschiedenen Formen kaum als Nationen erkennen würde. Alle sind ungefähr eines gleichen Grades bürgerlicher Freiheit fähig, dies giebt Allen eine Gemeinsamkeit des Berufes und des Interesses. Woher eigentlich der stete Kampf? Er geht nur von den Fürsten und Diplomaten aus!

Thaidinger erwiderte, daß dies auf den ersten Blick allerdings so aussehe, in Wahrheit aber seien innerhalb dieser scheinbar so homogenen Gesellschaft die schroffsten Gegensätze lebendig. Er wies auf die Franzosen hin, welche fortwährend nach der Rheingrenze schielten und auf das seit Kurzem eröffnete römische Concil, das den Versuch mache, den religiösen Fanatismus zu entzügeln und sich ihn im Kampfe gegen den protestantischen Norden dienstbar zu machen.

„Die Franzosensucht,“ meinte Gerbitz, „ist

eine fixe Idee der Deutschen, ein eingewurzelttes Vorurtheil und eines der allerschädlichsten. Jetzt mehr als je sollten wir davon lassen. Der säbelbeinige Cäsar hat sich, durch die Volksstimmung gedrängt, des persönlichen Regiments begeben. Darin liegt eine große Garantie des Friedens. Ein Krieg um die Rheingrenze müßte in Paris parlamentarisch berathen und beschloffen werden — und so etwas widerstrebt der Zeitbildung! Was das Concil betrifft, das Ihnen solche Besorgniß einflößt — es ist ein Spuk, ein Mummenschanz des Mittelalters! Die katholische Welt wird sich das neue Dogma nicht gefallen lassen. Deutsche und französische Bischöfe lassen sich nicht von südamerikanischen und spanischen majorisiren. Das Concil kann, falls es überhaupt ernst zu nehmen ist, nur zu einem Schisma innerhalb der katholischen Kirche führen. . . .“

Thaidinger brumnte etwas in den Bart, was wie eine Aeußerung tiefsten Unglaubens klang und Gerdiß fuhr fort:

„Die deutsche Welt hat in den letzten Jahren

böse Rückschritte gemacht. Sie ist engherzig national und servil geworden. Darüber ist in der freien Schweiz Alles Einer Meinung. Was ist aus den ursprünglichen Forderungen der deutschen Nation geworden? Was aus Denen, die einst gesungen: Das ganze Deutschland soll es sein? Der hochintelligente Norden begeistert sich für Kleindeutschland und macht Preußen den Hof. Daß Zoller und Klein Parteilänger der Hohenzollern und Kleindeutschlands geworden, das wundert mich nicht, es liegt sogar in ihren Namen versteckt; daß aber Sie, der ehemalige Mann von Achtundvierzig, der Mann aus der Paulskirche, mit beistimmen, das wundert mich!“

„Nun, so will ich Ihnen sagen, wie ich, der Mann aus der Paulskirche, über die Sache denke,“ erwiderte Thaidinger. „Ich gehöre nicht zu Jenen, die nach dem Zusammenbruch von 1849 nach Bern oder Genf gegangen und dort sitzen geblieben sind; ich gehöre zu Denen, die in's deutsche Leben wieder eingetreten sind und innerhalb desselben etwas gelernt haben. Ich

habe erfahren, was Alles zwischen dem Ideal und seiner Verwirklichung liegt, — eine Welt von Hindernissen und Schwierigkeiten! Ich will unsere Ziele nicht mehr scheitern sehen an unserer Unwissenheit, Thorheit und Maßlosigkeit. Damals, in den träumerischen Jugendjahren unseres politischen Lebens — wollten wir Alles oder nichts. Wir wollten das ganze Deutschland, wir wollten sogar Oesterreich bei uns behalten. Was waren das für Kämpfe in unserem Innern im März 1849, als wir unsere österreichischen Freunde aus dem Parlamente ziehen lassen sollten! Wir weinten helle Thränen und mit Recht, denn es galt sie hinauszustoßen in die damalige Gewaltmonarchie. Und doch ging es nicht anders. Konnte es ein Reich geben mit zwei großen, feindlichen Köpfen und einer ganzen Anzahl kleiner Köpfe nebenbei? Nein, tausendmal nein! Konnten wir einen Großstaat bei uns lassen, in welchem wenigstens fünf Sechstheile der Bewohner Feinde, erklärte Feinde der deutschen Nationalität waren? Nein, nein! Nun, die Einsicht in die große historische

Nothwendigkeit dieser Trennung mußte endlich Allen einleuchten und leuchtete auch mit wenig Ausnahmen Allen ein. Es hat zu einem Kriege geführt, der vielmehr ein persönliches Duell zwischen den Häusern Habsburg und Hohenzollern war; wir haben ihn geführt mit schwerem Herzen; als Folge des kurzen Krieges ist die Scheidung erfolgt und durch Oesterreichs Austritt unsere politische Constituirung zu einem festen Staatskörper möglich geworden. Wollen wir nun wieder grollend bei Seite stehen und sagen: Alles oder nichts! Nein, wir sind klüger geworden, wir nehmen auch Abschlagszahlungen an. Deutschland mußte eine Kraft gewinnen, um welche herum es sich aufbauen konnte. Die hat es jetzt. Die Mainlinie, wirft man mir ein, ist ein mitten durch Deutschland gezogener Spalt. Die Bewegung wird ihn allmählig überbrücken, und zwar in dem Grade, als das Gefühl unserer Zusammengehörigkeit erstarkt. Bis jetzt ist dies Gefühl noch bei weitem nicht so groß, als wir wünschen möchten und der Idealismus es meint. Nord und Süd sind gespalten, die Ber-

schmelzung kann keine rasche sein. Um einen Abgrund mit festen Quadern zu überbrücken, muß man zuvor eine hölzerne Nothbrücke herstellen. Aber Ihr conservirt dabei, wirft man mir ein, die wunderlichste Kleinstaaterei, die komischsten Petrefacte? Nicht auf immer, lieber Junge!”

„Aber der Militarismus, dem Ihr Euch dafür mit Leib und Seele verkaufen müßt!“ wendete Gerdiß ein. „Ihr werdet jetzt doch allesamt dressirt. Wofür? Für dynastische Machtzwecke — für Zwecke des angestammten Thrones —“

„Sie werfen da eine gewichtige Frage auf,“ erwiderte Thaidinger, „sie beantwortet sich nicht leicht. Und doch scheint es, daß militärische Vorbildung eine gute Schule für jedes von Männern betriebene Geschäft ist. Das Befehlen, wie Gehorchen will gleicherweise gelernt sein! Militärische Pünktlichkeit, Ausdauer, männliches Wesen üben sich unbewußt ein und werden zu Characterzügen, die sich in allen Lebenslagen als werthvoller Besitz erweisen. Was hat das preussische Volk so mannhaft gemacht? Die all-

gemeine Wehrpflicht. Und haben Sie sie nicht auch in der Schweiz?“ —

„Ja, wenn Sie Bürgerjoldaten würden!“  
entgegnete Gerdik ironisch. „Aber was werden Sie? Von preussischen Junkern gedrückte Maschinen. Wie singt doch Heine?“

„Sie stelzen noch immer so steif herum,  
So ferzengrad geschniegelt,  
Als hätten sie geschluckt den Stoc,  
Womit —“

„Si, lassen Sie mich doch mit den Versen in Ruhe, die Heine mindestens vor einem Vierteljahrhundert, zur Zeit des Bundestags und der tiefsten deutschen Misere gedichtet hat!“ rief Thaidinger. „Sie passen heute bei veränderten Verhältnissen nicht mehr. Doch, auf unser Thema wieder zurückzukommen: wir sind nun einmal in eine kampfvolle Epoche hineingeworfen und können Waffen und Wehr nicht entbehren. Sollen wir abrüsten, damit Andere nach Belieben den Frieden brechen und uns bedrohen können? Welche Last auch die fortwährende Rüstung sei — wir sind in einer exceptionellen Lage, wir sind im Zuge,

einen neuen Staat fest zu gründen und sind von heimlichen und offenen Feinden umgeben, die auf uns losdringen möchten. Was bleibt uns übrig, als die Kriegsbereitschaft zu tragen, bis die Welt überhaupt und allerorten mit dem Militarismus aufräumt? Soll jeder waffenfähige Deutsche für's Vaterland einstehen? Ich sage: Ja, bis dieser Zustand aufhört. Die Kriegführung in Süd- und Westdeutschland im Jahre 1866, diese halb humoristische, halb graufige Geschichte von militärischen Kreuz- und Querzügen ohne jede Wirkung hat uns gezeigt, was wir im Zustande der Zersplitterung zu erwarten hätten; die Kriegsfrage, plötzlich gestellt, würde sofort unsere Zersetzung einleiten und den Verlust unserer Grenzen zur Folge haben! Und glauben Sie nicht denen, die da sagen: Eben Euer Soldatenthum regt die Welt gegen Euch auf und ruft den Krieg herbei! Wir sind nichts mehr, sobald man uns nicht mehr fürchtet! Und darum sind Die unsere ärgsten Widersacher, die uns entwaffnen und uns verhindern möchten, uns um den Staat zu gruppiren, der uns am

besten Gewähr der Sicherheit, Gewähr der Dauer leistet.“

„Doch nur um den Preis, daß Ihr alle-  
samt Preußen werdet!“ rief Gerdik. „O, daß  
Ihr alter Göttinger Commilitone Sie hörte!  
Er hat wie kein Anderer dies unleidliche Wesen  
gekennzeichnet.

Noch immer das hölzern pedantische Volk,  
Noch immer ein rechter Winkel,  
In jeder Bewegung und im Gesicht  
Der eingefrorene Dünkel —

„Sie sind ein unermüdlicher Citator!“ er-  
widerte Thaidinger. „Preußen hat so viel  
Stämme, daß auf den einen nicht paßt, was  
von dem andern gilt. Preußen repräsentirt  
heute schon ganz Deutschland. Die Rhein-  
preußen sind Süddeutsche, Schlesien hat österrei-  
chisches Blut, Sachsen hat an Preußen eine ganze  
Provinz abgegeben, Westphalen besteht für sich.  
Alle befinden sich wohl und stehen innerhalb  
desselben Systems kräftig für ihre Art ein.  
Welcher deutsche Stamm ist nicht heute schon in  
Preußen vertreten? Auch innerhalb Preußens

bestehen Stammesabneigungen und sind vielleicht stärker dort, als anderswo, dennoch ist das Ganze stark, einig und mächtig. Die Idee des Vaterlandes wird die Gegensätze allmählig vermitteln und gehen wir vorerst in Preußen auf, wird schließlich einmal Preußen in Deutschland aufgehen. Zuerst heißt es staatsrechtlich organisiert sein, denn ohne das gibt es keine Existenz. . . .“

Hestig entbrannte solcherweise der Krieg der Meinungen zwischen dem alten Parlamentsmann, der mit grauem Haar noch nach Verwirklichung seiner Jugendideale rang, und dem jungen Manne, der jenseits der Grenze, in einer vielsprachigen und kosmopolitischen Genossenschaft aufgewachsen war. Der Krieg der Meinungen blieb jedoch streng localisirt. Klein war mit der Innigkeit einer Geliebten an Zoller herangerückt und ließ mit Fragen nicht nach, die er nicht ausführlich genug beantwortet sehen konnte.

Die erste betraf Emma.

„Ich sehe sie selten,“ erwiderte Zoller, „indef ist doch allmählig möglich geworden, was zuerst

unmöglich schien — ich habe Eintritt in's Haus der Großeltern, allerdings nicht als Freier, nur in der Eigenschaft als Bekannter. Das liebe Mädchen ist den alten Leuten an's Herz gewachsen und vermag sie zu Allem zu bewegen. Zuerst waren schlimme Zeiten. Frau von Feldern wollte ihre mütterlichen Rechte geltend machen und Emma mit sich nehmen. Es war nicht mütterliche Liebe, es war wohl nur der Wunsch, Jemanden um sich zu haben, den sie nach Herzenslust quälen konnte; ihre Stimmung soll nach dem Tode des Königs eine schreckliche gewesen sein. Mir wäre es furchtbar gewesen, Emma unter dem Einflusse dieser Frau zu sehen, zehnmal lieber hätte ich sie wieder hinter den Klostermauern gewußt. Nun, diese Gefahr wurde abgewendet: die alten Leute baten so sehr, ihnen das Mädchen zu lassen . . . Nun aber trat die Frage nach einer standesmäßigen Heirath auf. Das Haus der alten Leute, das bisher gar wenig besucht wurde, erhielt seit Emma's Ankunft allerlei Gäste. Junge Gutsbesitzer stellten sich vor, darunter solche, die zu den besten Partien

gezählt werden. Sie kommen noch immer. Ich stehe Gegnern gegenüber, die gewiß Manches vor mir voraus haben. Oft schon mußte ich mich fragen: Hab' ich nicht die Hindernisse zu leicht genommen? Hab' ich im Jubel des ersten Glückes mir nicht zu viel zugetraut, als ich sie flugs zu meiner kleinen Hausfrau machen wollte? Das Jahr hat mich nicht vorwärts gebracht, eher zurück. Mit der Zeitung geht es finanziell schlechter, seit wir gegen den Strom schwimmen. Ein Concurrrenzblatt, ganz unwählerisch in den Mitteln, greift unsern Abonnentenstamm an — ich weiß nicht, wie das noch wird . . . . Kurz, ich sehe noch harte Kämpfe voraus, die nur Muth und Ausdauer überwinden können. Emma wankt nicht und blickt der Zukunft trotz aller Hindernisse ruhig entgegen. Sie ist wohl schüchtern und weiblich sanft, aber für ihre Gefühle tritt sie mit einer Energie ein, die ich auch scheinbar stärkeren Naturen nicht zutraue . . . .“

Er versank in Gedanken.

„Und nun eine andere Frage,“ hob Klein wieder an. „Eine Frage, die ich in meinen Brie-

fen nie berühren wollte, weil Du selbst darüber schwiegst . . . . Wie steht es mit den Nachforschungen nach . . . . nach . . . . der Beschützerin Deiner Kindheit? . . . .“

„Auch da hast Du wieder einmal einen Beleg,“ erwiderte Hermann, „wie uns das Leben aufzordert, immer weitere Fristen für das Ausgehen unserer Wünsche zu strecken! Du erinnerst Dich doch noch, wie wir im Coupé der Eisenbahn beisammensaßen und über die Sache verhandelten? Ich hatte mich entschlossen, an die Familie Usheroff nach Moskau zu schreiben, mir war, als könne ich keine Ruhe mehr finden, ehe mir von dort eine Antwort käme. Ich schrieb den Brief und meinte, schon in einer Woche die Lösung aller Fragen, die mich quälten, zu haben. Aber das Leben ist kein Drama, in dem sich mit gefälliger Täuschung Alles zusammendrängt und der Lösung zueilt, es ist eben das Leben mit seinen Stillständen, seinen Windstillen . . . . Monate und Monate vergingen, ich erhielt keine Nachricht. Ich mußte mich zu einem zweiten Briefe entschließen.“

Endlich kam die Antwort. Sie lautete ungefähr so: „Ihr Brief traf hier ein, als meine Mutter sich auf dem Krankenbette befand. Sie erinnerte sich noch Ihrer, sie wollte Ihnen schreiben, ihr Zustand gestattete es ihr nicht. Gott hat sie seitdem zu sich genommen und mit meinem guten Vater vereinigt. Ich bin nun der einzige Sohn und verwalte die Güter meiner minderjährigen Schwestern. Ich habe meine ersten Lebensjahre unter Fräulein Denin's Obhut verbracht und bewahre derselben eine dankbare Gesinnung, wiewohl die Erinnerung an diese Zeit in mir ziemlich erblaßt ist. Sobald es mir möglich, will ich unter den nachgelassenen Papieren und Sachen meiner Mutter Nachforschung halten. So viel ich weiß, ist noch ein Bild Ihrer Tante im Hause, das von Taddeo Mayer, einem vorzüglichen Künstler, stammt, auch ein paar Schriftstücke ihrer Hand dürften sich noch finden. Sie werden unter den bewandten Verhältnissen alle diese Verzögerungen entschuldigen; sobald ich die kleinen Gegenstände beisammen habe, sollen sie Ihnen zuge-

hen.“ Diese Zeilen waren Nikolaus Graf Usheroff unterzeichnet. Und wirklich, heute, am letzten Tage des alten Jahres, kam das mir zugesagte Packet. Es enthielt eine kleine, sehr fleißig ausgeführte Miniatur unter Glas und Rahmen — o, ein wunderschönes Bild — und mehrere Papiere. Ein Blatt darunter ist mir vor Allem wichtig. Es enthielt nur die wenigen Zeilen:

„Ich wünsche, daß im Fall meines Todes das versiegelte Packet, das man in der Schublade meines Schreibtisches finden wird, geschickt werde an

Herrn Obersten Conrad von Rodenegg  
Bundesfestung Mainz.“

„Oberst von Rodenegg!“ rief Klein auffahrend. „Der Name ist mir bekannt, ich habe ihn schon öfter gehört.“

„Wir haben ihn auch gar nicht weit zu suchen,“ erwiderte Zoller. „Ich kenne den Obersten sogar, bei meiner Wahl in Großdorf bin ich flüchtig mit ihm in Berührung gekommen. . .“

„Und nun wirst Du ihm doch gleich schreiben und Dich nach Fräulein Denin erkundigen?“ fragte Klein.

„Es ist meine Absicht, ihn selbst demnächst aufzusuchen,“ erwiderte Zoller. „Mündlich geht Alles besser, die Zunge führt uns schneller zum Ziele als die Feder. Sieh,“ fuhr er nach einer Pause fort, „die fieberhafte Unruhe der ersten Zeit, da ich zwischen dem Drange, alles auf meinen Ursprung Bezügliche zu wissen, und der Furcht, es zu erfahren, getheilt war, ist vorüber, ich bin ruhiger geworden, dennoch will ich in meine Vergangenheit klar sehen. Und darum mache ich den Gang.“

Klein gab seine Zustimmung.

„Das wären denn meine Sachen!“ sagte Zoller. „Wie liegen die Deinigen? Daß Du heute den ganzen Tag unsichtbar warst, hat mir zu denken gegeben. Hast Du Fräulein Hildegard besucht?“

Klein erröthete stark und sagte:

„Ja, ich war dort. Die Entfernung hat mir erst gezeigt, wie lieb mir das Mädchen ist. Es

ist mir und der Mutter schrecklich abgegangen. Und überhaupt — wenn man seine Collegien gelesen und sich die übrigen Stunden den Kopf daheim heiß studirt hat und es kommt der Abend heran, da sehnt man sich, in ein Paar liebe Augen zu blicken . . . Nur immer so fortwirthschaften mit der alten Mutter geht doch nicht. Und da bin ich denn heute bei Hildegard gewesen und habe mit den Eltern gesprochen, die sich sehr freuten, mich wiederzusehen und — wir haben Alles richtig gemacht! Noch vor Ostern dürfte Hochzeit sein! Die Mutter zieht zu uns.“

„Bravo! Bravo!“ rief Zoller mit herzlicher Freude und schüttelte dem Freunde derb die Hand. „Du konntest mir nichts sagen, was ich lieber gehört hätte. Hildegard ist das Mädchen, Dich glücklich zu machen!“

„Und denke nur nicht,“ hob Klein wieder an, „daß ich nicht auch meine böse Zeit durchgemacht habe. Kurz nach dem Antritt meiner Professur ward ich mit Briefen der Anselmi förmlich bombardirt. Ich mußte jede Stunde gewärtig sein, sie bei mir erscheinen zu sehen.“

Das waren häßliche Tage. Da plötzlich kam ein Brief, der Allem eine andere Wendung gab. Sie schrieb mir, sie habe vom deutschen Theater in New-York den bekannten „ehrenvollen Ruf“ erhalten und frage bei mir an, ob sie ablehnen oder annehmen solle? Ich antwortete nicht, hielt mich ganz ruhig, fing aber bald darauf an, mir die New-Yorker Blätter anzusehen. Wirklich, sie war dahin abgegangen, hat sich aber nicht bloß auf New-York beschränkt, sie hat auch mit einer Gesellschaft eine Kunstreise nach dem Westen angetreten. Ihre großen Hoffnungen haben sich nicht erfüllt, in ihrem letzten Briefe aus Louisville sagte sie: sie sehe ihr ideales Streben an den Klippen der Wirklichkeit scheitern. Sie gab mir die Schuld, sie auf eine excentrische Bahn geworfen zu haben, verwünschte ihre noch ungeschwächt fortglühende Liebe und schleuderte sogar noch schließlich einen Fluch auf mein schuldloses Haupt. Zum Glücke hat er sich bisher noch nicht fühlbar gemacht —“

Der große Zeiger der Wanduhr war schon seit längerer Zeit der Zielpunkt vieler Augen. Man

verfolgte ihn sekundenweise, er war nun unstreitig hart an die Zwölf gerückt. Die beiden Kämpfer, Gerdiß und Thaidinger, die mit ihrem politischen Waffengange noch immer nicht zu Ende waren, wurden zur Ruhe verwiesen und die Gläser gefüllt.

Gleich darauf schlug es Mitternacht.

„Prosit Neujahr!“ erscholl es von allen Seiten.

Alle Vier am kleinen Tische stießen mit einander an, glockenhell klangen die mit goldenem Rheinwein gefüllten Gläser.

Lorenz Klein und Hermann Zoller sahen einander tief und ernst in die Augen.

„Was wir lieben!“

Einer wünschte dem Andern den glücklichsten Ausgang seiner Herzenswünsche.

Auch das Vaterland ließ man hochleben. Diese Gelegenheit ließ der junge Gerdiß nicht vorübergehen, ohne noch ein Citat nach seinem Sinne anzubringen. Er rief pathetisch:

„Der Himmel erhalte Dich, wackeres Volk,  
Er segne Deine Saaten,  
Bewahre Dich vor Krieg und Ruhm,  
Vor Helden und Heldenthaten.“

„Zugestanden, doch nur mit Einschränkung!“  
erwiderte Thaidinger. „Es komme nicht in die  
Lage, Helden zu brauchen, aber es möge sie  
finden, wenn es sie nöthig hat! So fühlt und  
denkt germanischer Sinn!“

So wurde das Jahr 1870 eingeleitet.

Keiner der Freunde ahnte, was es ihm bringe  
und welche großen Entscheidungen es unter sei-  
nem geheimnißvollen Mantel herge.

---

## Zweites Kapitel.

Lorenz Klein war gegen Ein Uhr durch die noch ziemlich belebten Gassen nach Hause zurückgekehrt. Er hatte sein Absteigequartier in einem leerstehenden Zimmer seiner alten Wohnung genommen, da er mit dem Hausbesitzer noch immer auf dem freundlichsten Fuße stand.

„Immer die Ordnung selbst! Auch in der Neujahrsnacht zu gehöriger Stunde heim!“ redete ihn der Hausbesorger an. „Herr Professor, ich habe die Ehre, ein glückliches neues Jahr zu wünschen!“

„Auch Ihnen alles Gute!“ erwiderte Klein, indem er dem Alten einen Thaler in die Hand drückte.

„Habe noch zu melden,“ setzte der Hausbesorger hinzu, indem er dem Professor ein angezündetes Licht einhändigte, „daß gegen Abend eine schöne, großgewachsene Dame nach Ihnen gefragt hat.“

„Es war das große Fräulein aus der Modehandlung, bei der ich die Mantillen für Hildegard verlangte,“ dachte Klein. „Sie wollte mir mehrere zur Auswahl schicken und ist selbst gekommen. Diese Mädchen sehen, wenn sie Abends aus dem Geschäfte gehen, wie vornehme Damen aus. — Hat sie nichts für mich zurückgelassen?“

„Nein, Herr Professor. Sie ist schnell wieder fortgegangen,“ war die Antwort.

„Sie wird morgen wiederkommen,“ sagte Klein, „führen Sie sie dann sogleich herauf.“

Er ging auf seine Stube, entkleidete sich und war rasch eingeschlafen.

Am andern Morgen war Klein später als gewöhnlich aufgestanden und rauchte am Fenster stehend und von Zeit zu Zeit in die Gasse hinausblickend, seine Frühstückscigarre. Er sah der Stunde entgegen, in welcher er die Pflegeeltern

seiner Braut, schlichte, wackere Leute, und diese selbst treffen sollte. Es war in Anbetracht des festlichen Tages ein Spaziergang in den Stadtpark und an den großen Teich verabredet worden. Man wollte Klein abholen. Hildegard nahm zwar an den Vergnügungen des Eisport, wie er da geräuschvoll betrieben wurde, keinen activen Antheil, aber es interessirte sie, zuzusehen. Später sollte in einer benachbarten Wirthschaft ein Gabelfrühstück eingenommen werden.

Der Tag war sonnenhell, klar und rein. Kleins Gedanken streiften leicht hin über seine Lage. Alles fügte und ordnete sich ihm so schön, so behaglich! Er würde demnächst seine Schülerin als Lebensgefährtin zur Seite haben. Nur mit idealen Dingen, mit Kunstfragen und diesen Verwandtem beschäftigt, sah er ein Wirken ohne Conflict vor sich.

Da ließ sich die Stimme des Hausmannes draußen auf dem Gange hören, im kleinen Vorzimmer wurde das Rauschen eines Frauengewandes vernehmbar. Unmittelbar darauf pochte es an die Thür.

Auf Klein's „Herein“ erschien eine hohe, herrlich gewachsene Frau in prunkloser aber höchst gewählter und fleidsamer Toilette auf der Schwelle. Sie blieb stehen, sie schlug den Schleier zurück. Klein stand wie versteinert da. Es war die Anselmi.

Es wirkt immer auf die Nerven, wenn man Jemand vor sich sieht, den man jenseits des Oceans wähnt, die Wirkung ist aber noch viel, viel größer, wenn man Bräutigam ist und eine alte Geliebte vor uns steht.

„Alle guten Geister —“ rief Klein und wandte sich gleich darauf an den Hausbejorger, der gleichsam im Banne der auffallenden Schönheit nicht fortgegangen war, sondern in der geöffneten Thür stand.

„Mann,“ sagte er, einen Blick über das un-  
aufgeräumte Zimmer werfend, und es lag ein sanfter Vorwurf darin, den Besuch vorgeführt zu haben — „sind wir hier in der Verfassung, so große Damen zu empfangen?“

„Lege ich Gewicht auf Neußerlichkeiten?“ fragte die Anselmi. „Ich finde Sie in der guten

alten Wohnung wieder und mir ist's, als wäre ich erst gestern das letzte Mal bei Ihnen gewesen. Ich weiß Alles, Sie sind allein, Ihre vortreffliche Mutter ist fort, Sie sind zu kurzem Besuch hier. Ich habe gestern vom Regisseur Rambach Alles gehört und eile herbei, den alten treuen Freund zu begrüßen.“

Der Hausbesorger, der mit leidenschaftlicher Hast im Zimmer herumgefahren war, hatte endlich einen Fauteuil aus einem Nebenzimmer herbeigeschafft; die Schauspielerin setzte sich. Sie waren allein.

„Wie erstaunt er mich ansieht!“ rief die Anselmi. „Er findet sich noch immer nicht drein, daß ich wieder da bin! Ach, wie bin ich so glücklich, wieder in Altdeutschland zu sein und diesen lieben, blonden, altdeutschen Kopf vor mir zu haben!“

Sie streckte Klein beide Hände entgegen, die er zögernd ergriff.

„Wie er zögert!“ rief die Anselmi, hartnäckig die dritte Person in der Anrede gebrauchend. „Wäre alles, wie einst, er läge längst

zu meinen Füßen! Der böse Mann! Noch immer die dumme, alte Geschichte im Kopfe? Hat wegen eines Mißverständnisses einen Zwist vom Zaun gebrochen! Ich bin edler. Ich habe Alles vergessen, alle meine gerechten Vorwürfe auf der Rückkehr in's Meer geworfen! Alle meine Flüche ersäuft! Nun? Keine Anstalten zur Versöhnung? Keine? Sagt nicht einmal, daß er sich freut, mich wiederzusehen?"

Sie öffnete die Arme, wie um ihn an ihrer Brust zu empfangen.

„Der Hausbesorger dürfte gleich wiedererscheinen!“ entgegnete Klein, mit dem Daumen gegen die Thüre zeigend. „Ich kenne den Alten und seine Neugier! . . . Aber Sie sehen ja prachtvoll aus, prachtvoll!“

Die Anselmi wandte sich mit gespielter Enttäufung ab.

„Ich will und verlange,“ sagte sie mit Nachdruck, „daß Sie sich vor allem Andern als schuldig bekennen! Schuldig! Schuldig!“

„Mein liebes Fräulein,“ erwiderte Klein mit gutmüthigem Lächeln, „wie wäre es, wenn wir

die ganze alte Geschichte, die ganze Vergangenheit ruhen lassen? Es ist heute ein so heller Morgen. — Sie wissen, zu Flüchen und pathetischen Scenen gehört Beleuchtung, ferner Donner und dergleichen — überdies ist heute Neujahr; — wollen wir das Jahr so anfangen lassen? Sagen Sie mir lieber, warum Sie so früh Ihre amerikanische Laufbahn unterbrochen haben, was Ihre Pläne sind? Wie lange Sie hier bleiben?“

„Wie lange ich hier bleibe?“ erwiderte die Schauspielerin. „Ach, lieber Freund, da liegt noch Alles im Unklaren. Hier ist schwerlich noch Platz für mich. Die Intriguen der Frau von Feldern haben mir die Stellung verleidet, haben mich zu unklugen Schritten getrieben — ich hätte meine Position behaupten und mir sagen sollen, daß ein Günstling des Publikums fester fußt und länger dauert als die Favorite eines Königs! Dazu kam der Streit mit Ihnen, die Welt war mir verleidet. Die Marbach kam, ich ging. Die amerikanische Offerte war brillant, ich wollte zeigen, daß ich mir auch im fernsten

Lande ein Publikum zu erobern weiß. Ich sage Ihnen, ich habe Triumphe gefeiert. Gefüllter Saal, dichtbesetzte Gallerien, enthusiastische Demonstrationen, Blumengaben, Kränze in Hülle und Fülle! Dennoch fühlte ich mich unzufrieden. Eine Kunstkritik ohne wissenschaftliche Grundlage! Journalisten, die sich melden lassen, hereintreten und sagen: Sie sehen in mir den Mann, der Renommées schafft oder zerstört! Und welche Ausnützung der künstlerischen Persönlichkeit! Denken Sie doch, daß die Gesellschaft, bei der ich engagirt war, auf acht Theatern spielte! Heute dirigirt man die Leute nach Terrace Garden, morgen nach Germania; übermorgen wird in Brooklyn und am vierten Tag in Hoboken gespielt! Wenn man so Abend für Abend den Fluch der Deborah ins Publikum schleudern soll . . . doch — er scheint mir gar nicht zuzuhören . . .“

„Doch, doch, den Fluch der Deborah schleudern soll,“ wiederholte Klein. „Ja, das muß böß sein.“ Er hatte dem ganzen Erguß der Erzählung ein nur höchst unwilliges

Ohr geschenkt. Seine Aufmerksamkeit war sehr ungleich getheilt. Er wußte, daß dies die Stunde sei, in welcher seine Freunde unter seinem Fenster erscheinen würden und war im Unklaren darüber, wie er die Anselmi fortbringen solle . . . .“

„Als nun der Mai herankam,“ fuhr die Anselmi fort, „da sagte Alexander Wood, der große Heldenspieler, zu mir: nun sollten wir doch auch den Süden ein bißchen abgrasen! Wie gesagt, so gethan — Wood übernahm —“

Klein fuhr empor. Sein scharfes Ohr hatte Schritte auf der Haustreppe vernommen. Er mußte sich sagen, daß Hildegard mit ihren Pflegeeltern in wenig Minuten oben sein würde.

„Liebe Freundin,“ sagte er, „Sie werden mir das alles ein andermal erzählen. Eine unaufschiebbare Angelegenheit ruft mich ab“ . . . .

„O das Ungeheuer!“ rief die Schauspielerin. „Ich komme kaum — schon giebt es Geschäfte!“

„Ein eigenthümliches Zusammentreffen“ —  
Aber in diesem Augenblicke pochte es schon.

Klein sah sich einen Moment lang rathlos um, wie wenn er die Anselmi in irgend einem Nebenzimmer zu verbergen gedente, aber da war kein Rath. Ein kleiner Zug trat ein: voran kam ein kleiner, runder, pausbäckiger Herr, dann folgte eine alte, freundliche Dame im Sonntagschmuck; Hildegard machte den Schluß.

Beim Anblick der Frau, die sie sogleich erkannte, war Hildegard bleich geworden und wie starr stehen geblieben.

Klein dagegen fühlte sich plötzlich der Situation gewachsen. Seinen Muth zusammennehmend, sagte er:

„Fräulein Anselmi, berühmte dramatische Künstlerin — soeben aus Amerika heimgekehrt — Herr Kaufmann Küster — seine Frau — Fräulein Hildegard Küster — meine Braut!“

Aus Fräulein Anselmi's Augen fuhr ein zündender Blick.

„Ich gratulire,“ sagte sie, zu Klein gewendet. „Doch in diesem Kreise würde ich fürchten zu stören — entschuldigen Sie“ —

Sie erhob sich, die mächtige Schleppe fegte das Zimmer dahin.

Klein hatte ihr durch das Vorzimmer das Geleit gegeben.

„Fort! fort! Die Füße tragen mich kaum. O Männer! Männer!“ rang es sich düster von ihren Lippen. Damit ging sie die Treppe hinab.

„Eine Neujahrsbescheerung!“ seufzte Klein, indem er den Rückweg antrat.

---

### Arittes Kapitel.

Der verabredete Gang in den Stadtpark war zur Ausführung gekommen, doch nicht in der heiteren, unbefangenen Stimmung, in der er unter anderen Umständen stattgefunden hätte. Hildegard war durch das Wiedererscheinen der alten Rivalin beunruhigt. Sie forderte Erklärungen, Klein konnte sie mit gutem Gewissen geben, dennoch blieb ein schwarzer Punkt am Horizonte stehen. Auch Klein war nicht in gewohnter Laune. Der tragische Abgang der Anselmi, ein dramatisches Meisterstück, war nicht ohne Wirkung auf ihn geblieben. Die Worte, die sie gesenkten Hauptes, wie gramverloren gesprochen, vibrirten ihm noch immer im Ohre. Wenn die Anselmi ihn doch wirklich geliebt

hätte? Er fühlte, daß noch immer nicht Alles zwischen ihnen in's Reine gebracht sei und daß er noch mit ihr eine Unterredung haben mußte.

Er speiste zur Feier des Neujahrs mit seinen Freunden, blieb aber zerstreut und einsilbig.

In der Nachmittagsstunde, nach Bier, endlich frei geworden, wandte sich Klein raschen Schrittes dem Hotel Victoria zu, in welchem die dramatische Künstlerin Anselmi gewohnt hatte und nun vermuthlich wieder abgestiegen war.

In der That, sie wohnte dort und war zu Hause. Er flog die Treppen hinauf, durchschritt einen langen Corridor und klopfte an der bezeichneten Thüre. Ein zerstreut und gleichgültig klingendes „Herein“ kam ihm entgegen.

Fräulein Anselmi saß, den Rücken der Thüre zugewandt, am Bureau und schrieb. In der Voraussetzung, daß nur ein Aufwärter geklopft habe, kehrte sie sich nicht um und so kam Klein näher und näher und stand schließlich hart an ihrem Ellenbogen.

Sie blickte auf, klappte die Schreibmappe hastig zu und blickte, das Haupt mit der mäch-

tigen Haartracht auf die Hand gestützt, den eingetretenen düster und schmerzlich an.

„Das überrascht mich,“ sagte sie endlich, „ich hätte nicht erwartet, Sie wieder zu sehen!“

„Es darf,“ erwiderte Klein, „meiner Meinung nach nichts zwischen uns im Unklaren bleiben. Und darum komme ich. Hätte heute Morgen nicht der Zufall mitgespielt und unser Gespräch vorschnell beendet, so hätte ich Ihnen selbst mitgetheilt, daß —“

„Daß alles zwischen Ihnen und mir vorüber.“

„So ist es! Doch das ist ja nichts Neues! Das habe ich Ihnen schon vor mehr als einem Jahre angekündigt. Damals — an jenem Abende, als ich sah, wie unwahr Sie sein können!“

„Unwahr! Ihr Argwohn, Ihr Mißtrauen sieht Dinge, die nicht sind, nicht sein können! Ein edles Gemüth ist vertrauender und setzt nicht das Schlimmste voraus!“

„Erlebtes lasse ich mir nicht ausreden!“

„Alles Irrthum, alles Verblendung,“ sagte die Anselmi und ihre Stimme nahm einen

scharfen, schneidenden Ton an. „Sie werden mich doch nicht mit Gospot-Kircher in Verdacht haben? Oder doch? Mein ganzer Stolz bäumt sich gegen diese Annahme auf! Was bleibt also von allem, was Sie gesehen und erlebt haben wollen, zurück? O! ich bin von der ersten Stunde an immer nur zu offen mit Ihnen gewesen. O, wenn ich Sie früher von dieser Seite gekannt hätte! Ein Sturm des Gefühls hat mich an Ihre Brust geworfen, ich liebte Sie und war wehrlos gegen mein Gefühl. Sie kündigten mir Ihre Liebe auf. Ihre Kälte war grausam, empörend die Art, wie Sie von mir gingen. Ich liebte Sie noch immer. Ich vergaß Sie nie. In der Mitte meiner Triumphe sehnte ich mich zu Ihnen zurück — ein Mädchenherz bleibt ewig im Banne dessen, der ihr das Wunder der Liebe erschlossen. Ja, auch das Nichtbeantworten meiner Briefe brachte mich nicht zur Besinnung — Thörin, die ich war! Ihetwillen litt es mich nicht in der Fremde, Ihetwillen bin ich da — o, daß ich kam, diesen Schmerz, ja diese Schande zu erleben!“

Sie führte das Tuch zu den Augen, er hörte sie weinen.

„Sie hätten,“ jagte Klein, „aus meinem Schweigen entnehmen können —“

„Ein liebendes Herz hofft und hofft!“ sprach die Anselmi langsam und schmerzlich weiter. „Ich glaubte Sie befehlen, zum Vertrauen zurückführen zu können. O ich Verblendete! Ich träumte mich an Ihre Seite. Ich machte Pläne — ich baute Lustschlösser. Herr von Lutteroth, mein guter Vater, will sich vom Dienste zurückziehen, auch er ist der Intriguenwelt müde — er ist Hagestolz, hat keine verwandte Seele um sich — die Vatergefühle regen sich mehr und mehr in ihm — er will etwas für mich thun. Ich werde das Theater verlassen. Ach, ich sah eine neue, eine schöne Zeit vor mir. Es ist vorbei, Sie haben mir Alles genommen!“

Wieder kam das Tuch an die Augen.

„Liebes Fräulein,“ sagte Klein, „das Schicksal hat es anders gewollt, man muß die Dinge nehmen, wie sie sind . . .“

„Wodurch sind sie so geworden? Durch Ihr Mißtrauen. Sie lassen sich von Leuten gängeln, die mir übel wollen! Sie lassen sich in Verhältnisse einführen, die nicht für Sie passen. Aber auf dem Wege, den Sie einschlagen, werden Sie nicht glücklich werden. Ein Herz, das Sie verstehen konnte und ganz für Sie schlug, erdrücken Sie und stoßen es zurück. Dagegen schreiten Sie jetzt zu einer Heirath —“

Sie verzog die Mundwinkel.

„Ich habe mit dem Herzen gewählt, mit gutem Bewußtsein und in der Sphäre, die die meinige ist!“ sagte Klein fest mit erhobenem Haupte.

„Sie mögen sich eine gute Hausfrau gewählt haben,“ entgegnete die Anselmi, „die richtige Gefährtin nimmermehr!“

„Sie sind nicht in der Lage, meine Wahl beurtheilen zu können!“ sagte Klein kurz und scharf. „Doch über diesen Punkt gehe ich nicht in die Debatte ein. Liebes Fräulein, Sie sind Künstlerin. Die Macht des Theaters, für das Sie augenblicklich ein wenig blasirt sind, wird

Sie wieder ergreifen, Sie werden sich auf Ihrem eigentlichen Terrain zurechtfinden und in seinem Banne alles Andere vergessen. Sie werden auch nicht lange allein stehen. An Bewunderern und Verehrern hat es Ihnen nie gefehlt, in Europa nicht und nicht in Amerika. Sie haben da wieder, wie ich sehe, Verbindungen angeknüpft. Zur Hausfrau sind Sie nicht geschaffen. Ihr Herz wird noch manchen Bund schließen, bis sich der Rechte endlich findet. Ich bin es nicht gewesen. Ich werde Sie als Künstlerin bewundern — aber nur vom Parterre aus und an der Seite meiner Frau.“

Er sagte es eifrig, und es drängte ihn, fortzukommen. Eine Erregung, die er sich nicht eingestehen mochte, war doch da. Ein Zauber lag in dieser üppigen, verführerisch schönen Erscheinung. Wie sie so da saß, im Fauteuil zurückgelehnt, das schöne Profil jetzt schmerzlich senkend, jetzt in den Nacken zurückwerfend — er hätte von Stein sein müssen, um nichts zu empfinden. Er sah sie tief und beschleunigt athmen. Er gedachte der Stunden, da er diesen

schönen elastischen Leib liebend umschlungen und Funken tanzten ihm vor den Augen.

Die Schauspielerin mochte ahnen, was in ihm vorging. Sie legte die Hand schwermuthsvoll vor die Augen und während sie ihn durch die leichtgeöffneten Finger beobachtete, ohne daß er es ahnte, jauchzte sie schon: „er ist mein!“

„Auch ich habe meinen Stolz,“ sagte sie trocken, ohne mit einem Tone ihre Empfindungen zu verrathen. „Sie verletzen mich, ich büße für meinen Glauben an Sie. Sehen Sie, ich erhebe keine Ansprüche mehr,“ fuhr sie mit weicherer Stimme fort. „Werden Sie glücklich, glücklicher, als es den Anschein hat. Ich will Sie nie mehr an alte Zeiten erinnern!“

Klein stand stumm und traurig da, seinen inneren Kampf durchkämpfend.

„Leben Sie wohl!“ rief er plötzlich, sich gewaltsam von diesem Boden losreisend.

„Und Ihren künstlerischen Rath, der mir über Alles schätzbar war, werde ich ihn für die Zukunft ganz entbehren?“

„Ach, liebes Fräulein, Schülerinnen Ihrer

Gattung sind für ein Professorenherz gar zu gefährlich!"

„Sie eilen, gut. Ich halte Sie nicht, darf Sie nicht halten. Sehen wir uns noch ein letztes Mal?“

„Vielleicht, mein Fräulein,“ sagte Klein ganz unsicher. „Vielleicht! Wiewohl —“

Er brach ab und trat an die Thür, die Klinke fassend.

„Ich mag Sie nicht länger halten,“ sagte die Anselmi mit schmerzsmüder Stimme. „Sie eilen zu Ihren Freunden, zu Ihrer Braut.“ Sie stand auf. „Wollen Sie doch noch einen Augenblick warten? Ich couvertire nur noch den Brief, den ich vorhin eben zu Ende geschrieben habe und Sie sind so freundlich ihn in den nächsten Briefkasten zu werfen. Nicht wahr?“

Klein verbeugte sich und trat an das Fenster.

In weniger als einer Minute war die Künstlerin wieder da.

„Hier! In den nächsten Briefkasten!“

„Leben Sie wohl!“

Klein enteilte, er fühlte, daß er lange genug auf einem glühenden Boden gestanden. Wie schwül war ihm! Eine Bewegung der Arme — und er hätte die schönste der Frauen an das pochende Herz drücken dürfen. Eine Berührung — er wäre vielleicht verloren gewesen . . .

„Ein schönes, verlockend schönes Weib,“ sagte er zu sich. „Mäntel trägt man nicht mehr im Zimmer, aber ein Joseph kann man noch immer sein! Ein schönes Weib! Und vielleicht doch besser, als ich mir oft denke. Weiß Gott ich wußte bisher noch nicht, welcher argwöhnischen Zug ich an mir habe. Jetzt wieder! Als ich eintrat und ihr näher kam, ohne daß sie es beachtete und mein Auge auf das Blatt fiel, das vor ihr lag — unfreiwillig las ich da: liebster Alexander! Einen Eid hätte ich darauf schwören können! War doch nur Spiegelei der Sinne. Der Brief, den ich da habe, ist an Alexe, ihr früheres Stubenmädchen gerichtet, das geheirathet hat, einen Musiker der königlichen Oper zum Manne hat und in der Vorstadt wohnt. Und weil die Anselmi gescheidt ist, und mich durch-

schaut und will, daß ich mich meines unedlen Argwohns schäme, giebt sie mir den Brief in die Hand: da, überzeuge Dich und bereue! Denn sie thut nichts ohne Absicht“ . . . .

Damit ging er aus dem Hause hinaus und spähte nach dem nächsten Briefkasten. Er wollte nur noch zuvor eine Cigarre anzünden; die hatte immer eine beschwichtigende Wirkung auf seine Nerven.

Ein kleines Frauenzimmer trat ihm entgegen.

Es war Alexe, die frühere Jose, jetzt Alexe Schaarschmied, Tonkünstlersgattin.

„Ach, sieh da, Herr Doctor, will sagen Herr Professor,“ redete das kleine Frauenzimmer ihn an, „ist es denn wahr, daß Fräulein Anselmi wieder hier ist? Es steht nämlich im Tageblatt, daß sie in unseren Mauern weile. Wohnt sie wieder im Hotel Victoria? Und kommen Sie am Ende von ihr?“

„Ich komme von Fräulein Anselmi,“ antwortete Klein und kann Ihnen sagen, daß das Fräulein Sie zu sprechen wünscht. Sie hat an Sie geschrieben, ich war eben im Begriff den

Brief in den Postkasten zu werfen. Hier ist er!“

Frau Alexe nahm den Brief, und öffnete ihn ohne Weiteres, während Klein zu seinem Feuerzeug griff. Aber wunderbar! Unter dem Couvert kam ein zweites Couvert mit ganz anderer Adresse, nach Amerika bestimmt und für Amerika markirt, zum Vorschein. Auf der Innenseite des ersten Couverts stand: „Ich bin wieder da, Alexe! Dies auf die Post zu geben!“

Alexe, wiewohl sie so lange in guter Schule gestanden, begriff nicht gleich das Manöver, Klein dagegen machte große Augen. Wieder einmal sah er, daß das edle Weib ihn hatte dupiren wollen.

„Sie werden das Fräulein sehen,“ sagte Klein. „Erzählen Sie ihr den schalkhaften Zufall. Sie wird lachen!“

Damit wünschte er ihr guten Abend.

Er ging weiter und weiter die Straße hin und begann endlich zu lachen. In diesem Gelächter befreite sich seine Seele: er sah die Anselmi plötzlich wie sie war: die tragische

Dulderin, die tragische Muse, immer mit der Maske in der Hand, erschien ihm komisch.

Seine Seele war, er fühlte es, auf immer von ihrer Leidenschaft frei!

---

## Viertes Kapitel.

Oberst von Rodenegg stand im Hausroche, eine kurze Pfeife im Munde, am Fenster seines Hauses in Laffenbach und schaute hinaus in die beschneite Landschaft, wo die Dohlen und Krähen dem Walde zuflogen. Traurig vergehen auf dem Lande die Tage im Winter, doppelt traurig einem einsamen alten Manne, der in seinen Bewegungen gehindert ist. Ein Tag ist wie der andere. Wochenlang liegt der Nebel auf der Gegend, löst sich ein wenig, zieht sich wieder dichter zu. Einmal bläst der Wind aus Nord, einmal aus Nordost, immer bringt er neuen Schnee mit. Die Abende sind lang, die Winde rumoren im Schlothe, die Phantasie malt Alles grau in Grau. Noch einen Blick auf das

Schneegefilde, auf das die Sterne mit funkelndem Licht herabblicken und man beschließt sein Tagewerk. Nun sei's genug! Aber lange Nächte hat so ein alter Mann. Er kann nicht schlafen, da kommen so viel trübe Gedanken wie graue Gespenster heran. Wär's doch wieder Tag, daß man herumstapfen und sich ein wenig zerstreuen kann . . .

Eben, um die zehnte Morgenstunde, war ein alter Diener von militärischem Aussehen hereingekommen und hatte den Frühstückstisch abzuräumen angefangen. Der Herr stand noch immer am Fenster, dampfte vor sich hin und brachte sein Auge nicht vom Balde.

„Es schneit schon wieder,“ sagte der alte Franz. „Es ist gerade so, als ob der Winter noch was nachzuholen hätte . . . Und doch haben wir schon seit Martini die weiße Decke da vor uns.“

Der alte Oberst dampfte weiter.

„Wenn's mit der Kälte so fortgeht,“ hob Franz wieder an, „ist's mit unserem Wildstand richtig aus. Das Edelwild geht rudelweis ein.“

Nur die Racker, die Füchse und die schwarzen Vögel da haben gute Zeit. Miserable Welt!“

Der Oberst wendete sich um und nickte, wie wenn er sagen wollte: im Ganzen magst Du Recht haben.

„Futter streuen nützt gar nichts!“ begann der Diener wieder. „Man müßte denn die guten Thierchen zuvor an die Futterplätze gewöhnt haben. Und wird das Futter naß, so ist's ihnen gar verderblich . . . Ja, über unsere Forste geht es her. Erbarmungslos, man möchte weinen darüber! Im vorigen Jahre der große Sturm, der die stolzeſten alten Bäume zu Hunderten abbrach, ausriß und in der Luft herumdrehete — dies Jahr der hohe, endlose Schnee, daß der Wildſtand zu Grunde geht. Aber die Welt iſt doch weiße eingerichtet, ſagen die Pfaffen und die alten Weiber.“

„Darum iſt das eben die höhere Weiſheit, weil ſie Dir unbegreiflich iſt, Alter!“ entgegnete der Oberſt.

„Höhere Weiſheit?“ entgegnete Franz. „Na, das machen Sie mir nicht weiß, daß Sie ſelbſt

daran glauben! Wollte Ihr Förster so wirthschaften, Herr Oberst, und sich dann damit ausreden, er habe höhere Absichten dabei — mit dem Stocke gingen Sie auf ihn los! Ueberhaupt eine Weisheit, die Niemandem einleuchten will — —“

„Wenn zuweilen blinde Naturmächte toben —“

„Ja, manchmal, wenn es dem Menschen zu arg wird, da läßt er die „blinden Naturmächte“ toben! Sonst aber: „es fällt kein Sperling vom Dache —“. Nun ja, der Mensch legt sich's eben zurecht, wie es ihm paßt — ich denke mir meinen Theil dabei —“

Während der düstere Philosoph seinen lästerlichen Gedanken über die vernünftige Weltordnung in kurzen, abgerissenen Sätzen und mit dem wildesten Gesichte Ausdruck gab, war er allmählig mit dem Geschäft des Aufräumens fertig geworden. Nun öffnete er, der Kälte zum Trotz, das Fenster und schüttelte das Tisch-tuch auf dem Vorplatz aus, damit die Spazier im Hofe, die armen Schelme, doch auch etwas

hätten. Dies geschah täglich mit so militärischer Pünktlichkeit, daß die kleinen Kostgänger längst schon dieses Momentes gewärtig waren und nun von allen Seiten herbeiflogen. Vergnügten Gesichtes sah der sonst so bärbeißige Philosoph ihrem Hüpfen und Picken zu. Er war immer nur um so hilfbereiter, da er von den höheren Mächten wenig erwartete.

Nun schloß er sorgsam das Fenster und wollte sich langsamen Schrittes davonmachen.

Aber Peitschenknall, Hufschläge und der Schall eines in den Hofraum einfahrenden Wagens riefen den alten Mann wieder an den kaum verlassenen Posten.

„Si, wer kommt doch da?“ fragte er. „Ein städtischer Wagen — ein junger Mann im Pelzrock, mit einem dicken Shawl um den Hals, steigt aus . . . Herr Oberst, das ist etwas Neues — Sie bekommen Besuch — Besuch aus der Stadt. Bei diesem Wetter schier ein Wunder—“

„Ich bin fortgefahren, komme heute nicht wieder — vielleicht auch morgen nicht —“

„Aber Herr Oberst,“ rief der alte Diener in

mißbilligendem Tone. „Werden wir denn ganz und gar zum Menschenfeind? Sie sollten sich freuen, daß Jemand noch an uns denkt. Uebrigens ist es jetzt schon zu spät, sich zu verleugnen. Hans hat den Herrn schon gesprochen und ihm gesagt, daß Sie zu Hause sind. Eben führt er ihn her.“

„Der Teufel auch!“ rief der Oberst unwirsch.  
„Fort und fort wird man gestört!“

Er legte die Pfeife beiseite.

„Ei, so machen Sie doch keine so wilden Augen, Herr Oberst; es ist ja ein gar netter Herr — was würde sich der von uns Landbewohnern denken, wenn Sie ihn mit dem Gesicht empfangen —“

Indeß pochte es; auf des Obersten knurriges Herein ging die Thür auf, der Reisende, der im Vorhaus Pelz und Shawl abgelegt hatte, trat ein.

„Herr Oberst,“ sagte er, unbefangen herantretend, während der Diener sich entfernte, „ich bin Doctor juris Hermann Zoller . . .“

„Habe nicht das Vergnügen,“ versetzte der alte Herr.

„Ich habe doch die Ehre, Ihnen bekannt zu sein,“ erwiderte Hermann. „In der Wahlversammlung, die vor etwas mehr als einem Jahre stattfand, hatten Sie die Freundlichkeit, mich anzusprechen —“

„Sie haben Recht!“ erwiderte der Oberst, Zoller's Hand ergreifend und lebhaft schüttelnd. „Sie haben da vortrefflich gesprochen und wir haben Sie unmittelbar darauf zu unserem Abgeordneten gewählt. Jetzt erst erkenne ich Sie. Entschuldigen Sie einen kurzsichtigen alten Mann. Ihre Züge hatten mich gleich frappirt, gleich. Es freut mich, Sie wiederzusehen. Womit kann ich dienen? Doch nehmen Sie Platz, da, auf dem Sofa, mir gegenüber.“

Beide setzten sich.

„Ich komme,“ begann Hermann, „in einer für mich höchwichtigen Angelegenheit zu Ihnen, Herr Oberst, und kann nur an Ihre Güte und Menschenfreundlichkeit appelliren, mir behilflich zu sein. Ich wage, Sie darum zu bitten, denn

Sie sind der einzige Mensch auf dieser Welt, der, meines Wissens, mir die ersehnte Auskunft ertheilen kann. Wenn ich bei Ihnen nichts ausrichte, wird für alle Zeit ein Schleier über mein ganzes Leben ausgebreitet hängen bleiben —“

„Ich verstehe Sie nicht, mit dem besten Willen Sie zu verstehen,“ sagte der Oberst. „Erklären Sie sich näher!“

„Es würde,“ hob Hermann wieder an, „zu langwierig sein, Ihnen auch nur den kürzesten Abriß meiner Lebensgeschichte zu geben, und doch geht es nicht ohne eine kleine Darlegung. Ich wurde in den engsten Verhältnissen geboren und stand, noch in den ersten Knabenjahren, allein in der Welt. Aber nur scheinbar allein und hilflos! Ein edles weibliches Geschöpf, sagen wir, eine nähere Anverwandte, nahm sich unerwartet meiner an. Ihr danke ich's, daß ich vor Armuth geschützt blieb, ein Kostgeld zahlen konnte, im Winter eine warme Stube und Jahr für Jahr das Geld für mein Studium hatte. Mein Gott, was wäre ich ohne sie geworden!

Tagelöhner, Lehrbursche! Ich brauchte aber auch nicht mich mit Privatstunden zu quälen; noch im Tode hatte sie ja alle Hindernisse hinweggeräumt, ich durfte mich ganz und voll meinen Studien widmen — ich kann sagen, daß ich, das Herz immer ihr zugewendet, mit eisernem Fleiße arbeitete. Nun aber, da ich auf meinen eigenen Füßen stehe, treten allerlei Umstände an mich heran, die mir sagen: Du bist nicht das Kind der Frau, die Du Mutter nanntest; jene Andere, der Du soviel verdankst, sie ist nicht blos Deine Tante, wie Du sie zu nennen gewohnt warst. Erfahre etwas über ihre Vergangenheit, dann wirfst Du auch Licht über die Deinige erhalten. Ist es Thorheit, daß ich mir dies begehre? Ich bin da, sie ist längst im Grabe. Und doch — es ist der Trieb, ins Klare zu kommen, ein nicht zurückdrängender Trieb —“

„Und da soll ich Ihnen zu Hilfe kommen?“ fragte der Oberst mit einem wilden Gesichte und unruhigen Augen. „Sie kommen an den Unrechten!“

„Sie standen,“ hob Hermann wieder an,

„vor vielen Jahren — ich weiß nicht, vor wie vielen — in der Bundesfestung Mainz. Haben Sie da nicht — durch Vermittlung einer Familie Uscheroff in Moskau — ein Briefpacket erhalten?“

„Ich weiß von nichts!“ fuhr der Alte barsch dazwischen. „Ich weiß von nichts!“

„Herr Oberst,“ sagte Hermann, „hier ist ein Brief des jungen Grafen Uscheroff, den ich vor einer Woche erhalten. Er schreibt mir, seine Mutter habe das Packet an Ihre Adresse nach Mainz zu expediren gehabt und dasselbe unzweifelhaft expedirt.“

„Ich leugne nicht,“ sprach der Oberst, stutzig geworden, „ein Packet erhalten zu haben, ich begreife nur nicht, inwiefern Sie das angehen soll?“

„Das Packet stammt von Olga Denin, das ist von meiner Tante!“ sagte Hermann.

„Ich weiß nichts von einem Fräulein Olga Denin und es ist mir gleichgiltig, welche Nessen sie gehabt!“ schrie der Oberst in großer Erregung.

„Das ist leicht erklärlich,“ versetzte Hermann, „aber für den Zweck, der mich herführt, ist es genügend, wenn Sie, der Sie meine Tante gekannt haben, mir etwas über ihre Lebensverhältnisse angeben wollten.“

„Ich weiß nichts von Ihrer Olga und nichts von einem Neffen,“ schrie der Oberst in unverminderter Aufregung. „Das ist eine Finte, um etwas herauszuspioniren, aber eine unglückliche Finte!“

„Herr Oberst!“ rief Hermann, zornig zurücktretend.

„Können Sie Ihre Behauptung nachweisen?“

„Hier,“ erwiderte der junge Mann, in die Brusttasche greifend, „ist ein Bündel Briefe, die ich zum Zwecke einer Legitimation vor Ihnen zu mir gesteckt habe. Wollen Sie sie durchsehen —“

Hermann reichte die Papiere hin.

Mit einer Hand, die noch mehr als gewöhnlich zitterte, griff der Oberst darnach und sah hinein.

Dann blickte er Hermann lang und starr an.

„Ich bitte, Herr Oberst,“ sagte dieser, „den Inhalt dieser Blätter zur Kenntniß zu nehmen. Dann werden Sie nicht länger zweifeln, daß Olga Denin, die Ihnen nahe gestanden haben muß, da Sie der Empfänger ihrer schriftlichen Vermächtnisse waren, ich sage, daß Olga Denin meine Tante war. Vielleicht gar meine Mutter! Ich möchte es glauben, denn so viel Liebe läßt sich nicht anders erklären, so viel Sorge, so viele Opfer, so viele Reisen. Blicken Sie in diese Papiere und Sie werden sehen, daß ich, das einsam stehende Kind, der Inhalt aller ihrer Gedanken war. Mir hat ihr letzter Seufzer gegolten —“

Thränen traten ihm in die Augen, aber gleichzeitig auch dem Obersten.

„Weinen Sie nicht!“ rief der Alte mit gebrochener Stimme. „Ich kann Niemanden weinen sehen und dabei trockene Augen behalten. Es ist so eine Eigenheit — alte Augen — Aber was halten Sie da in der Hand?“

„Ein Bild Olga Denin's, das bis vor Kurzem im Besitze der Familie Uscheroff war —“

Er reichte es dem Alten hin — eine Miniatur unter Glas in einem Goldrahmen.

Der Oberst langte gierig darnach und vertiefte sich in den Anblick.

„Ottilie! Ottilie! Ja, das ist ihr Bild!“ rief er, von seinen Gefühlen ganz überwältigt. „So war sie! So war sie! Lange Jahre hab' ich nach einem Bilde von ihr verlangt. Ich habe die lieben, schönen Züge so lange nicht geschaut! Ich kann mich nicht satt sehen. O, sie ist zum Sprechen getroffen! Reden Sie! War ein solches Wesen nicht bestimmt, glücklich zu werden?“

Er küßte das Bild mit Leidenschaft und rief, ganz außer sich:

„Meine Tochter! Meine unglückliche Tochter! Sie sind ihr Sohn. Mein lieber Enkel, ich habe nicht gewußt, wo ich Dich zu suchen habe, aber Gott hat Dich zu mir geführt, um den einsamen, alleinstehenden Mann zu trösten!“

Sie sanken sich in die Arme.

Dieser Ausbruch, in welchem jahrelang in stummer Brust verschlossene Schmerzen und

plötzliche Freude mit einander rangen, war für die Nerven des alten Mannes zu viel. Er sank zurück, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und schluchzte lange.

Hermann stand auf's Tiefste erschüttert vor ihm.

Dann löste er langsam und sanft die zitternde Hand vom Gesichte los und küßte sie.

Aber er wagte es nicht, die Frage, die sich ihm jetzt vor Allem auf die Lippen drängte, zu stellen.

---

## Fünftes Kapitel.

Herr von Themar hatte einem großen Diner in einem vor der Residenz gelegenen Landhause beigewohnt und dasselbe spät verlassen. Als er, bequem in die Ecke des Wagens zurückgelehnt, an der kleinen Villa des Generals Aschberg vorüberfuhr, sah er Licht in dessen Fenstern und es fiel ihm ein, den alten Herrn, den er lange nicht gesehen, wieder einmal zu besuchen und den Rest des Abends, mit dem nicht viel anzufangen war, bei ihm zu verbringen.

Er ließ halten, stieg aus, bestellte den Wagen auf zehn Uhr und begab sich zu Fuß zu seinem Freunde.

Er fand diesen wie gewöhnlich allein auf seinem Zimmer, die lange türkische Pfeife im

Munde, vor seinem Kamin sitzend, in welchem ein Holzfeuer prasselte.

„Ich sehe,“ sagte Aschberg, „daß Sie mindestens eine apostolische Tugend ausüben.“

„Wieso?“ fragte der Minister.

„Sie besuchen Kranke, bei denen nur Langleweiligkeit und Verstimmung zu holen ist.“

„Ich will nicht hoffen, daß Sie ernstlich krank sind?“

„Doch, ich bin es,“ erwiderte der General mit einem Seufzer. „Ich bin krank und der kränkste Theil an mir ist mein Herz.“

Der Minister nahm Platz am Kamin, der Theekessel ward frisch gefüllt.

„Mein Humor,“ hob der General an, „ist der allerdüsterste. Ich wühle fort und fort in der Vergangenheit. Heute Abend hab' ich drei Stunden zugebracht, alte Briefe zu überlesen, um sie dann zu verbrennen. Ich durchschaue meinen Zustand und sehe, daß es niemals besser werden kann . . . Tagelang rede ich keine Silbe, Alles verletzt mich, Alles ärgert und beleidigt mich — ich bin wie ein wunder Körper, der sich

gar nicht berühren lassen will. Ich bin wieder im Sünden gewesen. Die Luft dort thut mir gut, doch nur dem Leibe und den Knochen, nicht dem Geiste, nicht dem verzweiflungsvollen Herzen. Sie haben mich lange nicht gesehen, nicht wahr? Ich gehe nirgends hin. Ich lebe einsam, wie außerhalb der Welt und das ist auch das Beste für mich. Seit Jahren treibe ich es so. Kommt etwas von Außen an mich heran, so ist es nur eine neue, aufregungsvolle Pein . . . .“

Er blickte lange in die Kohlen. Themar sah den alten Herrn mit Theilnahme an. Der General fuhr wieder fort:

„Ach, wohin bringen uns die Jahre! Am Haar ist es nur die Veränderung von Braun in Grau, und von Grau zu Weiß — aber wie ist es im Innern! Mein Herz ist für die Freude ganz unempfänglich geworden. Eine Natur, ursprünglich expansiv, ausströmend im höchsten Grade, ist schweigsam geworden und der Mittheilung feind. Was ist das anders als eine Reaction, in welcher sich die Seele krampfhaft

zusammenzieht und ihre Empfindungen selbst verschluckt?“

„Oft,“ fuhr er nach einer Pause fort, „bin ich wie ein Stein, zuweilen ist mir aber auch tagelang so, als hielte ich nur mühsam die Thränen zurück . . . Schon beim Aufstehen bin ich so müde. Warum kann ich denn in der Nacht nicht schlafen? . . .“

„Man müßte wissen, was Ihnen zugestoßen ist, um rathen zu können,“ sagte Themar mit wirklichem Antheil.

„Mir ist nicht zu helfen,“ erwiderte der General. „Ich will Ihnen aber erzählen, wie das Alles gekommen. Lange Jahre kennen wir uns, allerdings nur wie sich Weltleute kennen, ich habe Ihnen nie erzählt, was mich drückt. Nun zählt mein Leben nur noch ein paar Jahre, vielleicht noch weniger; wollen Sie hören, wie mir das Schicksal mitgespielt?“

Der Minister drückte dem Alten die Hände.

„Erzählen Sie. Auch ich habe Manches erfahren. Ich werde Ihre Mittheilungen zu schätzen wissen!“

„So hören Sie zu!“ sagte Nischberg.

„Zu Anfang der Dreißiger-Jahre — ich bin wenig jünger, wie das Jahrhundert — lebte ich in Petersburg, wohlauf, immer guter Dinge. Ich hatte eine eiserne Gesundheit. Ich war mit Herz und Seele Militair und eben Adjutant des Großfürsten geworden. Ich bewegte mich in der vornehmen Welt und nahm an allen ihren Freuden Theil. Ohne eben ein Don Juan oder ein Wüßling zu sein, richtete ich Unheil an. Ich besuchte öfter das Haus einer vornehmen Frau, in welchem eine junge Engländerin die Stellung einer Gesellschafterin hatte. Es war wirklich a sweet girl, eine echtbritische Schönheit. Ich war hingerissen, sie verliebte sich in mich, wir sahen uns heimlich — die Folgen blieben nicht aus.

Das Mädchen war in Jammer aufgelöst, ich machte mir die bittersten Vorwürfe — aber was halfen die? Sollte ich sie heirathen? Meine Carrière war dann zu Ende, meine Stellung in der Gesellschaft vernichtet. Ich konnte mir das Nasenrumpfen meiner Freunde, das Hohn-

lachen meiner Widersacher ausmalen. Und doch war ich zu diesem Schritte entschlossen oder halb entschlossen. Während ich die Sache im Kopfe mit mir herumwälze, wird ein Besuch bei mir gemeldet. Ein junger Mensch von ziemlich ordinärem Aussehen tritt ein und sagt mir: „Wie ich in Erfahrung gebracht, erwartet mich die Ehre, Ihr Schwager zu heißen. Mein Name ist Smith, ich bin in einer hiesigen Maschinenfabrik angestellt. Sie werden meine Schwester heirathen.“

Ein wilder maßloser Mensch stand vor mir, der mir allein alle Schuld zuschob, für Vernunftgründe taub war und mir nicht einmal einen Aufschub zugestehen konnte. Auf andere Weise und mit guten Worten wäre ich zu lenken gewesen, aber diese brüske, brutale Art brachte mich auf. Ich wurde noch wilder, als er ein paar Pistolen aus der Tasche zog und sie auf den Tisch legte. Nun weigerte ich mich aufs Bestimmteste der Heirath. Trotz gegen Trotz. Er forderte mich, es war nicht auszuweichen, ohne den Vorwurf der Feigheit von seiner Seite

auf mich zu laden. Ich versprach, mich mit ihm zu schießen.

Das Duell war nicht leicht durchzuführen, es fehlten mir die Zeugen, wie ich sie mir wünschte. Ein alter Diener belauschte die Verhandlungen, lief zu einer Tante von mir, diese fuhr zum Platzcommandanten; auf dem Flecke, wo wir uns schießen sollten, wurden wir Beide verhaftet. —

Der Engländer wurde ins Verhör genommen, mein Vorgesetzter legte sich in die Sache, man machte dem jungen Manne Vorstellungen. „Wollen Sie das Mädchen,“ sagte man ihm, „zum Gegenstand des Stadtgesprächs machen? Wollen Sie die Sache an die große Glocke hängen? Noch ist die Familie, bei der das Mädchen wohnt, von nichts unterrichtet und ihre Ehre unangetastet. Als Frau von Nischberg — machen Sie sich darüber keine Illusion — werden Sie Ihre Schwester nie sehen! Wäre sie aber glücklich in einer solcherweise erzwungenen Ehe? Kaum. Herr von Nischberg bietet Ihnen zehntausend Rubel, damit bringen Sie Ihre

Schwester nach England zurück. So ausgestattet, wird sie seinerzeit leicht einen Gatten finden.“

Der junge Brite war durch den Verlauf der Sache etwas herabgestimmt. Er ging mit sich zu Rathe. So war die Schwester versorgt. Der Bruder erhielt die Summe beim Banquier meines Vaters ausgezahlt, beide Geschwister verließen Rußland.

Ich ging bald darauf in den Kaukasus ab, wo ich das Glück hatte, von allen Tcherkessenfugeln verschont zu werden und avancirte rasch. Von Mutter und Kind hörte ich nichts mehr.

Fünf Jahre später, Oberst geworden, heirathete ich eine Gräfin Zamoiska aus Russisch-Polen. Es war eine große Partie und von meiner Seite eine Sache der Eitelkeit. Sie brachte mir hunderttausend Rubel, einen großen Namen, viel Schönheit mit; ich war der Gegenstand allgemeinen Neides.

Aber die Entzauberung ließ nicht lange auf sich warten. Meine Frau war verschwenderisch und vergnügungstoll. Sie hatte für nichts

Sinn, als für Feste und Bälle; Reisen an das Meer und in die deutschen Spielbäder verschlangen unsere Revenuen; nach dreijähriger Ehe, in der mir ein Knabe geboren wurde, ergab sich das Facit, daß wir eine ungeheure Hypothekenlast auf unsere Güter gewälzt hatten.

Wir steigerten die Pächter, die theilweise noch in alten Contracten saßen, die besten Vorfälle wurden gefaßt und Tilgungspläne ausgearbeitet, die sich auf dem Papier trefflich ausnahmen, aber der Leichtsinn meiner Frau und ihre grenzenlose Verschwendungslust machten immer wieder einen Strich durch die Rechnung. Wir hatten täglich Zanf — und da ich endlich einjah, daß meine Frau nie Vernunft annehmen werde, so verlangte ich die Scheidung.

Es gab gegenseitige Vorwürfe, der Scheidungsproceß wurde eingeleitet, die Frau verlangte, was sie mitgebracht, ich warf es hin, nur um Frieden zu haben. Die Noth hatte mich längst zum strengen Wirth gemacht, ich wollte, wenn ich einmal von ihr geschieden sei, durch Sparjamkeit und strenge Aufsicht wieder

Ordnung auf meiner Hufe einführen, damit mein Sohn wenigstens glücklicher werde als ich.

Da — eines Tages — entweicht meine Frau aus dem Hause und hat mir mein Söhnchen mitgenommen. Denken Sie, mein Kind, meine einzige Freude, mein Glück, das Kind, von dem ich sagte: das wenigstens muß mir bleiben, es ist ein Sohn, der kann mir nicht genommen werden! Es ist ja Diebstahl, Kinderraub. Wohin war sie gegangen? Alle Nachforschung vergebens. Ich saß allein, verlassen, kinderlos, fluchend und weinend.

Endlich machte ich mich auf, Mutter und Kind zu suchen. Ich reiste dahin und dorthin wo nur der Verdacht mich leitete, reiste kreuz und quer, ich könnte es nimmermehr sagen, wo ich zuerst, wo ich später war. Was war aus meinem Kind geworden? Je länger das dauerte, umsomehr wuchs meine Angst, meine Unruhe. Ich mußte das Kind um jeden Preis wieder haben. Viele Freunde halfen mir suchen, wir zogen aus und kehrten heim, keine Spur, kein

Zeichen. Ich fluchte und weinte, Alles vergebens!

Endlich stöberten wir Mutter und Kind auf. Denken Sie, sie lebte in Freiburg in der Schweiz und hatte mein Söhnchen einem spanischen Jesuiten zur Erziehung übergeben! Sie kannte meinen Haß der Jesuiten, meine protestantische Gesinnung, und die Rache, welche die unverföhnliche Frau an mir nehmen wollte, war die, mir ein geistig ganz verwandeltes Kind einst entgegenzuführen! O das war teuflisch erdacht, teuflisch!

Ich raubte das Kind, denn den Weg des Gesetzes zu gehen in einem fremden Lande mit fatal peinlichem Gesetzesgang wäre mir unmöglich gewesen. Ich nahm es auf offener Straße plötzlich in meine Arme, sprang in den unsern haltenden Wagen und fauste vor den Augen der Mutter und des hageren Spaniers davon. Nun jagte ich über Hals und Kopf zurück in's Vaterland. —

Nun hatte ich ihn wieder, meinen Knaben. Ich bewachte ihn, er verließ mich nie, Niemand

konnte mir ihn ein zweites Mal nehmen. Aber — hatte ich ihn wirklich? War er noch mein? Er war in den zwei Jahren seiner Abwesenheit bösen, bösen Einflüssen ausgesetzt gewesen. Er fürchtete mich, ich war ihm fremd geworden, er liebte mich nicht mehr. Den Rosenkranz, den ich in seiner Tasche gefunden, konnte ich ihm wegnehmen und unter meinen Füßen zertreten — aber was er sonst vom spanischen Abbé angenommen, blieb.

Als er dreizehn Jahre alt geworden war, begann er zu fränkeln, das Uebel machte reißende Fortschritte, er starb. In seinem zehnten Jahre hatte er noch das Herrlichste versprochen! Nun war er todt, Alles schien für mich vorbei. Ich stand allein, das öde Feld des Schmerzes lag vor dem Einsamen endlos ausgebreitet da.

Da zufällig Tags zuvor ein Bettelbrief meines Weibes gekommen war, den ich abschlägig beantwortet hatte, ließ ich nun gleich darauf ein paar Zeilen mit der Schmerzensbotschaft an sie abgehen.

Was war die Antwort der wüthenden, mich

bitter hassenden Frau? „Empfangen Sie,“ schrieb sie, „in Ihrem Schmerze einen Trost: Eines Andern Kind beweinen, ist thöricht. Karl war nicht Ihr Sohn.“

Zorn, Haß, wilde Menschenverachtung zogen in mir ein. So hat sie mich schon so frühe zu betrügen angefangen und sah wohl mit heimlichem Lachen drein, wenn ich mit Vatergefühlen das Kind liebte! O hätte sie doch geschwiegen und mich lebenslang meinen Sohn beweinen lassen! Wie kann Kenntniß meiner Schande mich trösten? Gesezt, es schwächte an einer Seite meinen Gram, andererseits stürzt sich ein neuer auf mein zerrissenes Herz . . . O, ein peinliches Gericht, ein schreckliches Loos bricht über mich herein. Ich erliege.

„Aber ist es auch wahr? Lügt sie nicht blos ihre Unehre, nur zu dem Zwecke, mich zu verwunden? Ich darf ihr, wie sie jetzt gegen mich steht, Alles zumuthen, Alles!“

In dieser Zeit dachte ich oft, ich müsse verrückt werden. Aber etwas lebte in mir, das selbst kalt und unbewegt auf meine Schmerzen

und Convulsionen herabsah. Dies geheimnißvolle Etwas war da, wie ein mitleidloser Zuschauer, der meine innere Verwüstung betrachtete, als wenn sie ihn nichts anginge. Es war mein Selbstgefühl als Mann und Soldat, das Gefühl des Mannes, das mir sagte: Dir ist ärger mitgespielt worden, als Du es verdienst. Dies geheime Etwas erhält mich am Leben.

Aber schauerhaft einsam stand ich da. Wofür hatte ich jahrelang gearbeitet, meine zerrütteten Vermögensverhältnisse wieder herzustellen? Ich hatte keine Familie, keinen nahestehenden Erben. Wofür hatte ich mich gemüht, für wen sollte ich mich ferner mühen?

In dieser Erstarrung blickte ich sehrend nach einem warmen Sonnenstrahl aus, nach etwas, was ich noch liebend umfassen könne. Ich begann in die ferne Vergangenheit zurückzuschauen, alte Erinnerungen belebten sich, ja, ich hoffte noch einen Erjak für alles Erlittene!

Der alte Diener, der damals in der Tragödie meiner Jugend mitgespielt, lebte noch; ich sendete ihn nach England, um dort Nachforschungen

nach Laura Smith und deren Kind anzustellen.

Der russisch-türkische Krieg wüthete schon seit mehr als einem halben Jahre. Ich stand in Bessarabien. Paskiewitsch hatte vor Silistria erfolglose Kämpfe bestanden, die Westmächte hatten ihre Flotten in die Dniewe und das Schwarze Meer geschickt, der Angriff auf die Krim war zu gewärtigen. Ich erhielt den Befehl, in Eilmärschen auf die taurische Halbinsel vorzürücken.

Vor Balacclawa hatten wir Gefangene gemacht. Unsere Granaten waren vernichtend in eine englische Batterie eingeschlagen, wir schnitten den Leuten den Rückzug ab, zwanzig Mann, darunter ein junger Artillerie-Lieutenant, letzterer nicht unbedeutend an der Schulter verwundet, wurden eingebracht. Es war ein wunderschöner junger Mann von echt englischem Typus. Er kam ins Lazareth, ich befahl, auf ihn gleiche Sorgfalt wie auf einen Offizier unserer eignen Truppe zu verwenden. Ich sprach einige Male

mit ihm, sah, daß er aufkam; er gab höfliche, aber kurze Antwort auf meine Fragen.

Ein paar Wochen später trifft mich ein Unfall. Da ich eben ausreiten will, schlägt ein Hohlgeschosß nicht allzufern ein, mein Pferd bäumt, überstürzt sich und wälzt sich auf mir herum. Ich wäre unfehlbar des Todes gewesen, wenn nicht ein kräftiger Arm das Thier von mir weggerissen hätte.

Mein Retter war der junge Engländer, der zufällig mit einigen seiner Kameraden in der Nähe gestanden.

Ich dankte ihm herzlich und als nicht lange darauf eine theilweise Auswechslung von Gefangenen stattfinden sollte, dachte ich zuvörderst an ihn.

Der Tag der Auswechslung kam, es war Waffenruhe, die fremde Commission erschien, die Gefangenen standen rangirt, unsere Leute warteten an den Thoren und Zugbrücken.

Ich bemerkte, daß der junge Artillerielieutenant mich öfter ansah und eine gewisse Aufregung zeigte.

Ich ließ ihn herantreten und wechselte einige Worte in seiner Muttersprache mit ihm. Ich kam auf den Dienst, den er mir geleistet, zurück.

„Ich hätte denselben jedem Anderen ebenso erwiesen!“ lehnte er frostig ab.

Die Hand, die ich ihm geboten, ergriff er nicht.

Dieses Benehmen befremdete mich auf's Höchste, auch entging mir nicht eine tiefe Bewegung, die in seinem Gesichte arbeitete und die er nicht unterdrücken konnte.

„Weshalb verweigern Sie mir Ihre Hand?“ fragte ich den jungen Mann.

„Da Sie nach dem Grund meines Benehmens fragen, General,“ erwiderte er, „so hören Sie ihn! Sie haben an mir und meiner Mutter nicht als Mann von Ehre gehandelt. Ich bin Ihr Sohn!“

Ich war außer mir.

„Hätte uns nicht der wunderbarste aller Zufälle zusammengebracht,“ fuhr er fort, aber kalt und im abwehrenden Tone, „Sie hätten nie davon eine Silbe erfahren.“

„Lebt Ihre Mutter noch?“ fragte ich ungestüm.

„Sonderbare Frage von Ihrer Seite!“ erwiderte er. „Sie haben sich nie darum gekümmert!“

„Nein! Nein!“ erwiderte ich. „Ich habe sogar eine Person nach England abgeschickt, nach ihr zu forschen.“

„Meine Mutter ist nicht mehr am Leben,“ erwiderte der junge Mann. „Es ist besser so. Niemand hat um mich geweint, als ich fortging.“

Ich war tief ergriffen.

„Ich weiß seit Jahren, daß ich Ihnen mein Leben zu danken habe,“ fuhr der junge Mann fort. „Aber das bringt mich Ihnen nicht nahe. Sie haben sich durch eine Geldsumme Ihrer Pflichten gegen Mutter und Kind entledigt, das sagt genug. Was aus uns geworden, war Ihnen gleichgiltig. Das Capital, aus dessen Zinsen meine Erziehung bestritten worden, ist noch unberührt, Sie werden es von mir zurück erhalten, sobald ich wieder daheim bin. Der

Gedanke, vom Geschenke eines Fremden zu leben, ist mir unerträglich.“

„Sie nennen mich einen Fremden,“ erwiderte ich. „Ich habe das verdient. Und doch wäre ich glücklich, in Ihnen meinen Sohn umarmen zu können! Ich bin kinderlos, entbehre schmerz- lich ein Herz, das mich liebt —“

Ich öffnete die Arme, ich meinte, er werde hineinstürzen, er blieb ruhig.

„General Aschberg,“ sagte er —

„Was? rief ich, „ich nenne Sie Sohn, Sie erwidern kalt: General. Das trage ich nicht. Ich biete Ihnen mein Herz an — Sie weisen es zurück?“

In diesem Augenblicke blies der Stabstrom- peter, die beiderseitigen Commissäre traten her- an zum Uebernahme ihrer Leute.

Die Gefangenen defilirten ab.

Ich stand wie betäubt da. Ich hatte mich zu dem jungen Manne so hingezogen gefühlt, sein männlich trotziges Wesen hatte mir gefallen, er hatte mir das Leben gerettet, er hatte mich zu- gleich verwundet und entzückt, ich hatte eine Er-

öffnung von ihm empfangen, die meine still im Herzen glühenden Wünsche der Erfüllung nahe brachte, andererseits war ich von seinem Vorwurf in der innersten Seele getroffen worden.

O, rief es in mir, mein Sohn im feindlichen Lager, meinen Kugeln ausgesetzt, er nach mir die Geschosse visirend! O hätte ich ihn nicht fortgelassen! Wie glücklich könnte ich im Alter sein! Ich fühle es, ich fühle es, er ist meiner Liebe werth!

Der Winter ging hin, voll schrecklicher Müh-  
sal, wir hatten uns auf Sebastopol zurückge-  
zogen. Der Frost hatte den Fortgang der Be-  
lagerungs-Arbeiten von Seiten der Engländer  
und Franzosen unterbrochen, aber Krankheiten  
und Entbehrungen richteten schreckliche Verhee-  
rungen in beiden Lagern an.

Ich dachte an die Opfer, die der Krieg ver-  
schlang, ich sah meinen Sohn im Geist fort-  
während vor mir, durch sein schönes Gesicht  
schimmerten mir die einst geliebten Züge seiner  
Mutter entgegen.

Es kam der März. Wir hatten wieder ein-

mal einen größeren Ausfall auf die Belagerer zu unternehmen, die ihre Arbeiten wieder aufgenommen hatten. Eine Schanze drüben hatte eine weithin drohende Stellung eingenommen, sie belästigte mit ihren Geschützen die ganze Umgebung. Sie bestrich die Landstraße und warf ihre Geschosse bis auf unsere Bortwerke. Sie machte den Aufenthalt in denselben un= leidlich; in ihrem Schutze wurden Laufgräben angelegt.

Ich ließ einen kräftigen Ausfall machen, die Schanze wurde demolirt, gestürmt und Alles dort niedergemacht.

Vor Einbruch der Nacht begab ich mich hin. Um die demontirten Geschütze lagen die Leichen haufenweise. Wen fand ich unter den Leichen, die Wunde vorn an der Brust, das starre, bleiche Gesicht zum Himmel gekehrt?

Meinen Sohn.

Aus den Zügen seines Gesichts sah wieder die Mutter mich an.

Seitdem habe ich den Krieg weiter mitgemacht. Ich habe die Schlacht an der Tfernaja

und den Fall Sebastopols persönlich mit erlebt. Die Verbündeten besetzten nur rauchende Trümmer. Nach dem Pariser Friedenscongreß nahm ich meinen Abschied.

Das ist meine Geschichte," endete Herr von Aschberg — „nicht wahr, eine rechte Winter-  
nachtgeschichte?"

Herr von Themar hatte der Erzählung mit größerer Ergriffenheit zugehört, als der Erzähler selbst es ahnen konnte. Er äußerte sich nicht über sie, doch seine Mienen sprachen mehr als Worte. Aschberg war erstaunt, so viel Theilnahme zu finden, und bat ihm im Herzen Manches, was er ihm vorgeworfen, ab.

Der Minister verließ die Villa mit dem Versprechen, demnächst wieder zu kommen.

Er war ganz ernst geworden. Jener Herbst-  
nachmittag trat ihm wieder vor die Augen, an welchem er dasselbe Haus in so großer Gemüths-  
bewegung verlassen, es war ihm wie ein Verhängniß, das ihn an diesen Mann knüpfte, dessen Beziehungen sogar theilweise mit den sei-  
nigen zusammengelaufen waren und dessen

Schickſal mit dem ſeinigen ſo viel Aehnlichkeit hatte.

Zu Hauſe angekommen, in ſeinem luxuriöſen Gemache auf- und abgehend, dachte er noch immer über die vernommene Geſchichte nach. Sie war wirklich ein Gegenbild ſeiner eigenen und dieſe Aehnlichkeit mußte ſie haben, um ſein ſelbſtſüchtiges Gemüth ſo in Aufregung zu ſetzen . . . .

„Schrecklich, ſchrecklich,“ dachte er ſich, „ſolche Conflicte zwiſchen Vater und Sohn! Gener richtet die Kanonen gegen den Platz, wo ſein Vater commandirt, auf die Gefahr hin, ihn tödtlich zu treffen. Zoller's Geſchoſſe ſind weniger fürchtbar, aber vergiftet und treffen meine Stellung und meine Ehre. Dort hat der Tod die unnatürlichen Verhältniſſe gelöſt — hier geht der Kampf weiter —“

---

## Sechstes Kapitel.

Jahrelang hatte Frau von Feldern ihre Tochter von sich fern gehalten, um nicht durch sie an ihren ersten, bürgerlichen Gatten zu erinnern, nebenbei auch, um nicht ein erwachsenes, hochaufgeschossenes Mädchen als Tochter sehen zu lassen. Nur eine vorzugsweise katholische Anstalt war ihr als die für die Erziehung derselben passende erschienen. Nun hatte sie es doch gebuldet, daß Emma sich vor der Welt zeige und im Hause der protestantischen Familie Feldern lebe.

Nur so gewichtige Schläge, wie der Tod des Königs und der Verlust ihrer Macht hatten sie so umstimmen, von der früher eingehaltenen Richtung abbringen, so nachgiebig, oder viel-

mehr in dem, was ihr Kind betraf, so gleichgiltig machen können.

Sie war eben tiefgebeugt in ihrem Stolze und so zu sagen fassungslos.

Die alten Eheleute hatten Emma ihrerseits nicht ohne ein gewisses Mißtrauen und einige Zurückhaltung bei sich aufgenommen. Die böse Meinung, die sie von der Mutter hegten, machte sie auch gegen die Tochter eingenommen. Doch das dauerte nur kurz, kaum ein paar Tage. Sie fanden Emma Hamond ganz anders, als sie gedacht. Ihr schönes offenes Gesicht verjagte bald jeden mißtrauischen Zweifel. Die innigste Theilnahme ergriff sie, sie wollten dem von der Mutter zurückgesetzten Kinde Alles sein. Emma's immer heiterer aufwachender Sinn beglückte die Alten. Sie war fortan der Sonnenschein im Hause. Sie nannten sie unter sich „den Sonnenstrahl.“

Die alten Leute lebten im tiefsten Frieden miteinander, ein Paar, wie Philemon und Baucis. Der siebenzigjährige Greis war rüstig wie ein Fünfziger, die alte Frau die Güte und

• das Wohlwollen selbst. Beide genossen großen Ansehens. Ohne eben reich zu sein, waren sie doch mehr als bloß wohlhabend zu nennen. Das Alter hatte sie nicht mürrisch und einsiedlerisch gemacht. Das kleine Schloßchen unfern Gravenitz sah nicht selten eine zahlreiche Gesellschaft.

Die Sorge um den Sohn, von dem sie wußten, daß er nicht glücklich sei, war der einzige dunkle Punkt am Horizont der beiden Alten.

In dies Haus war nun Emma gekommen. Sie fand sich in den neuen Lebensformen bald zurecht und fühlte sich sicher und wohl. Die Alten hatten ihr einen Theil an der Führung des Haushalts übertragen. Es war überraschend, wie gut Alles unter der neuen Verwaltung ging. „Sie hat ein geheimes Mittel, die Herzen der Umgebung zu gewinnen,“ sagten die Alten.

Die Nachtheile der Kloster-Erziehung hatten ihrem kräftigen Naturell nichts oder doch nur wenig anhaben können. Sie hatte sich längst im Stillen von Vielem losgesagt. Ueber die

Lieblosigkeit, die sich als Liebe ausgiebt, über die crasse Intoleranz gegen die Meinungen der übrigen Welt, über die Abschwörung des Verstandes, die dort gelehrt und geübt wurde, hatte sie sich nie getäuscht. Es war ihr wie ein Traum, daß sie täglich ganze Stunden in mechanischen Gebetübungen hatte verbringen müssen. Sie sah hier kräftige und tüchtige Menschen wirken und verkehren und im Ganzen und Großen mehr Liebe und jedenfalls mehr Wahrheit in Gesinnung und Wandel lebendig. Jeder Tag riß ein Stück ihrer alten Gedankenwelt ein, sie hatte aber die Kraft, sich in der neuen zurechtzufinden.

Emma's langer Aufenthalt in einem Pensionat, das ganz besonders von der katholischen Aristokratie protegirt wurde, hatte die Folge, daß sie allenthalben Bekannte und Freundinnen in hervorragenden Stellungen besaß. Viele waren zu ihren Eltern zurückgekehrt, mehrere hatten in den letzten Jahren vornehme Heirathen geschlossen. In Polen wie in der Bretagne, in England und in Belgien, am Rhein

wie in der Provence saßen Zöglinge der Bodanburg und waren untereinander in Correspondenz geblieben. Emma hatte sich allmählig von allen diesen Beziehungen zurückgezogen, sie fühlte klar, daß sie zu ihrer neuen Stellung nicht paßten.

Unausgesetzt hatte sich Emma gewünscht, einmal in die Residenz zu kommen. Dort hatte sie als ganz junges Mädchen wiederholt einen Theil des Jahres verlebt, so viele Erinnerungen knüpften sich an den Strom mit den vielen Schiffen und den rauchenden Dampfern, an die alten Häuser des Ufers, an den englischen Park mit seinen knorrigen Eichen, unter deren Schatten sie gespielt. Und in der Stadt wohnte Hermann. Es war natürlich, daß sie ihn treffen, daß sie mit ihm an der Seite des Großpapas wandeln würde . . . . Aber so gering die Entfernung — nicht viel mehr als drei Stunden — es wollte sich nicht machen! Die alten Leute waren so schwerfällig und so eingewohnt ins Stilleben! Das ganze Jahr war vergangen, ohne daß die oft besprochene Reise zur Ausführung kam.

Ein kleiner Zufall gab, als Emma schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, den Dingen eine andere Wendung. Eines Morgens hatte der alte Felbern in der Zeitung gelesen, daß sich alle musikalischen Kräfte der Residenz zur Aufführung von Haydn's „Schöpfung“ vereinigt hätten. Morgen sollte sie stattfinden.

Das war für den alten Musikfreund die stärkste Lockung, er hatte selbst in seiner Jugend bei der Aufführung dieses weltlichen Dratoriums mitgewirkt. Umsonst wendete die Frau ein, daß der Winter eine unpassende Reisezeit. Der Alte wollte fort und Emma sollte ihn begleiten.

Emma jubelte; in aller Eile ging ein Briefchen ab, der Geliebte möge sich morgen unfehlbar im Musikvereinssaale blicken lassen.

Hermann war, um Emma näher zu kommen, ein paar Mal auf längere Zeit nach Grävenitz gegangen und hatte sich dort in Familien, die mit den Felbern's zusammenkamen, gezeigt. Er hatte auch den Alten kennen gelernt, hatte ein paar Besuche im Hause gemacht und ein ziemlich freundliches Entgegenkommen gesun-

den. Aber dabei war es geblieben. Offen sich bewerben durfte er nicht. Hinter dem Rücken der Alten vorzugehen, war er zu stolz und zu ehrlich. „Still sein und hoffen!“ war Emma's Lösungswort, wenn sie ihm die Hand drückte. „Still sein und hoffen!“ wiederholte er dann, „aber auch dabei das feste Ziel im Auge behalten.“

Am andern Tag wohnten Emma und der alte Herr wirklich der Aufführung der „Schöpfung“ von einer Loge aus bei, aber für sie ward es nicht Licht, wie es sonst geworden wäre; Hermann zeigte sich nicht. Die Schönheit des jungen Mädchens erregte Aufsehen, man fragte einander: wer das sei? Fremde! war die Antwort. Niemand kannte ihren Namen. Ein auffallend schöner junger Mann, der in einer benachbarten Loge saß, betrachtete Emma mit Beharrlichkeit. Einmal während einer Pause hatte er sich erhoben und es war, als ob er in den nächsten Minuten vor ihnen erscheinen würde. Aber dazu kam es doch nicht. Emma fragte sich, ob sie den jungen Mann je

gesehen? Nein, sie sah ihn heute zum ersten Male. Das flog so an ihr vorüber, ihre Augen irrten rastlos umher und suchten Hermann. Nein, er war nicht im Saale! Sie wurde still, wurde traurig. Er hatte ihr Billet nicht erhalten. Der Alte war der Fülle reizender musikalischer Gebilde, wie sie an seinem Ohr vorüberzogen, gänzlich zugewendet, er wußte schließlich nichts zu sagen, als daß es herrlich gewesen sei und daß ihn der alte Haydn ganz jung gemacht habe. Emma blieb verstimmt.

Am andern Morgen hatte der alte Herr einen Gang vor. Er hatte oft von dem Hause seines Sohnes und dessen prachtvoller Lage reden hören, hatte es aber, so lange die Schwiegertochter darin wohnte, nie ansehen mögen. Nun wollte er es doch wenigstens von Außen besichtigen.

Er nahm Emma mit.

Der Kutscher führte sie rasch auf den Paradeplatz, in dessen Nähe das Haus stand.

Es war ein höchst anmuthiger, zweistöckiger, eleganter Renaissancebau. Zwei kuppelgefrönte Pavillons ragten zu beiden Seiten empor, ein

massiver Rundbalcon mit äußerst kunstvollem Geländer schaute auf den Platz hinaus, die Vorhalle ruhte auf frei vortretenden rothen Marmorsäulen. Nebenan war eine Gartenanlage, welche an die der Adelspaläste des Quartier St. Germain erinnerte.

„Schön, sehr schön!“ sagte der gute Alte im Aussteigen.

„Ja wohl,“ antwortete der Kutsher. „Da hat der gute verstorbene König wieder einmal tief in den Säckel greifen müssen.“

Die Antwort gab dem alten Herrn einen Schlag. Er war zu Tode froh, daß Emma, die vor ihm ausgestiegen, die Worte nicht gehört hatte.

Langsam und nur mit Zwang näherte er sich dem Hause.

Das Innere war Fremden verschlossen, aber die Gewächshäuser, eigentlich der Wintergarten, eine Berühmtheit der Stadt, wurden noch immer gerne gezeigt.

Bald schritten der alte Herr und das junge Mädchen, unter Führung eines Hausdieners,

der nicht ahnte, in welcher nahen Beziehung die Beiden zu den Besitzern des Hauses standen, durch den hohen Corridor und den beschneiten Garten dem Treibhause zu.

Hier war vom Winter, der alle Dächer der Stadt mit Schnee bedeckte, nichts zu spüren. Alles war noch im früheren Stande gehalten, drei, vier Gärtner warteten der Pflanzen. Die Besucher standen in einem tropischen Walde, Alles war, wenn auch das Auge der Besitzer fehlte, in schönster Ordnung. Die Azaleen bildeten dunkle, blüthendurchwirkte Wände, Camellien blühten zu Tausenden, seltsame Orchideen schickten ihre Ranken und Kelche von der Höhe herab. Es war ein wunderbarer Anblick, wie ihn nur großer Reichthum schaffen kann.

Nachdenklich warf der alte Feldern seine Blicke dahin und dorthin; keiner der Bediensteten ahnte, daß der bescheidene Mann der Vater des Besitzers und das schüchtern auftretende Mädchen dessen Stieftochter sei.

„Mein Gott,“ sagte Emma, welche seit dem Eintritt in das Gewächshaus ganz ernst ge-

worden war, „was sind das für herrliche Blumen! Und die Besitzer sind fern! Es ist, als hätte man in einem Ballsaal alle Candelaber und Kerzen angezündet, aber Niemanden eingeladen, das Fest zu sehen. Camilien zu Tausenden! Alle meine Freundinnen in Grävenitz könnte ich damit theilen und sie damit glücklich machen, ohne daß selbst das Auge des Gärtners es merkte. Seit meine Mutter fort ist, haben sie nun schon zweimal geblüht. Für wen? Zu wessen Freude? Es geht doch seltsam in der Welt zu. Unserer freut sich an einem blühenden Levkoienstock. Der Reiche besitzt ein ganzes Treibhaus und mag es nicht ansehen.“

„Du hast nicht Unrecht,“ meinte der Alte. „Man genießt nur das, was man empfinden kann. Deine Mutter entbehrt wirklich viel. Auch Du bist ein Köselein, das sie nicht blühen sieht.“

„Es ist sehr galant von Dir, Großpapa,“ erwiderte das Mädchen nach einer Pause, „mich mit einer Rose zu vergleichen. Ich denke, ich

muß etwas ganz Anderes sein! Es muß ein Mangel in mir sein, etwas, was von frühe an meine Mutter von mir entfernt hat. Wenn ich liebenswürdiger wäre, würde sie kaum so wenig von mir wissen wollen . . . .“

Solcher bescheidener Sinn war oft schon an ihr hervorgetreten, der alte Herr kannte ihn.

„Laß das,“ sagte er. „Was Dich etwa von der Mutter entfernt, macht Dich Andern werth.“

Beide traten den Rückweg an.

„Meine Mutter ist nach und nach ganz Welt-dame geworden,“ sagte Emma. „Ihr Sinn hat sich nur auf Glänzendes gewendet. Sagt das nicht schon dies Haus? Es hat etwas so Kaltes —“

„Kaltes und Leeres,“ setzte der Alte hinzu.

„Ich fühle es wohl,“ meinte Emma, „hierher hätte ich nicht gepaßt. Werde ich jemals hier wohnen sollen?“

„Wenn ich etwas dreinzureden habe, nicht!“ erwiderte der Alte.

In solchen Gesprächen durchschritten sie den

Garten, noch einen Blick zur breiten Fronte verhangener Fenster werfend.

Raschen Schrittes, wie wenn sie fürchteten, noch in der letzten Minute erkannt zu werden, was doch im höchsten Grade unwahrscheinlich war, wanderten die Beiden noch durch einen Corridor und gelangten ins Freie. Als sie an der äußern Portierloge vorüberkamen, sahen sie einen Wagen halten, zwei Herren waren ausgestiegen und im Gespräch mit dem Thürsteher, als ob sie sich bei diesem eine Erkundigung holten.

Der eine der beiden Herren war der schöne, junge Mann, der während der gestrigen Musikaufführung Emma so auffallend fixirt hatte. Er erkannte das Fräulein sofort und hob ehrerbietig den Hut. Sein Begleiter, der einen ungewöhnlich langen schwarzen Rock trug, war mit dem Gesichte der Thürsteherloge zugewendet geblieben.

„Die haben sich nach Deiner Mutter erkundigt,“ sagte der alte Feldern. „Der Aeltere mit

dem breitgeränderten Hut scheint mir ein katholischer Geistlicher zu sein.“

Damit stiegen sie in den Miethwagen, der sie erwartete. Beide waren ernst, einsilbig und merklich verstimmt geworden.

Emma war kaum ins Hotel zurückgekehrt, als sie im Nebenzimmer eine fremde Männerstimme hörte. Großpapa hatte offenbar Besuch erhalten. Unmittelbar darauf öffnete sich die Thür, der weiße Kopf blickte herein.

„Emma, ein Besuch ist da, welcher Dir gilt!“

Das Mädchen fragte sich, wer das wohl sein könne, und machte dabei ein paar Schritte der Thüre zu.

Sie prallte zurück, als sie den Besucher erkannte.

Es war der Abbé Deroni, einer der geistlichen Berather in der Bodanburg.

„Ich bin auf der Durchreise,“ sagte er, sich verbeugend, mit süßlicher Freundlichkeit, „und konnte, da ich durch einen Zufall Ihre Anwesenheit hier erfahre, es mir nicht versagen —“

Damit nahm er auf dem Stuhl, den der alte Herr herangerückt hatte, Platz.

„Die ehrwürdige Oberin daheim, ebenso die übrigen Damen,“ fuhr der Abbé lebhaft fort, „werden sich freuen, von mir zu hören, daß ich Fräulein Emma Hamond gesehen habe. Die hochwürdige Frau, die alle ihre Zöglinge mit gleicher mütterlicher Sorge umfaßt, bedauert es lebhaft, daß sich das geistige Band zwischen Ihnen und ihr gelockert hat. Sie haben ihr,“ fügte er in vorwurfsvollem Tone hinzu, „seitdem Sie das Kloster verlassen, nicht mehr geschrieben! . . .“

Papa Feldern hatte sich, sei's aus zarter Rücksichtnahme, sei's, weil ihm dieser Besuch wenig Freude versprach, ganz still davongemacht; Emma, die zuerst so überrascht und befangen gewesen, daß sie kaum ein paar Worte der Begrüßung gefunden, erwiderte zögernd: „Ich gedanke aller Bemühungen der Damen, inso weit sie meine Erziehung betreffen, mit dankbarem Herzen. Ich hatte zeitüber so viel mit mir selbst zu thun —“

„Der ehrwürdigen Frau Oberin,“ fuhr der Abbé salbungsvoll fort, „hätte ein Brief von

Ihnen umsomehr Freude bereitet, als sie von peinlicher Sorge erfüllt ist, Sie in einem Medium zu wissen, in welchem für Ihr Seelenheil so wenig gesorgt ist.“

„Ich habe,“ erwiderte Emma, „im Hause meiner Großeltern, in das ich aufgenommen bin, die besten Vorbilder eines schönen friedlichen Lebens —“

„Und dennoch sehe ich Ihnen an, liebes Kind,“ sagte der Abbé mit emporgerichteten Augen, „daß Sie nicht glücklich sind!“

„Glücklich —“ wiederholte Emma, weicher als sonst gestimmt durch den Besuch des elterlichen Hauses, „glücklich? das Herz wünscht sich so viel.“ — An Hermann denkend, fügte sie hinzu: „So viel Hindernisse legen sich zwischen unsere Wünsche und deren Erfüllung. Manches“ — sie dachte des Verhältnisses zu ihrer Mutter — „wird nie gut . . .“

„Ja, ja,“ sagte Abbate Deroni und nickte mit dem Kopfe, wie ein Arzt, der einen bedenklichen Krankheitszustand erkannt hatte, „so sieht es im Herzen aus, welches den Trost nicht dort

sucht, wo er einzig zu finden ist. Und sollte der Himmel nicht denen seine Wohlthaten weigern, welche ihn nicht fortwährend suchen? Nur dem, der klopft, wird aufgethan. Ich fürchte, liebe Tochter, daß Sie Ihre religiösen Uebungen, sehr, sehr vernachlässigt haben. Auch scheint Ihnen geistlicher Rath und Trost ganz zu fehlen. Haben Sie denn in der Nähe Ihres Wohnsitzes eine katholische Kirche? Wie oft besuchen Sie dieselbe?"

„Ich gehe Sonntags mit meinen Großeltern in die Kirche!“

„Mon Dieu! Mon Dieu! Besser in gar keine Kirche gehen, als in das Bethaus der Irrgläubigen! O, das ist schlimm, sehr schlimm!“

Er senkte den Kopf wie ein Arzt bei einem verzweifeltsten Falle.

„Tragen Sie noch Ihr Scapulier?“ fragte er plötzlich, wie wenn doch von dieser Seite her nicht Alles verloren wäre.

Emma mußte es verneinen.

„Aber doch zum Wenigsten die Medaille?“

Emma schwieg.

„Beten Sie noch täglich den Rosenkranz?“

„Ich schlafe nie ein, ohne zuvor das Vaterunser gebetet zu haben!“

„Das Vaterunser? Den Rosenkranz sollen Sie beten. O mein Gott, mein Gott! Das Scapulier legen Sie nicht mehr an, die Medaille tragen Sie nicht mehr . . . . Man möchte sich fragen, ob Sie wirklich Ihre Erziehung in dem Gott wohlgefälligen Hause der Bodanburg erhalten haben! Und da meinen Sie, in diesem Leben glücklich sein zu können, im nächsten selig zu werden? Die Befürchtungen der hochwürdigsten Frau Oberin sind nur allzu gerechtfertigt!“

Emma schwieg eingeschüchtert.

„Wie haben Sie eigentlich meinen hiesigen Aufenthalt erfahren, Herr Abbé?“ fragte sie nach einer Pause.

„Ganz zufällig!“ erwiderte dieser. „Ich bin auf der Durchreise von Posen. Heute in aller Frühe besucht mich der junge Graf Dettenheim, sagt mir, daß er Sie gesehen habe, bittet mich, ihn im Hause Ihrer Frau Mutter vorzustellen.“

Ich erwidere ihm, daß diese, so viel ich weiß, noch in Italien weilt, er läßt sich nicht abweisen, dringt sehr lebhaft in mich, doch mit ihm den Gang zu machen. Er stand am Gartenthore, während ich mit dem Portier sprach und erkannte Sie sogleich, als Sie heraustraten. Da ließ ich unseren Wagen dem Ihrigen nachfahren.“

„Aber ich kenne den Grafen ja nicht!“ sagte Emma erstaunt.

„Er ist,“ erwiderte der Abbé, „der Bruder der kleinen Billi Dettenheim, die mit Ihnen im Pensionat war! Er sah Sie gestern im Musikvereinssaale; er hatte die Loge neben der Ihrigen und erkannte Sie auf den ersten Blick nach einem Bilde, das seine Schwester in ihrem Album hat. Sie werden ihn auch bemerkt haben?“

„Allerdings ist mir ein Herr aufgefallen, der mich sehr häufig und sehr starr ansah.“

„Das ist der junge Graf gewesen!“ erwiderte der Abbé. „Das ist unter Umständen begreiflich. Ich darf Ihnen wohl verrathen, daß Sie auf ihn Eindruck gemacht haben. Ein trefflicher

junger Mann aus einer unserer besten, gut katholischen Adelsfamilien. — Doch noch Eins: Wo lebt jetzt Ihre verehrte Mutter?"

„Ihr letzter Brief war aus Florenz datirt.“

„Aus Florenz, das ist mir wichtig!“ erwiderte der Abbé. „Ich wünsche dringend, wieder mit ihr in briefliche Verbindung zu treten —“

Emma erstarrte. Es war ihr wie eine Befreiung, daß der alte Herr von Feldern wieder in's Zimmer trat.

„Ich habe Sie nun gesehen,“ hob Abbé Deroni wieder an, „und mich an Ihrem guten Aussehen erfreut. Der Friede Gottes sei mit Ihnen, liebes Kind . . . Herr Baron —“

Er verbeugte sich und ging.

„Ein sonderbarer Mann,“ sagte der alte Feldern, nachdem die Thür sich hinter dem Besucher geschlossen hatte. „Seine grimassirende Freundlichkeit giebt ihm etwas Unheimliches. Ich halte ihn für einen Jesuiten.“

„Er ist, so viel ich weiß, Weltpriester.“

„Ei, der Rock macht es nicht allein,“ sagte der Alte. „Merkwürdig, wie diese Leute jetzt

in Bewegung sind, hin- und herreißen. Man sollte wirklich glauben, daß sich in der politischen Welt etwas vorbereite . . . Nein, es ist kein Vorurtheil von unserer Seite, wenn wir Mißtrauen vor solchen Leuten empfinden. Sie bedrohen uns, wollen uns Alles rauben, was uns lieb und heilig ist. Was hat er denn mit Dir gesprochen?"

Emma gab die Unterredung Wort für Wort wieder.

Das Gesicht des alten Herrn hatte, als Emma geendigt hatte, einen bedenklichen Ausdruck angenommen.

„Um," sagte er, „dies Ausforschen, diese Absicht, der Mutter zu schreiben — sogar die beabsichtigte Vorstellung des jungen Grafen gefällt mir nicht. Diese Leute möchten Jeden nach ihren Absichten und zu ihren Zwecken gängeln. Sie haben es noch nicht aufgegeben, Dich zu beeinflussen. Doch sprich, was ist das mit dem Scapulier?"

„Das sind zwei Stücke Tuch mit einem auf-

gepreßten Bilde, auf Brust und Rücken zu tragen.“ —

„Und die Medaille?“

„Eine geweihte Denkmünze mit dem Muttergottesbild.“

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Die Residenz ist schön und prächtig geworden, seitdem ich sie das letzte Mal gesehen,“ sagte der alte Herr nach einer Weile. „Und doch ist mir in ihr nicht wohl geworden. Manches ist mir in die Quer gekommen. Dieser unheimliche Abbé mit dem italienischen Namen . . . . und noch manches Andere. Noch Eins: ich habe Herrn Zoller zu uns bitten wollen und habe in seine Wohnung geschickt. Er ist aber verreist . . . .“

„Verreist?“ wiederholte Emma. „Wir werden ihn nicht sehen! Wie leid mir das thut!“

Der Besuch in der Residenz hatte nicht gehalten, was man sich von ihm versprochen.

## Siebentes Kapitel.

Drei Tage schon wohnte Hermann bei dem Obersten von Rodenegg. Der alte Herr bewegte sich in rastloser Unruhe; er führte seinen jugendlichen Besucher in Haus und Garten umher, er ließ ihn seine Lebensgeschichte haarklein erzählen und mochte sich kaum von ihm trennen, aber eine Auseinandersetzung, die doch so nahe lag, war beiderseits vermieden worden. Wie es auch dazu drängte, eine gleich große Gewalt hielt sie zurück und schien sie zu verhindern.

Ein erster überwältigender Moment hatte dem Obersten ein Geständniß abgerungen, nun aber stockte es. Hermann merkte gar wohl, wie schwer es ihm falle, weitere Eröffnungen zu machen.

Aber auch Hermann fühlte sich kaum gedrun-

gen, weiter zu fragen. Er besorgte, Dinge zu hören, die ihm Alles verleiden und seiner ganzen Existenz nahe treten könnten . . .

Und wenn Rodenegg schwieg, mußte er dazu seinen Grund haben. Wozu da fragen?

So gingen denn die Beiden nebeneinander her, über hundert Dinge verhandelnd, nur nicht über die Frage, welche Jedem von Beiden am Herzen lag.

Bewundert sah der alte Diener, wie fein mürrischer, menschenfeindlicher Herr ganz verwandelt war und seinem Gaste kaum von der Seite ging. Küche und Keller hatten das Beste hergeben müssen, ihn zu bewirthen.

„Ei, ei,“ sagte er, „der junge Herr, den Sie zuerst gar nicht vorlassen wollten, hat sich rasch bei Ihnen beliebt zu machen verstanden!“

„Nun,“ fragte der Oberst rasch entgegen, „gefällt er Dir etwa nicht?“

„Er gefällt mir,“ erwiderte der Pessimist, „er ist ein netter junger Herr von angenehmer Gemüthsart, er soll auch — ich lese keine Zeitungen — eine gute Feder führen, und doch könnte

ein Anderer gerade so nett sein, ebenso gut schreiben, ebenso Abgeordneter für Gernsbach-Großdorf sein — ich glaube, Sie würden nicht so viel Wesens mit ihm machen. Er hat es Ihnen ganz besonders angethan!“

„Du, Du,“ drohte der Oberst mit erhobnem Finger. „Werde mir nur nicht zu klug. Dann müßten wir uns trennen!“

Der Alte entfernte sich kopfschüttelnd.

Hermann hatte in Folge von Geschäften, die ihn abriefen, seine Abreise für den nächsten Morgen angesagt. Der letzte Abend, den Großvater und Enkel vorerst miteinander zu verbringen hatten, war gekommen. Sie saßen in des Obersten kleinem Stübchen beisammen, Fenster und Thüren wohl verwahrt, am Kamin, die Flasche vor ihnen auf dem Tische. Nun galt es endlich sprechen, wenn überhaupt gesprochen werden sollte.

Ein wiederholtes Räuspfern kündigte den Vorfaß des Alten an.

„Willst Du nun Alles hören, Hermann?“

fragte er plötzlich mit einem Ansehe, dem man es ansah, wie viel er ihn koste.

„Wenn Sie es für gut und beiderseits nützlich halten, ja.“

„Du sollst Alles erfahren,“ brach der Alte los. „Alles. Du. — wohlgemerkt kein Anderer, kein Anderer durch Dich! Versprichst Du das?“

„Hier meine Hand!“

„Es kam so,“ begann der Oberst. „Meine Frau war früh gestorben, Ottilie wuchs heran — schön, schön, schön, wie nur der größte Maler sie malen kann und gut, gut! Aber ich war leider zu rauh, zu schroff, von zu wenig Worten, zu ungeschickt, ihr zu sagen, wie sehr ich sie liebe, und so hatte sie wenig Vertrauen zu mir. Ich schüchterte sie ein, so oft ich sie ansprach; schon als Kind hatte sie sich, wenn ich sie küssen wollte, vor meinem Schnurrbart gefürchtet und nun hielt sie mich für hart. Meine Stimme war ihr zu laut und zu rauh und meine Rede zu kurz, und sie meinte wohl, daß ich nur commandiren, aber gar nicht lieben könne . . .“

„Ich war oft lange vom Hause fort, sie allein mit einer halbtauben Gouvernante und mit dem Dienstmädchen Marie Burger. Ein nichtswürdiger Verführer — allerdings von höchst bestechendem Aussehen — wußte sie zu umgarnen. Ich hatte den jungen Menschen mehrmals mit Ottilien verkehren sehen, er war von guter Familie und hatte allenthalben Zutritt. Ich jedoch verbot ihr, mit ihm zu sprechen, denn ich hatte von jeher die schlechteste Meinung von ihm. Es war zu spät, er war ihr nicht mehr gleichgiltig. Eines Tages erscheint er bei mir und hält um Ottilie an. Ich weise ihn ab, lasse ihn merken, was ich von ihm halte. Zudem hatte ich sie dem Sohne eines Jugendgenossen zugebracht. Ich machte Pläne — schöne Pläne! Alles sollte nach meinem Kopfe gehen! O schrecklich! Sie correspondirten schon miteinander. Da ließ ich sie aufs Schärffste bewachen. Es war abermals zu spät. Sie war sein Opfer geworden, ich ahnte nichts.

Wohl sah ich, daß etwas zwischen ihr und mir stand — ich meinte, es sei noch der Groll,

daß ich den schmucken Burschen abgewiesen. Ich sah sie so bleich — man meldete mir, daß sie viel weine und in der Nacht aus dem Traum aufschreie. Ich wußte noch immer nichts. Väter sind blind, jedes alte Weib sieht schärfer . . . .

Da wird mir einmal mitten in der Nacht gemeldet, daß eine Leiter an den Balcon des ersten Stockwerks angelegt steht. Mein Diener, ein Mann in meinen Jahren, aber in Folge von Krankheit schlaflos, hat die Leiter gesehen und weckt mich. Das kann nur er sein, der Verführer, er will bei ihr einsteigen! Ich greife zur zunächsthängenden Jagdflinte und schleiche durch die Zimmer. Wirklich, ich erkenne ihn in der trüben Winternacht, er ist es! Ich schieße, ich schieße ihn nieder. Aber ich hatte ihn leider nicht tödtlich getroffen, er entkam . . . .

Ein paar Wochen später fängt mein Kind zu fränkeln an. Wieder dachte ich nicht an die wahre Ursache. Mädchengram, denke ich, thörichter Mädchengram! Sie wird bald ruhiger werden. Zudem hörte ich sagen, er werde aufkommen.

Da, plötzlich verschwindet mein Kind, verschwindet spurlos. Doch was sage ich, wir glaubten, die schreckliche Spur zu haben! Es war Winter, weithin dehnte sich die Schneedecke; kleine, kleine Fußstapfen führten quer vom Garten bis an den Strom. Das bringt uns auf den Gedanken, daß sie sich ins Wasser gestürzt hat. Alle Leute glaubten es, alle!

Und nun — nun erst gehen mir die Augen auf!

Zwölf, dreizehn Jahre glaubte ich an ihren Tod und beweinte sie als gestorben. Da — ich stehe seit einem Jahre in Mainz — erhalte ich ein Packet aus Rußland. Ich öffne — es ist ihre Handschrift! Mein Gott, sie lebt! Lebt sie noch? Ich greife zitternd und zappelnd nach einem beiliegenden Blatte — von fremder Hand. Sie hat den Auftrag gegeben, im Fall ihres Todes das Packet an meine Adresse zu schicken. Und sie ist gestorben, man hat ihren letzten Willen erfüllt! . . . .

Sie gestand mir alles — was ihre Schuld betraf. Ich habe leider die Blätter nicht mehr.

Als ich bald darauf erkrankte, und meinte, Alles sei mit mir vorbei, verbrannte ich sie, damit bei meinem Tode die Schande meines Hauses nicht öffentlich werde. Ja, dreizehn Jahre hatte sie in der Ferne gelebt, als Dienerin! Das Herz wollte mir brechen!

Nun aber höre das Aergste, mein Hermann, das, was mehr als Alles den Verführer brandmarkt, daß ich von da ab ihm ewigen Haß und Verderben schwor! Ehe die Arme, die Unglückselige die Flucht, die verzweifelte Flucht aus dem väterlichen Hause ergriff, machte sie sich auf und besuchte heimlich ihren Verführer, der damals noch in Folge der Wunde das Haus hütete, aber doch schon halb genesen war. Sie erbot sich, mit ihm zu fliehen. Er sollte ihre Ehre herstellen. Und er, der herzlose Wicht, was that er? Er sagte ihr: er habe an dem einen Rencontre genug, der Schuß habe ihn ernüchtert. Der Vater sei ein Barbar. Er lasse sich in nichts mehr ein . . . .

Das war zu bitter, war zu viel für sie! Sie

hatte in einen Abgrund von Selbstjucht geblickt und war von ihrer Liebe auf immer geheilt.

Die Marie Burger, das Stubenmädchen, hatte ich fortgeschickt, weil ich sie des Einverständnisses bezichtigte, mindestens der Verheimlichung. Ich weiß nicht, wohin sie ging, aber Ottilie wußte sie zu finden. Sie wendete sich zu ihr und — hat bei ihr ihr Kind geboren.

Das waren ihre Geständnisse. Vieles fehlte. Daß sie unter fremdem Namen in Rußland gelebt, weiß ich erst seit Deiner Ankunft. Auch wo das Kind sei, wußte ich nicht und nicht, was aus Marie Burger geworden. Die arme Ottilie! Sie schrieb ihre Geständnisse im Wahne, daß ich ein Herz von Stein, ein Herz ohne Erbarmen habe. Sie meinte, ich werde ihr noch bis in das Grab nachfluchen und das hielt sie zurück. O, sie sagte mir nicht, wo das Kind sei, weil sie annahm, daß ich mich dessen schämen und es wegstoßen werde . . .“

Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

Hermann hatte in höchster Spannung, aber schweigend zugehört. Dann und wann seufzte

er tief auf, dann und wann flog ein hohes Roth über seine Wangen.

Nach einer Pause, als der Oberst schwieg, sagte er: „Ich sehe wohl, mir hat ein Schurke das Leben gegeben. Darf ich seinen Namen wissen?“

„Du sollst ihn wissen,“ war die Antwort. „Es ist Herr von Themar, jetzt Minister.“

„Herr von Themar!“ rief Hermann, wild aufspringend und im Zimmer umhergehend. „Er ist mir immer der verhaßteste Mensch auf dieser Welt gewesen! Wie soll ich meine Mutter rächen? . . . Und solch ein Mensch hat Macht und Ehre und Ansehen und schwelgt im Glück! Diese Welt scheint den Elenden anzugehören!“

„Mein Hermann,“ rief der Oberst und schloß den jungen Mann in seine Arme, „Dein Haß dieses Menschen bildet ein neues Band zwischen uns! Doch nicht Du sollst ihn verderben, ich werde es thun. Und ich habe die Mittel dazu. Doch davon später!“ sagte er mit funkelnden Augen.

„Weiß noch irgend Jemand von all diesen

Dingen?“ war Hermann's Frage nach einer längeren Pause.

Der Oberst sann nach und erwiderte: „Ich glaube nicht, Deine Pfllege = Eltern sind todt. Und ich habe immer geschwiegen. Selbst der Alte, der immer um mich ist, weiß nichts. Es ist der Mann, der einst die an's Haus gelegte Leiter sah und der kam, mich zu warnen. Wenn er jetzt etwas zu ahnen beginnt, bei ihm ist alles gut aufgehoben. Ich — ich habe mein Geheimniß immer wohl gehütet! Nur einmal — ja, da war ich dran, viel zu ver-rathen. Es mag drei Jahre her sein. Ich war nach Rastdorf gefahren, wo ich ein Haus habe, ich hatte es der Familie Feldern ver-miethet. Nie kam ich hin, so lange der König dort war, nun hatte ich aber ein Document nöthig, das dort in einem Schrank lag, es ging nicht anders. Wie ich in's Haus trete, kommt mir von der Stiege her Frau von Feldern am Arm Herrn von Themar's entgegen. Da erfaßt mich, wie ich ihn nach so vielen Jahren wiedersehe, zum ersten Male sehe, seitdem ich Dt-

tiliens Geständnisse gelesen habe — eine blinde Wuth, ich falle mit dem Stocke über ihn her und rufe: Hinaus, Mörder meiner Tochter! . . . Einen Moment darauf begriff ich, daß ich nahe daran gewesen war, mein Geheimniß preiszugeben . . . Es war zu spät. Er wird vor der Feldern haben bekennen müssen — aber ich traue ihm zu, daß er falsch bekannt hat!“

„Und Sie glauben, daß er von meiner Mutter Flucht, ihrem Leben, ihrem Ende in Rußland nichts weiß?“ sagte Hermann.

„Nichts, gewiß nichts. Wie sollte er etwas wissen? Alle Welt hielt Ottilie für verunglückt. Es zweifelte Niemand, daß sie umgekommen. Er hat von ihr, das sagte sie selbst in ihren Briefen, nie mehr ein Wort gehört. Es war ihr der verhaßteste der Menschen geworden. Er war für sie nicht mehr auf der Welt. Und Rußland ist ferne —“

„Um, hu!“ murmelte Hermann.

Ihm ging die Sache mit Lutteroth durch den Kopf.

„Es bleibt nun Alles stehen, wie es ist,“ sagte Hermann nach einer Pause. „Nichts soll sich an den Verhältnissen ändern. Herr von Themar bleibt mir der Minister, ich bleibe Hermann Zoller, Sie bleiben für mich, wenn Andere zugegen, der Oberst von Rodenegg; denn für die Welt taugt das Alles nicht. Nur, wenn ich mit Ihnen allein bin, wenn wir so beisammen sitzen, bin ich Ihr Enkel und nenne Sie Großvater! Ist's Ihnen recht so?“

Er drückte die rauhen, ehrwürdigen Hände.

„Ob es mir recht ist!“ rief der Oberst. „Ich bin so glücklich, daß ich Dich habe! Ich war so allein, allein mit meinen Gedanken, allein mit dem Vorwurf — der Reue. Niemand fragte nach mir. Das alte Haus war so leer! Sieh', das ist nun Alles Dein, sobald Du es magst. Es wird Dir vermacht. Aber — Du wirst nicht herziehen und Landwirth werden wollen. Du hast andere Dinge im Kopfe. An Geld und Gut, das merke ich schon, ist Dir wenig gelegen. Und doch — sprich, lieber Hermann, hast Du

Niemand lieb, ich meine, kein liebes, anmuthiges Menschenkind? Denkst Du nicht an's Heirathen?"

„Ja, ich denke daran,“ erwiderte Hermann zögernd, „ich liebe ein Mädchen —“

„Ist sie reich? Wollen die Eltern Dir sie nicht geben? Verlangen sie viel Geld? Jetzt wird man sie Dir geben.“

„Sie ist ohne Vermögen und eigentlich eine Waise, wiewohl ihre Mutter lebt. Sie ist — die Tochter aus erster Ehe der jetzigen Frau von Feldern.“

Der Alte machte ein wildes unwirschiges Gesicht.

„Wo lebt sie denn?“ war seine erste Frage.

„Bei den alten Felderns in Grävenitz.“

„Das ließe sich hören,“ brummte der Oberst.

„Aber die Mutter! die Mutter!“

„Ich weiß,“ sagte Hermann, „was Sie da denken. Aber sehen Sie sich einmal das Mädchen an und sagen Sie mir dann, ob sie nicht in Allem und Jedem den Gegensatz zur Mutter darstellt! Die Mutter entfernte sie früh, entledigte sich ihrer, man kann sagen, wohl nur da-

mit das Alter des Kindes keinen peinlichen Maßstab für ihr Alter abgebe. In der Entfernung, in der Abgeschiedenheit ward sie derselben so unähnlich, als — ja, als ich nur wünschen kann! Mutter und Tochter! Vater und Sohn! O, welcher Gegensatz in tausend und tausend Fällen! Und so geht es durch die ganze Lebenswelt. Es ist eine Welt einander abstoßender feindlicher Pole. Wessen Sohn bin denn ich? Gleiche ich meinem Vater?“

Der Alte war nachdenklich geworden.

„Ich will doch dieser Tage nach Grävenitz fahren, die zwei alten Leute wieder einmal besuchen und mir dabei das Mädchen ansehen. Gute Nacht, Hermann,“ sagte er dann, sich am Stocke aufrichtend, „wir haben lange geschwätzt.“

---

## Achtes Kapitel.

Das Haus auf dem Paradeplatz hatte die Fenster, die so lange verhangen gewesen, wieder geöffnet.

Frau von Feldern war mit ihrem Gemahl und den beiden kleinen Mädchen zurückgekehrt.

Unerwartet war sie wieder erschienen, hatte aber gleich angekündigt, daß ihr Bleiben nicht von Dauer sein werde.

Sie saß am Vormittag nach ihrer Ankunft im Boudoir vor ihrem Schreibtisch, mit der Durchsicht von Rechnungen beschäftigt.

Sie trug noch immer die Trauerkleidung, die sie nach dem Tode des Königs angelegt. Diese kleidete sie allerdings ganz vortrefflich und erhöhte, vereint mit dem tiefschwarzen Haar und

dem blassen Teint, das Frappante ihrer Erscheinung. Dieses Schwarz ließ auch das Feuer ihrer Augen aufs Wirksamste erscheinen. Sie hatte nun den Rubicon der Frauen, die Vierzig überschritten, war aber noch immer wunderbar schön.

Ein Diener trat ein und meldete, daß Se. Excellenz Herr von Themar im Salon warte.

Bei der Nennung dieses Namens hatte etwas in Frau von Feldern zusammengezuckt. „Themar,“ sagte sie zu sich selbst, „Themar kommt! Als der König aufs Krankenlager kam, verließ er mich. Und jetzt, nicht vierundzwanzig Stunden nach meiner Ankunft, zeigt er sich schon? Was kann der Egoist von der Machtlosen wollen?“

Sie erhob sich, ihre bitteren Gefühle unterdrückend, langsam vom Sessel.

Mit der Würde einer Königin, ihre lange, schwarze Schleppe nachziehend, trat sie in den Salon.

Themar stand vor ihr, ergriff die Hand, die sie nur zögernd gab und küßte dieselbe.

„Ich bin wirklich erstaunt,“ sagte Frau von Feldern sehr frohlich, indem sie dem Minister einen Fauteuil anwies. „Herr von Themar so empressirt?“

Dabei ließ sie einen prüfenden Blick über sein Gesicht gleiten, in welches das verflossene Jahr manche tiefe Linie gegraben.

Sie spähte nach einem Zug der Aufregung, aber es blieb unbeweglich.

„Ueberrascht Sie das, daß ich nach so langer Trennung, voll Ungeduld, Sie wieder zu sehen, zu Ihnen eile?“ sagte Themar in vorwurfsvollem Tone. „Sind wir denn nicht Freunde geblieben?“

Frau von Feldern lächelte bitter.

„Als uns das große Unglück traf,“ erwiderte sie, „und wir plötzlich allein standen, ja selbst dann, als wir den herben Entschluß der Reise faßten, waren Sie nicht zu sehen. . .“

„Auch ich,“ erwiderte Themar, „auch ich war damals von einem Schlage getroffen worden! Es ist eine Eigenheit von mir, mich in solchen

Lagen wie erstarrt zusammenzuziehen. Ich suche im Leide keinen Genossen.“

„Und am wenigsten darunter selbst Hilfsbedürftige,“ erwiderte die Feldern. „Nun, Sie hatten Ihre guten Gründe, uns zu meiden. Wir waren verfehmt. Wir sind verfehmt geblieben — Sie — Sie haben sich rasch mit der neuen Macht verständigt.“

„Sie fassen Alles sehr herb,“ war Themar's Antwort. „Wenn Sie Alles wüßten, würden Sie nicht so sprechen. Ich glaubte mich nicht weniger getroffen als Sie. Ich meinte damals, ich würde Ihnen bald in die freiwillige Verbannung nachfolgen können. Es ist Alles wider Erwarten gekommen.“

„Ich will es glauben,“ antwortete Frau von Feldern, „doch die durchlebte Bitterniß vergesse ich nicht. Ihr Benehmen von damals können Sie nie wieder gut machen. Was führt Sie eigentlich heute zu mir?“

„Helene, Helene!“ rief Themar vorwurfsvoll. „Diese Frage sollten Sie nicht an mich gestellt haben! Ich komme, weil Sie da sind.“

Ich bin Ihr Freund, Ihr alter, gealterter Freund, mit Ihnen durch ein festes Band verknüpft. Sie sollten mich nicht muthwillig verwunden. Schreiben Sie mein Ausbleiben von damals, mein Schweigen während Ihrer Abwesenheit nicht auf Rechnung eines kalten, undankbaren Gemüthes, denken Sie vielmehr, daß das Alter manche Menschen plötzlich überkommt und daß ein verwundetes Herz sich wie das vom Blei getroffene Wild in die Einsamkeit flüchtet.“

„Vortrefflich!“ höhnte Frau von Feldern. „Sie wohnen also wohl jetzt in einer Einsiedlerclause? Nicht mehr im Ministerhotel? Armer Büsser!“

„Man kann auch im Ministerhotel einsam sein und dort seine alten Sünden abbüßen!“ entgegnete Themar. „Doch lassen wir das. Sie scheinen das nicht zu verstehen.“

„Unter solchen Umständen,“ sagte Frau von Feldern nach einer Pause, „wollen wir fürs Erste Herzens- und Gemüthsachen ganz beiseite lassen und nur von practischen Dingen reden. Sie sind der Vormund meiner Emma! Das Mäd-

den macht mir nichts als Kummer und Aerger. Ich bin gestern mit ihr zusammengetroffen, wir sind im Streit geschieden. Sie steckt noch immer in ihren thörichten Liebesgedanken und stützt sich darauf, daß sie in anderthalb Jahren majoren sein wird. Unser Landesgesetz ist unsinnig. Kann ein Mädchen nach zurückgelegtem einundzwanzigsten Jahre schon für großjährig gelten? Hat sie mit einundzwanzig Jahren schon die hinlängliche Reife und Besonnenheit des Urtheils, um selbständig über ihre Person und ihr Vermögen zu verfügen? Muß ich zusehen, wie ein Mensch ohne Vermögen, ein Plebejer, dabei einer unserer ärgsten Feinde sie in Widersetzlichkeit gegen mich erhält, um sie mir, der Mutter, einen Tag nach ihrer Großjährigkeit zu rauben? Was ist da zu thun?"

„Was?“ rief Themar mit gespielmtem Eistauen, „dauert das frühere Verhältniß noch fort?“

„Es dauert noch fort, ja, es hat sich nur um so fester geschlossen,“ erwiderte Frau von Feldern. „Trotz meiner bestimmten Weisungen an die Eltern meines Gatten hat man Alles fortbe-

stehen lassen. Die Beiden sind miteinander in Verbindung. Sie, Themar, dessen Pflicht als Vormund es gewesen wäre, darüber zu wachen, daß das ein Ende nehme, Sie haben sich um nichts bekümmert! Mein Gott, Sie haben andere Dinge im Kopfe! Und gestern erklärt mir Emma mit einer Ruhe und einer Gelassenheit, die mich rasend machen kann, daß sie entschlossen sei, in anderthalb Jahren Frau Zoller zu werden . . . . O die Kinder! die Töchter! Sie geben uns nur Sorge, so lange sie noch klein sind, und abermals nur Sorge, wenn sie heranwachsen!“

Themar freute sich. Der Zufall hatte das Gespräch dahin geführt, wo er es haben wollte. Er war einzig aus dem Grunde vor Frau von Feldern erschienen, um für die Vereinigung des Liebespaares Emma und Hermann zu wirken. Der alte Feldern in Grävenitz, der ab und zu mit ihm, als dem Vormund Emma's, einen Geschäftsbrief zu wechseln hatte, war neulich in einer confidentiellen Beilage auf Emma's Herzensfrage zu sprechen gekommen und hatte an-

gefragt, warum man sich dieser Neigung gar so sehr widersetze? Mit großer Genugthuung vernahm der Minister, daß die Liebe fortbestehe. Zwei Motive bestimmten ihn, der einst selbst als Vormund Hermann die abschlägige Antwort ertheilt hatte, jetzt bei veränderter Sachlage dafür einzutreten. Er gedachte mit Emma's Hand den gefährlichen Gegner zu bestechen und durch seine Intervention in dieser Herzenssache eine Versöhnung mit dem Manne, dessen Vater er war, anzubahnen. Gerne hätte er sich längst Hermann genähert, hätte ihm längst gern Frieden geboten. Er war ja des Krieges müde, er wollte Ruhe. Die Geschichte Nischberg's, die ihm als das dunklere Gegenbild seines eigenen Schicksals erschien, ging ihm im Kopfe herum; er wollte sich ausföhnen . . .

„Ich glaube, liebe Freundin,“ sagte er nach einer Pause, „es wird Ihnen nichts übrig bleiben, als Zoller das Mädchen zu geben.“

„Das sagen Sie!“ rief die Feldern auffahrend. „Sie haben doch einst anders gesprochen! Es scheint, daß dieses letzte Jahr Sie nach jeder

Seite umgewandelt hat. Nie, nie gebe ich meine Einwilligung!“

„Ich verstehe wirklich Ihren Widerstand nicht!“ entgegnete der Minister mit vorbrechendem Ungestüm. „Wäre Ihnen etwa der erstbeste Baron als Schwiegersohn lieber? Zoller ist ein Mann von Talent und Charakter. Gerechtigkeit selbst dem Gegner gegenüber! ist mein Wahlspruch. Ein Mann von Talent und Charakter, ein Mann, der eine Zukunft vor sich hat! Und wenn sich die jungen Leute lieb haben, was wollen Sie thun? Der Welt das Schauspiel eines peinlichen Widerstandes geben? Dazu sind Sie zu klug. Und was gewinnen Sie dabei? Nach erlangter Großjährigkeit verfügt Emma doch frei über ihre Hand . . .“

„Nein!“ rief Frau von Feldern heftig, „ich gebe es nicht zu! Nie wird der Mann mein Schwiegersohn, der unzähligemal in seiner Zeitung über uns herfuhr — von Camarilla sprach, bald heftig, bald mit Spott. Ich habe die heilige Pflicht, über meine Tochter zu wachen. Ich

habe sie streng katholisch erziehen lassen. Sie soll keinen Protestanten heirathen. Es bietet sich ihr eben eine große Partie. Graf Dettenheim, ein junger Mann von den größten Vorzügen, Besitzer einer halben Million, der Onkel Cardinal, aus einer der ältesten bayerischen Familien, heirathet sie vom Fleck weg. Abbé Deroni schreibt mir . . . .“

„Aber, Liebe, wie kommen Sie mir vor!“ rief Themar mit schneidendem Hohn. „Sind Sie denn in Italien ganz . . . .“ er brach ab und wies mit dem Finger gegen die Stirne. „Und wenn nun dem Mädchen ein hübscher und rechtichaffener Atheist mehr gefällt, als der Vetterbruder —? Ihr mütterliches Herz, das sich nebenbei gesagt, spät meldet, gaukelt Ihnen seltsame, ganz unnütze Bedenken vor.“

Der Streit zwischen Beiden stand auf der Höhe, als es klopste. Ein Diener trat ein und überreichte eine Karte.

Beim Empfang derselben entwölkte sich Frau von Feldern's Stirne ganz wunderjam. Sie fuhr empor, die Debatte war abgebrochen; auch

Themar erhob sich, um bei einem so willkommenen Besuch nicht zu stören. Er war nur sehr neugierig, wen er werde erscheinen sehen.

Frau von Feldern sagte kein Wort, daß er bleiben solle.

So ging er.

Er war eben an der Thüre angelangt, als ein schöner hochgewachsener Mann, etwa in den Vierziger-Jahren, eintrat. Er hatte ein Antlitz von römischem Schnitte, blaß, voll und rund, der Blick war der eines Falken. Das ganz rasierte Gesicht, die Andeutung einer tonsur auf dem dichtbehaarten Kopfe, der schwarze Rock, die Mischung von Stolz und Milde in seiner Haltung und seine Mienen kennzeichneten ihn als katholischen Prälaten.

Herr von Themar, der ihn zu kennen schien, verbeugte sich achtungsvoll, sendete der Frau vom Hause noch einen ironischen Blick zu und verließ mit weltmännischer Ruhe den Salon.

Der Besucher, der Frau von Feldern in so freudige Aufregung versetzte, war Eligius Graf

Branl, ehemals Canonicus zu St. Emaus, seit Kurzem zur bischöflichen Würde erhoben.

Es war der Mann, der vor Jahren so entscheidend in ihr Leben, ihr Schicksal eingegriffen.

„So treffen wir uns doch noch, liebe Freundin?“ sagte Bischof Eligius, indem er Frau von Feldern's Hand lebhaft ergriff.

„Ich war untröstlich, mein hochwürdiger Freund,“ sprach Frau von Feldern, die gebotene Hand des Bischofs ehrfurchtsvoll zu ihren Lippen führend, „als ich, hier angekommen, Ihre Karte mit der Bemerkung „auf der Durchreise“ fand und annehmen mußte, daß Sie sofort wieder abgereist seien. Untröstlich!“

Die Beiden nahmen in den Ecken des Sofas Platz.

„Ich habe,“ sagte Graf Eligius, „lediglich auf die vage Vermuthung Ihres Portiers hin zwei Tage zugegeben, wiewohl mich viel zur Rückkehr drängte. Mein Verlangen, Sie nach so langen Jahren — man zweifelt allerdings daran, wenn man Sie wieder sieht, daß es so

viele sein können — mein Verlangen, Sie wiederzusehen, war groß. Es ist Jahre hindurch immer lebhaft geblieben. Ein paar Mal hatte es den Anschein, als ob wir uns wiedersehen sollten, aber Sie wissen das: die Richtung Unserer geht, wenn es zum Reisen kommt, meist nach dem Süden —“

„Und nach der herrlichen Stadt,“ erwiderte Frau von Feldern mit träumerischem Augenaufschlag, „die das unstillbare Heimweh des Menschenherzen einzig zu stillen vermag.“

„Rom ist aber doch sehr heiß,“ entgegnete Bischof Eligius, „und zumal im Sommer außerordentlich ungesund. Ich bin schon einmal in Gefahr gewesen, als ein stiller, verscharter Mann ganz dort zu bleiben. Ich kann nicht sagen, daß ich ohne Sorge dahin zurückkehre.“

„Graf sind Mitglied des Concils —?“

„Allerdings, ich habe nur einen vierzehntägigen Urlaub genommen . . . doch, was sehe ich? Sie sind in Trauer? Es wird doch Feldern nichts geschehen sein? . . . Er war immer so schwermüthig . . .“

„Feldern lebt, und lebt ganz für seine beiden Kinder,“ erwiderte die schöne Frau. „Dies schwarze Kleid habe ich am Todestage des höchstseligen Königs angelegt. Ich weiß nicht, ob ich es je ablege.“

„Er war ein ganz vortrefflicher Mann,“ sagte der Graf Eligius. „Eine schwärmerische Natur . . .“ fügte er hinzu, während ein leichtes ironisches Lächeln um seine Lippen spielte.

„Ich habe unaussprechlich viel verloren mit dem Heimgang meines fürstlichen Freundes und Beschützers,“ erwiderte Frau von Feldern. „Viel — fast Alles! Alles, was mir werth war!“

Eine sanfte, elegische Stimmung strahlte von ihrem schönen Haupte aus und sprach aus der sanft vibrirenden Stimme. Sie war der verkörperte Schmerz, die verkörperte Mänie.

„Sein rein menschliches Gemüthsbedürfniß,“ fuhr sie nach einer Weile fort, „nahm seine Zuflucht zu mir. Da war er herausgehoben aus der Welt des Ceremoniels und sicher. Da war kein Lauscher, kein Zu- und Zwischenträger, da barg sich keine Absicht im Hintergrunde. Ich

liebte den Menschen in ihm, den sanften, zarten, wenig verstandenen. Mir that sein Zutrauen wohl — ihm mein festes, treues, selbstloses An-schließen. Viel Gutes ging, wohl nur zufällig, aus diesem Bündniß hervor. Ja, ich habe viel verloren. Ich werde fürderhin sehr einsam sein.“

„Ei, ei,“ sagte der Graf im sanften Tone des Trösters, indem er die schöne Hand ergriff und sie mit der feinigsten streichelte, „Sie fassen das sehr tief! Wir sind nicht auf der Welt, um lange die Todten zu beweinen, sie sind der Er-dennoth enthoben . . . Doch, à propos, der, mit dem ich an der Thüre kreuzte, war ja Herr von Themar, der Minister?“

„Er war es, wir hatten eben Zanf mit einander. Sie finden mich noch tief aufgeregt.“

„Was gabs? Was gabs?“ fragte der Graf.

„Meine Tochter Emma — Sie haben sie als ganz kleines Mädchen gekannt — macht mich so unglücklich!“

Und Frau von Feldern begann ihrem alten Gewissensrathen die ganze Angelegenheit in voller

Ausführlichkeit vorzutragen, das Schwergewicht des Conflicts in die religiöse Sphäre verlegend.

Bischof Eligius, der mit milder Geduld zugehört hatte, erwiderte lachend:

„Sie sind streng! Strenger als der Papst, der doch gemischte Ehen zuläßt. Themar hat ganz Recht, die Heirath zu befürworten. Er ist ein kluger, weitblickender Kopf, welche Neben- gründe er etwa auch haben mag.“

Frau von Feldern war starr vor Verwun- derung.

„Ich bin über Ihre Auffassung der Sache nicht wenig erstaunt,“ erwiderte sie nach einer Pause. „Ich bin eine gute Katholikin, Emma ist im Kloster streng katholisch erzogen worden. Der Erstbeste wäre mir lieber, als ein Feind unserer Kirche . . .“

„Sie sind zu leidenschaftlich!“ rief der Graf Eligius. „Zu leidenschaftlich, mindestens in diesem Punkte. Themar hat Recht, seine Par- teinahme für die Liebenden erhöht nur die Ach- tung, die ich vor seinem Geiste und seinem Fern- blick habe. Wenn Sie nur zugestehen, daß dieser

Herr Zoller eine Stellung hat, die ihn und seine Frau in der Gesellschaft bestehen läßt, so giebt es keine ernsthafte Einwendung. Und dieses Zugeständniß müssen Sie machen. Heutzutage steht ein Mann, der wie er eine politische Rolle spielt, eben so hoch, ja höher, als der Edelmann, der auf seinem Rittergute Schafe oder Ochsen züchtet. Nun komme ich aber zu dem Hauptpunkt, der auch Ihnen, der glaubenglühenden Katholikin, nicht gleichgiltig sein kann, zu jenem Punkt, den gewiß auch Themar als leitenden Grund vor Augen hat und der mich selbst zu Gunsten Zoller's bei Ihnen Einsprache einlegen läßt. Durch Emma bringen wir den Gegner und Angreifer ins Bereich unseres Einflusses und haben Aussicht, ihn zu bekehren oder, wie man sich vulgär ausdrückt, in unser Lager zu ziehen.“

Frau von Feldern lachte höhnisch auf.

„Sie lachen,“ antwortete der Graf. „Sie kennen die Menschen noch immer nicht, Sie sehen nicht, was alle Tage, alle Stunden um uns vorgeht. Die Welt ist voll Verwandlungen! Dieser junge Mann, der zahllose Male in

seinem Blatte gegen die Ultramontanen gewetert haben mag, will ein im Kloster erzogenes Mädchen heirathen — die Tochter einer entschiedenen Katholikin. Ist das nicht schon der erste Schritt? Der zweite und dritte ist leichter und wahrscheinlicher. Ein Mann, den ein hübsches Mädchengesicht so weit bringt, ist auch weiterer Versuchung zugänglich. Durch Emma wird er ein Anderer werden, wird zuerst die Polemik einstellen, dann, unter dem Einfluß seiner Frau, sich unseren Kreisen nähern. Lassen Sie einen Mann wie Boller, der bisher nur Kampf und Arbeit gekannt hat, von den Gütern des Lebens kosten — es wird ihm wie Tausenden vor ihm ergehen — und der Rest wird folgen.“

Frau von Feldern blieb stumm und dachte über die Worte des Grafen nach. Sie war keineswegs von ihm überzeugt worden, an Motiven, wie den letzteren, lag ihr nichts. Aber sie überdachte die Lage und mußte sich sagen, daß sie bei Emma's und Hermann's hartnäckiger Leidenschaft den Kürzenern ziehen werde. Wie wollte sie der Heirath entgegentreten, wenn der Vor-

mund nicht mehr dagegen war, ja diese mit allem Eifer in Schutz nahm?

„Denken Sie an Ihr früheres Leben, denken Sie an Ihre Vergangenheit zurück!“ fuhr Graf Eligius fort. „Ich lernte Sie im Beichtstuhl kennen, ich interessirte mich für Sie, ich kann wohl sagen: Sie hatten es mir angethan. Es war mir vergönnt, Sie, die junge Wittwe, die allein in der Welt stand, in Kreise einzuführen, die Ihnen einen Halt boten. Sie waren dort bald wie zu Hause. Als nun Feldern, der Protestant, erschien und ernsthafte Absichten durchblicken ließ, hatten Sie ähnliche Bedenken wie heute und verlangten meinen Rath. War ich gegen die Verbindung? Nein. Ich half Ihnen über Ihre Zweifel hinweg! O, die Zeloten bringen die Sachen nicht vorwärts! Das Tridentiner Concil wußte es besser. Was wäre die Welt, mein Gott, wenn sich Katholisch und Protestantisch starr gegen einander abschließen wollten? Den Frauen ist eine große Aufgabe anvertraut. Sie haben eine still erobernde Gewalt über die Feinde der Kirche auszuüben.

Auch Sie, liebe Frau, übernahmen eine Mission und haben in ihr gewirkt. Sie haben zu Manchem geholfen, manchen Widerstand abgeschwächt und so unsern Dank verdient. Nun tritt Ihre Emma in ähnlichem Sinne ein. Es gibt viele Arten der Bekehrung und die sanfteste ist nicht die am wenigsten wirksame.“

Bischof Eligius erhob sich und reichte Frau von Feldern die weiche, sorgsam gepflegte, beinahe weibische Hand.

Doch eine Bischofshand wird geküßt, ihre Pflege ist Pflicht.

„Ich sehe Sie doch noch, Eminenz?“ richtete Frau von Feldern zögernd die Frage an ihren Seelenfreund.

„Hoffentlich,“ erwiderte Bischof Eligius. „Ich dürfte in Folge soeben eingetroffener Depeschen noch ein paar Tage hier verweilen. Was sagen Sie zur politischen Lage, liebe Frau? Gespannt, nicht wahr? Oesterreich hat demnächst einen feudalistischen Reichstag beisammen — Bayern hat bereits eine ultramontane, streng vaterländische Kammer — damit läßt sich im-

merhin etwas anfangen. Wir schaaren uns“  
— er lächelte — „das Nachtgevägel schaart  
sich —“

„Und ehe es sich die Welt versteht, dürfte  
das Gewitter über Bismarcks und seiner An-  
hänger Haupt stehen . . .“ setzte Frau von Fel-  
dern hinzu.

„Ja, so ist es, große Ereignisse bereiten sich  
vor,“ sagte Bischof Eligius. „Es wäre mir in-  
teressant zu hören, was Sie von den Parteien  
hier zu Lande halten. Wem zu trauen — wer  
scharf zu fassen? Vielleicht sehe ich Sie eines  
Abends bei mir — ganz unauffällig — ein  
Priester ist ein Vater, den darf man ohne Skru-  
pel besuchen —“

„Ich hätte auch noch ein Anliegen“ — sagte  
Frau von Feldern. „Es wäre mir ein Trost,  
meine Beichte wie ehemals vor Ihnen ablegen  
zu dürfen und aus Euer Eminenz Händen die  
heilige Communion zu empfangen . . .“

„Sehr gut, meine Tochter, sehr gut,“ erwi-  
derte Eligius. „Ich lese täglich um Sieben eine  
Messe in der Trinitatiskirche. Wenn Sie Abends

zuvor die heilige Beichte ablegen wollen, kann es in meiner Wohnung geschehen. Ich werde Ihnen das Nähere zu wissen thun. Ich werde Ihnen ein Briefchen durch meinen Sekretär senden.“

Damit entfernte er sich.

Frau von Felbern blieb allein zurück und überdachte die Vorgänge des Morgens. Ein wilder Haß, nicht sowohl gekränkte Liebe als gekränkter Stolz, kehrte sich gegen Themar, der sie mit so eifigem Froste behandelt, sie mit Floskeln von einem melancholischen Herzen abzupeißen gedacht hatte, und mit einem ironischen Lächeln der Ueberlegenheit von ihr geschieden war. Der Besuch des Prälaten hatte aber auch ihrem ganzen Wollen eine andere Richtung gegeben. Ihrem Freund und Beschützer Eligius unbedingt zu trauen und unbedingt zu folgen hatte sie schon frühe gelernt.

Sie klingelte, ein Diener erschien, sie ließ ihren Gemahl bitten, bei ihr zu erscheinen.

„Lieber Ferdinand,“ sagte sie zu diesem, als er nach einer Weile vor ihr stand, „ich bin mit

mir zu Rathe gegangen und habe einen Entschluß gefaßt, der Dich überraschen dürfte. Du wirst mit ihm einverstanden sein. Emma soll ihrem Herzen folgen, ich gebe meine Einwilligung zu ihrer Wahl, unter der Bedingung, daß ich nicht weiter in die Sache gezogen werde. Schreibe einen formellen Brief an Herrn von Themar, bitte ihn in meinem Namen, Emma das kleine Vermögen, das ihr gehört — es mögen jetzt zehntausend Thaler sein — auszufolgen. Sie sollen Hochzeit machen, sobald sie wollen und nach ihrer Façon felig werden.“

---

## Neuntes Kapitel.

In Emma's Gemüth hatte sich die Unruhe noch nicht gelegt, welche die Begegnung mit Abbé Deroni zurückgelassen, als das Wiedersehen mit ihrer Mutter sie in einen neuen und ungleich stärkeren Sturm der Aufregung versetzte. Diese Aufregung dauerte mehrere Tage ungeschwächt fort, als plötzlich die überraschendste der Nachrichten, die Meldung der mütterlichen Einwilligung, eintraf. Der Wechsel war ein so großer, daß Emma ihn kaum ertrug. Sie brach beinahe in der Fülle ihrer ersten Freude zusammen.

Tags darauf ließ Emma sich's nicht nehmen, in die Residenz zu eilen, um ihrer Mutter zu danken. Der alte Feldern begleitete sie, doch nur

bis an die Schwelle des Hauses. Aber frostig wehte es sie an, als sie die stolze Treppe hinaufgestiegen war und der Diener nach ihrem Namen fragte, um sie zu melden. Er wies sie in ein Zimmer, in dem sie längere Zeit zu warten hatte. Aus einer geöffneten Thür klangen ihr helle Kinderstimmen entgegen. Es waren die Stimmen ihrer kleinen Schwestern, für die sie eine Fremde war. Sie beneidete sie nicht um den Luxus, in dessen Mitte sie lebten, nur um die mütterliche Liebe, die, wie sie meinte, ihnen ganz und voll zugewendet sein mußte, da ihr selbst kein Antheil daran blieb!

Endlich wurde sie vorgelassen. Emma fand die Mutter kalt, herb, abweisend. Sie sah klar ein, daß nicht das Herz, nur irgend eine äußere Gewalt ihr die Einwilligung abgerungen. Den zukünftigen Schwiegersohn wollte sie nicht sehen, sie wollte, sagte sie, nachdem sie dem ungestümen, hartnäckigen Willen der Tochter nachgegeben, nicht weiter behelligt sein und mit der Sache nichts mehr zu thun haben. Sie sprach die Absicht aus, die Residenz auf immer zu ver-

lassen, sobald die Verhandlungen wegen Verkaufs ihres Besitzthums zum Abschluß gekommen. —

Mit der ihr Herz zusammenschnürenden Empfindung, daß sie sich vielleicht auf immer von ihrer Mutter trenne und diese gar zum letztenmal gesehen habe, trat Emma die Heimreise an.

Nun erst fühlte sie, wie ihr ganzes Leben, ihre ganze Zukunft in dem Geliebten ruhe. Sie fühlte aber auch, daß seine Liebe treu und stark sei und ihr Alles ersetzen könne. In diesem Gefühle lebte sie wieder auf.

Tags darauf erschien Hermann in Grävenitz, ganz mit dem Schicksal ausgeöhnt, ganz Freude. Keine Ahnung sagte ihm, welchem Einflusse — dem heimlichen Einfluß seiner politischen Feinde — er die Einwilligung der Frau von Feldern verdanke. Er wurde von den alten Leuten auf's Freundlichste aufgenommen und traf Feldern, den Sohn, schon dort.

Hermann trat dem Manne, von dem er oft, aber nie günstig hatte sprechen hören, mit einer gewissen Befangenheit entgegen. Diese Befan-

genheit wich aber bald einem ganz andern Gefühl. Der Mann, den er vor sich hatte, sah so gebrochen, so frühzeitig gealtert, so krank aus! Der Unfriede seiner Ehe und innerer Selbstzerfall hatten so schmerzliche Linien in sein Gesicht gegraben, er hatte etwas so Schüchternes und Scheues! Man konnte ihn eigentlich nicht ohne Mitleid betrachten. Dazu kam für Hermann der Umstand, daß er für Emma im entscheidenden Momente hilfreich gehandelt. Man sah, wie der Kranke, der sonst so wortfarg war und noch immer von Zeit zu Zeit in schweigesames Brüten zu verfallen drohte, in Gegenwart seiner alten Eltern aufzuleben schien und an dem Liebesglück der jungen Leute, zu dem er das Seinige beigetragen, eine innige Freude hatte. Man ließ Hermann die Geschichte seiner ersten Begegnung erzählen. Dieser that es in humoristischer Weise, ahnte die Stimmen der jungen Mädchen und der falschen Superiorin nach und erregte damit laute Heiterkeit. Emma, die den Geliebten noch nie so heiter und frei gesehen, verwendete keinen Blick von seinem aus-

drucksvollen Kopfe. Sie selbst sah in ihrem Glücke so mädchenhaft hold und lieblich aus, daß sich die Blicke Aller ihr immer wieder zukehrten. Hermann, der eigentlich nie ein Leben in der Familie gekannt hatte, fühlte sich in dem Kreise bald heimisch. Das Bild der unnatürlich harten Mutter trat ganz in den Hintergrund; für ihn war nur dies Haus und kein anderes die Heimath seiner Emma.

So wurde die Verlobung ganz still im Familienkreise gefeiert.

Wann die Hochzeit? war die den Liebenden nächstliegende Frage.

Emma, im Gefühl, daß ihr Vermögen ein äußerst geringes, hatte die bescheidensten Wünsche. Eine nette, nicht zu große Wohnung, hübsch eingerichtet, halb draußen vor der Stadt, — sie wünschte sich nichts weiter. In der Welt herumzufahren, sei zu kostspielig. Hermann dagegen plante eine Reise nach Venedig, an die oberitalienischen Seen und Mailand. Dann könne man langsam durch die Schweiz heimkehren und sogar noch einen Blick auf die Bo-

danburg werfen. Aber zum Reisen war es noch zu früh, auch war Hermann noch gebunden. Die Kammeression hatte eben erst begonnen und versprach stürmischer als sonst zu werden. Die Regierung, die unmittelbar nach Sechshundsechzig die bekannten Militärverträge hatte abschließen müssen, hatte nun durch den Zwang der Umstände und sehr gegen ihren Willen das neue Kriegsdienstgesetz nach preussischem Muster eingebracht. Es wurde von den radicalen und anti-nationalen Elementen der Kammer lebhaft angegriffen. Nur Diejenigen stimmten dafür, welche, wie Hermann und seine Freunde, mit ebensoviel Besorgniß wie Gewißheit einen Zusammenstoß mit Frankreich in nicht allzuferner Zukunft für unausweichlich erachteten.

Hermann und seine Genossen hielten den Charakter der Epoche für ernst und bedenklich, aber die Thatsachen schienen ihnen Unrecht zu geben. Die Zeit hatte eine ganz entschieden freundliche Larve aufgesteckt, die Menschen trauten dem perfiden Lächeln. Das französische

Kaiserreich hatte den Parlamentarismus nach langem Schlafe wieder zu Wort kommen lassen, war somit liberal geworden, der Schwiegerjohn eines deutsch-ungarischen Componisten leitete die Geschicke des Landes. Das wüste Chauvinistische Getöse jenseits des Rheins hatte aufgehört, die Pariser Journale bliesen die Friedensschalmel. Nie waren die Beschwichtigungsworte der Diplomaten und ihre Friedensversicherungen eindringlicher gewesen. Nie, seit dem verhängnißvollen Jahre Sechshundsechzig, hatten sich die Völker mehr der Arbeit und dem Vertrauen hingegeben. Höher als je hoben die Börsenbarone die geschwungene Nase, sie waren bei bestem Appetit — jeder Tag verzeichnete eine neue Hauffe.

Nur eine kleine Anzahl von Eingeweihten wußte, daß binnen Kurzem aus dem Schooße dieses tückischen Friedens eine Kriegsbombe hervorplagen werde . . . .

Das Concil saß noch immer beisammen. Der dem Einfluß der Jesuitenpartei ganz anheimgefallene Vatican plante jenen gewaltigen

Kampf, der auch jetzt nicht ausgefochten ist, vielmehr wieder unter anderen Bedingungen und mit anderen Allirten aufzulodern droht. Der Ultramontanismus hatte sich im Geheimen der obersten Staatsgewalt in Frankreich zu bemächtigen verstanden und war auf dem Punkte, dessen ganze Streitmacht gegen das protestantische Deutschland zu führen. Auf dem blutgetränkten, zerrissenen Boden desselben sollte dann die Saat des Syllabus aufgehen . . .

Der Frühling war ins Land gekommen; der schöne, lachende Mai. Hermann war endlich frei geworden. Nächste Woche sollte die Trauung in Grävenitz stattfinden. Und wenn das Paar von der Hochzeitsreise heimkam, würde es — was ihm höchst erwünscht war — Frau von Feldern sicher nicht mehr antreffen! Ihr Haus war so gut wie verkauft, sie schien auf dem Sprunge.

Hermann war in Lassenbach gewesen, um dem Obersten von Rodenegg die bevorstehende Wendung in seinem Schicksale mitzutheilen und ihn zur Trauung einzuladen. Der alte Herr

war seit seinem Besuche in Grävenitz ganz für Hermann's Wahl eingenommen. Auf ihn, der so lange in seiner Einsamkeit kein junges Mädchen gesprochen hatte, wirkte die anmuthige, jugendliche Erscheinung blitzschnell. Emma, die in ihm einen väterlichen Freund Hermann's sah, war ihm aufs Liebenswürdigste entgegengekommen. Rodenegg versprach, zur Hochzeit zu kommen. Er sprach viel von der Zukunft der jungen Leute. Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn sie nach ihrer Heimkehr ganz zu ihm hätten ziehen wollen, doch dafür konnte er Hermann nicht gewinnen. Dieser schützte nur immer die Zeitung und die Entfernung von der Residenz vor, in der That aber war es ein Feingefühl, das seinem Sträuben zu Grunde lag. Er wollte Alles vermieden sehen, was auffällig wäre, was zu Erkundigungen und Nachforschungen führen könnte. Nur um diesen Preis völliger Abstinenz war das Andenken seiner Mutter zu schonen. Der Alte fühlte dies aus seiner Weigerung heraus und sagte im Stillen ihm Dank dafür. Häufige Besuche des jungen

Paares in Laffenbach sollten ihn für seinen Verlust entschädigen . . . .

In diesem Sinne sprachen Großvater und Enkel lange miteinander.

Wie war der Alte so glücklich! Er hatte ja längst gewußt, daß Ottilie einen Sohn hinterlassen, aber wie hatte er sich diesen Enkel gedacht! In der Welt verloren, verwahrlost, vielleicht schon zu Grunde gegangen. Es schien ihm selbstverständlich, daß das Kind die perversen Eigenschaften des Vaters geerbt und in seiner Weise bis zur völligen Entartung ausgebildet habe. Es hatte ihn geschauert, bei dem Gedanken, daß er ihm jemals begegnen könne. Und nun stand dieser Sohn Ottilien's vor ihm, männlich schön, durch eigenes Verdienst und eigene Kraft auf eine geachtete Stellung gehoben, und sie behauptend, ein Träger der Ueberzeugungen, welche auch die seinigen waren . . .

Er war stolz, er war glücklich!

Alles dies kam nicht recht über die an Schweigen oder barschen Befehl gewöhnten Lippen,

aber aus den Augen leuchtete heraus, was die Lippen verschwiegen.

In später Nachmittagsstunde von Lassenbach heimkehrend, wurde Hermann auf dem Bahnhof von Klein und Hildegard empfangen. Klein war schon seit Ostern glücklicher Gatte und eben auf ein paar Tage bei den Pflegeeltern seiner Frau zu Besuch. Der Abend sollte gemeinschaftlich verbracht werden.

Hermann war damit sehr einverstanden.

Er wünschte nur noch vorher einen Gang in seine Wohnung zu machen.

Es wurde eine Droschke genommen und man brachte ihn bis vor seine Hausthüre.

Auf seinem Zimmer angelangt, fand er einen versiegelten Brief größeren Formats auf seinem Schreibpulte.

Er öffnete das Couvert, ein Schriftstück lag darin, keine erklärende Zeile des Zusenders dabei. —

Hermann durchflog den Inhalt des Schriftstückes und war außer sich.

„Wer hat das gebracht?“ fragte er den Die-

ner, denn er hatte längst schon gesehen, daß das Schreiben nicht mit der Post gekommen sei.

„Ein älterer Mann in einem einfachen Rocke hat den Brief vorgestern abgegeben,“ war die Antwort. „Es war um die Abendstunde, ich war eben beschäftigt, die Fenster zu schließen, ich habe mir ihn nicht genauer angesehen.“

Hermann stand da, ganz starr.

Das Schreiben zu sich steckend, ging er langsam die Treppe hinab.

„Ei, Du hast uns warten lassen,“ sagte Klein, aber das veränderte Gesicht des Freundes sehend, hielt er sogleich inne.

„Ihr müßt mich schon entschuldigen,“ sagte Hermann mit stockender Rede, „ich kann nicht mit Euch fahren, ein Brief, den ich vorgefunden —“

Er machte Miene, davoneilen zu wollen.

„Nun, nun?“ sagte Klein, „ich will nicht hoffen, daß Emma krank geworden — oder daß sonst ein Unglück —“

„Nein, nein, es ist eine Geschäftssache,“ erwiderte Hermann.

„So, so,“ sagte Klein. „Aber zum Abendessen kommst Du doch?“

„Ich — nein, nein, ich glaube nicht, daß Ihr mich heute noch sehen werdet,“ sagte Zoller. „Morgen, morgen!“

Sein ganz umgewandeltes Wesen contrastirte derart mit allem Bisherigen, daß Klein und Hildegard einander ängstlich ansahen.

„Wir werden doch warten! Trotz alledem. Du kannst auch noch um Elf kommen.“

„Wartet nicht! Wartet nicht!“ erwiderte Hermann.

Die Droschke setzte sich in Bewegung.

Während sie hinhumpelte, sahen die Gatten Hermann nach. Er eilte zu einem Wagenstand und stieg in den nächstbesten Wagen.

Klein und dessen Gesellschaft blieben bis gegen Mitternacht beisammen; aber Hermann war nicht erschienen.

---

## Zehntes Kapitel.

Der Hof war mit dem Eintritt der schönen Jahreszeit in das eine halbe Stunde von der Residenz gelegene Gartenpalais umgesiedelt.

Der König hatte unlängst den Schluß des Landtags in eigener Person vollzogen. Seine Rede gab einen Ueberblick der vergangenen Legislaturperiode und schloß mit einem Passus, in welchem die Furcht einer Gefährdung des europäischen Friedens als eine ungerechtfertigte bezeichnet wurde. Diese von so hohem Munde gefallenen Worte wirkten günstig auf das öffentliche Vertrauen, das in letzter Zeit mehrmals beunruhigt worden war.

Mit dem Einzug in das Gartenschloß pflegte

der König den Staatsgeschäften den Abschied zu geben. Er lebte dann nur seiner Familie und einem behaglichen Lebensgenusse. Diesmal sollte der bevorstehende Geburtstag der Königin Anlaß zu einem größeren Hoffeste geben. Bei dieser Gelegenheit sollten im kleinen Gartentheater lebende Bilder aufgeführt werden; der geniale Intendant Baron Gospot-Kircher war mit der Aufstellung derselben betraut worden. Die Darstellenden gehörten dem höchsten Adel der Residenz an, es wurden täglich Proben gehalten, denen der König in Person beiwohnte.

Er war eben von einer solchen zurückgekehrt, als Herr von Auerstein, der sich schon gestern Abends zu einer ungewohnten Stunde um eine Audienz gemeldet hatte, wieder von sich hören ließ.

Nur ungern entschloß sich der König, ihn vorzulassen, denn er hatte eben den von Gospot-Kircher gedichteten verbindenden Text zu prüfen und hatte nicht wenig zu thun, wenn er die

üppig wuchernden Schößlinge einer unsinnigen Phantasie beschneiden wollte.

„Was bringen Sie, lieber Auerstein?“ fragte er, nicht gerade im freundlichsten Tone.

Der Ausdruck auf dem Gesichte des ehemaligen Staatsmannes und jetzigen Abgeordneten ließ auch keine angenehme Mittheilung erwarten.

„Ich komme,“ sagte Herr von Auerstein, aufgeregt und nicht eben die Worte wägend, „in einer hochwichtigen Angelegenheit, ganz vertraulich, völlig vertraulich — wie es der Natur der Sache entspricht. Ich komme, Euer Majestät die Augen zu öffnen über einen Mann, der gedeckt vom Titel eines Ministers und Rathgebers Eurer Majestät in aller Heimlichkeit und Stille auf eigene Faust die verderblichsten Ränke spinnt! Herrn von Themar's heimliches Treiben wurde stets beargwohnt, jetzt ist es erwiesen! Schwarz auf Weiß erwiesen! Ein Schriftstück von seiner eigenen Hand geschrieben, an einen hohen geistlichen Würdenträger Süddeutschlands gerichtet, enthüllt verbrecherische Pläne, landesverrätherische Anschläge —“

Der König war höchst verlegen.

„Das sind wohl Träume,“ sagte er, „Träume der Oppositionsmänner — ich glaube es fest, ich — büрге dafür. Wenn es sich so verhielte, wie Sie sagen, wäre ich mitgetäuscht!“

„Das müssen Sie sein, Majestät,“ erwiderte Auerstein, „denn Themar spielt nicht allein mit den Geschicken des Landes, er spielt auch mit Eurer Majestät Thron.“

„Die Beweise! Die Beweise!“ rief der König. „Doch ich weiß ja noch gar nicht, um was es sich eigentlich da handelt!“

„Um ein Actenstück,“ erwiderte Auerstein, „welches darthut, daß Themar mit inneren und äußeren Feinden conspirirt. Man will unsere neue politische Gestaltung, wie sie eben geworden, beseitigen und umstürzen. Die kaum aufgerichtete Einheit soll von einer fremden Coalition wieder zertrümmert werden. Man zählt auf das ultramontane Bayern, zählt auf das geschädigte, besiegte Oesterreich. In letzter Instanz wird auf den Sieg der französischen Waffen gebaut. Wenn ich auch zugebe, daß eine

solche Eventualität in diesem Augenblick, im tiefen Frieden, der uns umgiebt, nur — wie soll ich sagen? ein Wunsch, ein frommer Wunsch bleiben mag, so ist es doch — der fromme Wunsch eines Teufels!“

„Sind Sie nicht mystificirt worden?“ fragte der König sehr ruhig.

„Ich habe das Actenstück in Händen gehabt, ich habe es gelesen, Themar hat es geschrieben mit eigener Hand. Ueber alles das ist kein Zweifel,“ erwiderte Auerstein.

„Haben Sie das Actenstück?“ fragte der König.

„Hier bringe ich Eurer Majestät die wortgetreue Abschrift.“

„Warum bringen Sie nicht das Original? Ich will das Original sehen. Die Abschrift genügt mir nicht. Die Abschrift stellt' mich vor Täuschung nicht sicher.“

„Auch dann nicht,“ fragte Auerstein hitzig, „wenn ich Eurer Majestät erkläre, daß dieselbe zur Wahrung des Geheimnisses von mir selbst angefertigt worden ist und daß ich das Drigi-

nal in meinem Hause in sicherer Verwahrung liegen habe?“

„Warum das?“ fragte der König. „Warum das?“

„Einem mit dem Entdecker dieser hochverrätherischen Urkunde getroffenen Abkommen zufolge und zugleich aus Rücksicht auf Eurer Majestät hohe Person. Bei meinem Vorgehen in dieser Sache soll alles Geräusch vermieden werden, da der Verdacht sonst nicht bei dem Schuldigen allein stehen bliebe. . . . Das deutsche Volk ist auf ähnliche Art öfter getäuscht worden und daher in solchen Dingen äußerst mißtrauisch.“

Der König warf auf den vor ihm Stehenden einen strengen bösen Blick, dann sagte er:

„Und der Entdecker, wie Sie ihn zu nennen belieben? Wäre es, ist es, wie Sie sagen, dann liegt eine schwere Indiscretion vor — — doch, was sage ich? Solche Papiere läßt man nicht offen auf einem Tische liegen — ein Diebstahl liegt vor, ein Verbrechen! Ich muß jetzt darauf

bestehen, daß Sie den Namen des „Entdeckers“ nicht länger vor mir geheim halten!“

„Der Mann,“ entgegnete Auerstein, „der mir das Document übergeben und mir dasselbe anvertraut hat, bleibt nicht im Hintergrunde, um sich zu verstecken, sondern einfach auf meinen Rath, um einen edlen, patriotischen Zweck ohne Aufregung der öffentlichen Meinung und ohne weithin hallenden Scandal zu erreichen. Er ist hier auch nicht nöthig. Ich stehe für ihn ein, ich decke ihn mit meinem Namen, meiner Ehre! Er hat das Document nicht auf Schleichwegen und auch nicht mit gewaltsamer Hand erlangt.“

„Gleichviel,“ rief der König, „das giebt eine Untersuchung, einen Prozeß — —“

„Ich halte es keineswegs für das Dringendste, gerichtlich festzustellen, wie das Actenstück aus dem Dunkel zu Tage gekommen,“ erwiderte Auerstein mit schneidender Ironie, „wohl aber, den Verfasser desselben als des königlichen Vertrauens unwürdig aus dem Amte zu jagen.“

„Beides,“ jagte der König, der höchst unru=

hig geworden war, „muß untersucht werden! Ich will von der Geheimnißthuerei, mit der Sie auftreten und die Sie mir empfehlen, nichts wissen — ich halte es nicht in meinem Interesse, denn ich habe dabei das Licht nicht zu scheuen.“

Er war während dieser Worte mit großen Schritten im Zimmer auf- und abgegangen.

Auerstein erwiderte nach einer Pause:

„Geruhen Majestät sich also vorerst mit Hilfe dieser Abschrift einen Einblick zu verschaffen. Erst die vollständige Kenntniß des Inhalts kann Eurer Majestät weiteres Verhalten in dieser Angelegenheit bestimmen.“

„Ich bin jetzt schon gewiß,“ sagte der König trocken, „daß wir es da mit einer Intrigue zu schaffen haben und eine Fälschung vorliegt. Lassen Sie die Abschrift hier. Ich werde sie Themar vorlegen und bin überzeugt, daß er das Lügengewebe durchreißt und triumphirend dastehen wird. Nein, nein! Es kann nicht sein! Er kann das große Vertrauen, das ich sowohl in seine Tüchtigkeit, als in die Reinheit seiner

patriotischen Gesinnungen gesetzt, nicht auf so schmähliche Weise mißbraucht haben. Ich werde Sie zur rechten Zeit rufen lassen . . . . Guten Tag!“

Auerstein war entlassen.

Tief betroffen, langsamen Schrittes ging er davon. Seine Mittheilung hatte eine Aufnahme gefunden, die seiner Erwartung nach jeder Seite widersprach.

Das Benehmen des Königs hatte ihm klar gezeigt, daß Themar nicht auf eigene Faust Verrath gesponnen . . . .

---

## Elftes Kapitel.

Wenige Tage waren seit der Begegnung Auerstein's mit dem König verflossen.

Von keiner Seite schien in der schwebenden Angelegenheit ein Schritt gethan worden zu sein.

Themar theilte seine Zeit wie gewöhnlich zwischen Arbeit und Zerstreuung. Sein Humor blieb scheinbar ein trefflicher und man sah demselben nicht an, daß an seinem Minister = Fauteuil gerüttelt worden war.

Da trat eines Nachmittags der Polizei = Director Herr von Lutteroth, nach dem geschickt worden war, in das Arbeitszimmer des Ministers.

„Ich habe einen Auftrag für Sie, lieber Hofrath!“ hob der Minister ohne Weiteres an. „Er ist delicateser Natur. Doch Sie haben die Talente, sich seiner meisterhaft zu entledigen. Es handelt sich um die Eruirung und Ahndung eines frechen Briefdiebstahls. Es ist Ihnen wohl bekannt, daß Graf Eligius Brayl, Mitglied des jetzt tagenden vatikanischen Concils, vor nicht langer Zeit ein paar Tage hier verweilte. Zweck seines Aufenthalts war, mit uns in Pourparlers zu treten, da möglicherweise die Concilsbeschlüsse die Stellung der Katholiken in unserem Vaterlande nicht unwesentlich verändern. Unser Cultusministerium war schon vor Monaten in Beziehung zu Seiner Eminenz, einem der aufgeklärtesten und liberalsten Priester, getreten und es ist selbstverständlich, daß Graf Brayl den betreffenden Theil der Correspondenz mit sich führte. Da sind ihm nun amtliche Rescripte, eminent confidentiellen Inhalts, von meiner eigenen Hand niedergeschrieben, abhanden gekommen, wir können sagen, gestohlen worden. Natürlich in böser Absicht, Mißbrauch zu treiben.

Wie Sie sehen, sind wir bei der Affaire Beide, der Graf und ich, gleich stark interessirt . . . Nach einem längeren telegraphischen Meinungsaustausche zwischen mir und dem Grafen, der sich jetzt wieder in Rom befindet, läßt sich der Schluß ziehen, daß es keine andere Person als Frau von Feldern ist, die sich an dem Document vergrißen hat. Sie war vor der Abreise des Grafen in dessen Wohnung — angeblich zum Zwecke der Beichte — und es ist bemerkt worden, daß sie sich einer Schatulle, die mit Documenten gefüllt war, mehrmals auf auffällige Weise näherte. Es wurde dem Umstande seiner Zeit keine Beachtung geschenkt. Nun ist aber nicht blos ein Rescript, wie ich Anfangs meinte, entwendet worden, es sind drei entwendet. Der Graf vermißt drei Stücke und das ist nicht zufällig — alle drei kommen von mir. Der Verdacht gegen Frau von Feldern ist so überwältigend, daß wir sicher nicht fehlgehen, wenn wir bei ihr eine Haussuchung abhalten . . . Leider können Sie im besten Falle nur zwei Schriftstücke bei ihr finden — das dritte findet

sich nicht mehr. Dieselben sind von meiner Hand, die Sie wohl kennen, eines vom 28. März 1870, das andere vom 6. Mai datirt. Hier ist die Hausjuchungs=Ordre. Nehmen Sie nach eigener Wahl die geeigneten Leute mit.“

Herr von Lutteroth hatte mit ernster Miene zugehört.

„Es wird Ihnen bekannt sein, Excellenz,“ sagte er, als Themar zu Ende war, „daß ich in den nächsten Tagen der Enthebung aus meiner Stellung und meiner Pensionirung entgegensehe?“

„Allerdings,“ sagte Themar, „die Regierung, welche Ihr Talent, Ihre Erfahrung, Ihre Arbeitskraft schätzen gelernt, bedauert lebhaft, daß Sie die Versetzung in den Ruhestand verlangen.“

„Sollte es nun nicht mit dieser Hausjuchung noch einige Tage Zeit haben?“ fragte Herr von Lutteroth. „Sollte nicht mein Nachfolger mit diesem Auftrag betraut werden können? Ich habe vielleicht übertrieben zarte Nerven — es fällt mir wirklich schwer, mit einer solchen Mission bei einer Dame aufzutreten, die —“

„Immer sehr intriguant war.“

„Aber doch eine Frau, zu der wir in den freundlichsten Beziehungen standen. Oder nicht, Excellenz?“

Herr von Themar biß die Lippen. „Die Sache drängt,“ sagte er, „und heute, Herr von Lutteroth, sind Sie noch Polizei-Director! Ich kann nicht anders, als das Verlangen stellen, daß Sie die Sache übernehmen und in eigener Person ausführen. Ihre Klugheit, Umsicht und Festigkeit sind uns hier besonders werthvoll.“

Lutteroth verbeugte sich schweigend.

„Ich gefelle Ihnen,“ sagte Herr von Themar, „der besonderen Verhältnisse willen, einen Ministerialbeamten, der mein Vertrauen hat, bei.“

Herr von Lutteroth konnte nicht anders, als den Auftrag übernehmen.

Am Abend des nämlichen Tages, um die Dämmerungszeit, trat die Haussuchungs-Commission in das Haus auf dem Paradeplatz ein.

Die Herren gingen leisen Schrittes die Treppe hinauf, und traten, ohne sich melden zu lassen, in das Boudoir der schönen Frau.

Sie lag auf einer Causeuse ausgestreckt, gewohnt, nach eingenommenem Diner zu ruhen.

Ihr Gemahl war ausgegangen. Der schwermüthige Mann hatte die Gewohnheit angenommen, seinen täglichen Spaziergang erst bei einbrechender Dunkelheit zu machen, wie wenn er die Blicke der Menschen scheue und unerkannt, ungegrüßt zu bleiben wünsche.

Dieser Zeitpunkt war von Herrn von Lutteroth abichtlich gewählt worden.

Frau von Feldern war nicht wenig überrascht, als ihr die Haussuchungs-Ordre vorgezeigt wurde. Sie hatte sich aber rasch gesammelt, forderte die Herren auf, an ihr Geschäft zu gehen und gab ihnen sofort ein paar Commodenschlüssel.

Sie verlangte nur den Grund der Maßregel zu wissen.

„Die Angabe der Gründe,“ erwiderte Herr von Lutteroth, „wird nicht ausbleiben. Indessen mögen Sie darüber beruhigt sein, daß wir nichts unnützerweise in Unordnung bringen und

auch nichts mit fortnehmen, was — Ihnen gehört.“

Damit mußte sie sich zufrieden geben.

„Wohlan, meine Herren, thun Sie Ihre Pflicht,“ sagte sie kurz und setzte sich unfern nieder.

Sie war kalt und kampffertig. Eine Aufregung störriger Natur bäumte sich in ihr empor, wurde aber von festen Nerven gebändigt und niedergehalten. Alles war gekommen, wie es eben kommen mußte. Der Verdacht der Briefentwendung hatte auf sie fallen, Themar hatte gleich errathen müssen, von wem dieser Schlag ausgehe. Aber Eines war gewiß: der Pfeil saß! Themar blieb nichts Anderes übrig, als seine Entlassung zu nehmen, er war vorerst, vielleicht auch für immer ein gestürzter Mann und diese Maßregel gegen sie nur noch die letzte Kraft- und Wuthäußerung eines zu Tode verwundeten Thieres . . .

Und das zu fühlen, that ihr wohl, wohl in der Seele!

Die Beamten waren indeß ans Werk ge-

gangen. Ein neben dem Schreibtisch stehendes elegantes Möbel mit vielen Schubfächern, japanische Lackarbeit, lockte zuvörderst Herrn von Lutteroth's Neugier. Er hob mit zarter Hand ein Lädchen nach dem andern empor, während sein Begleiter die ernsthaftere Arbeit am Schreibbureau in Angriff nahm und eine Schublade nach der andern herauszog. Hier wie dort hatte man es mit einem Wust von Papieren, Briefen, Rechnungen zu thun, die Herren beschlich schon die Sorge, daß manche Stunde vergehen werde, ehe sie das Gesuchte fänden.

Da erhob sich Frau von Feldern mit einem unterdrückten Gähnen und ging, ein ironisches Lächeln auf den Lippen, hinter dem Rücken der Beamten in das anstoßende Zimmer.

Herr von Lutteroth hatte ihre Abwesenheit gleich bemerkt.

„Hollah, meine Herren,“ flüsterte er seinen Amtsgenossen zu, „Frau von Feldern geht hinaus. Das corpus delicti befindet sich schwerlich in diesem Gemache.“

Er eilte ungestüm in das Zimmer, in welches Frau von Feldern getreten war.

Die Uebrigen folgten.

Sie fanden Frau von Feldern vor einer Commode von Boule-Arbeit, im Begriff, eine Lade zu öffnen.

Beim Anblick der Eindringlinge war sie hastig zurückgefahren.

Ihr Zurückweichen, ihre Bestürzung waren vielsagend.

Sie wollte nun hinausstürzen, wurde aber bedenklich, daß sie der Nachsuchung beiwohnen müsse. Es geschah wohl aus dem Grunde, daß sie nicht mit den Papieren entfliehe, falls sie diese schon zu sich gesteckt haben sollte.

In einer der Schubladen unter Spitzenkragen und Bändern fanden sich nun die zwei gesuchten Documente. Der von Themar entsendete Ministerialbeamte identificirte dieselben, indem er einen flüchtigen, aber sichern Blick auf Handschrift, Datum und Unterschrift warf.

„Wir sind fertig, meine Herren,“ sagte er, indem er eine Kerze an dem dreiarmigen Leuchter,

der auf dem Kamin stand, anzündete und in Aller Gegenwart die beiden Schriftstücke convertirte und mit fünf Siegeln schloß.

Die Commission war auf dem Punkte, sich zu entfernen, als Frau von Feldern, ein kleines-versiegeltes Packet in der Hand, zu dem Ministerial-Beamten trat.

„Ich bitte Sie,“ sagte sie, „mit den fortgenommenen Documenten auch dies Ihrem Chef zurückzustellen.“

Sie war wieder ganz ruhig und hoheitsvoll. Ihre funkelnden Augen blickten auf die Herren, die sie höflich grüßten, wie auf gemeine Scherzen nieder.

Inzwischen wartete Herr von Themar in seinem Cabinet das Resultat der Untersuchung ab. Er war in großer Gala-Uniform, die Brust mit Kreuzen und Sternen geschmückt, denn er hatte heute noch auf dem Hoffeste im Gartenpalais zu erscheinen. Eine brennende Ungeduld verzehrte ihn, er ging auf und nieder, trat dann wieder einmal an's Fenster, ließ das Rouleau

in die Höhe gehen und blickte über den Platz hinaus.

Endlich — und doch früher, als es sich füglich annehmen ließ — trat sein Vertrauensmann, der Ministerialbeamte, mit den zwei versiegelten Packeten ein.

Herr von Themar griff hastig nach dem ersten, größeren, dem Packet mit den Documenten.

Die Form des zweiten, kleinen Packetchens und der gewählte Zeitpunkt der Zurücksendung ließen ihn augenblicklich dessen Inhalt errathen, er wußte, daß er da das Diamantkreuz zurück-erhalte, das seine Bekanntschaft mit Frau von Feldern eingeleitet hatte.

Verächtlich warf er das kleine Packet über seinen Schreibtisch hin.

Nun erkundigte er sich nach den Details der Action.

Der Ministerialbeamte schilderte sie kurz und verließ bald darauf das Gemach.

Themar hatte das Couvert erbrochen, die beiden Schriftstücke angesehen und dann vor sich auf den Tisch gelegt. Mit gekreuzten Armen

blickte er eine ganze Weile gedankenvoll vor sich hin.

Die Rückerstattung dieser zwei Schriftstücke erfüllte ihn nur mit äußerst mäßiger Freude, da er das dritte in den Händen seiner geschworenen Feinde wußte.

„O diese Feldern!“ sagte er dann. „Ich hätte sie doch gründlich kennen sollen. Ich behandelte sie als abgethan und keiner Rücksicht mehr würdig, seit sie mir nicht mehr nützen konnte. Aber in meinem Uebermuth ist es mir nicht eingefallen, mich zu fragen, ob sie mir nicht auch schaden könne? Ihrer Gunst verdanke ich meine Erhebung, ihrer Rache meinen Sturz! Ich selbstgefälliger Narr glaubte, sie beuge sich vor meinem Einfluß, sie gebe nach, unterordne sich meinem souveränen Willen, als sie so unverhofft die Tochter an Zoller hingab. Sieh da, sie opferte ihr Kind, um den Todfeind auf mich zu hetzen! . . . .

Das ist evident. Der plumpe Auerstein hat es so klar als möglich ausgeplaudert. Er — kein anderer als Zoller — hat das Document

zur Benützung erhalten. Der sogenannte „Entdecker“ ist der künftige Schwiegerohn. Er hat die giftige Waffe als Hochzeitsgeschenk von ihr erhalten, um mich damit tödtlich zu treffen . . . .

Dies Weib rechnet noch besser und ist entschiedener als ich. Daher ihr Erfolg.

Ich — ich handle halb, mit getheilter Kraft! Sentimentale Gründe schwächen mich, alte Geschichten, eine verrückte Zärtlichkeit für einen Bastard, der nichts von mir wissen will . . . .

Ottiliens Schatten ist doch nur ein Schatten und nicht ein Balken, über den ich immer stolpern muß, so oft er auf meinem Wege vor mir erscheint . . . .

So bin ich von einem lebenden und einem todtten Weibe zu gleicher Zeit verfolgt und in die Flucht gejagt!

Pah! diese Reflexionen, die sehr richtig sein mögen, können mir wohl in meiner jetzigen Klemme nichts helfen, aber für die Zukunft dürften sie mir doch von großem Nutzen sein. Zukunft? Hab' ich eine Zukunft? Mein Herz bejaht es mit einem hoffenden Aufzucken! Es

ist nur eine Wolke, die jetzt vor mich tritt und mich in Dunkel einhüllt. Hinter ihr muß ich auf kurze Zeit verschwinden, dann aber wieder über die ganze Sonne gebieten . . . . Ich habe mächtige Allirte und wenn ich diese erblicke, so sollte ich mich schämen, eine abgedankte Courtisane und einen phrasenreichen Journalisten mit den Namen von Feinden zu ehren. Sie sollen sich eine Zeitlang des geraubten Documents im Stillen freuen, ihre Finger werden den gewaltigen Zündstoff, der darin steckt, nicht ersticken! Frankreichs Schwert wird mit vernichtender Plötzlichkeit aus der Scheide fahren und dem Reich der modernen Normannen ein Ende machen!

Die blinden Spießbürger sind stolz auf Deutschlands Einheit und übersehen, daß Deutschland nichts weiter als eine preussische Kaserne werden soll. Man muß sie wider ihren Willen vor dem preussischen Sergeanten retten! Vorwärts, vorwärts, große, ruhmbedeckte, immer siegreiche Nation! Bald fliegen Deine Adler über den Rhein und befreien uns von dem

Drucke militärischer Pedanterie und puritanischer Tugendhaftigkeit, die alle Lebenslust ersticht! Die Besiegten werden zwar anfangs murren, zuletzt aber die Segnungen der Befreiung anerkennen und höchstens sagen: wir haben die Herren gewechselt, für trockene, knauserige, ungemüthliche, barsche, haben wir lebensheitere, liebenswürdige, großmüthige erhalten. Europa ahnt nicht den Wendepunkt, an dem es steht — in ein paar Monaten, vielleicht schon in wenig Wochen hat der Welttheil eine andere Gestalt!“

Er verließ das Zimmer und jagte in seiner Equipage zum Hofseste.

## Zwölftes Kapitel.

Unmittelbar nach der Rückkehr Herrn von Auersteins aus dem Gartenpalais hatte dieser mit Hermann einen Kriegsrath gehalten, dem auch Thaidinger zugezogen wurde. Die Haltung des Königs bei Entgegennahme der Eröffnungen war der Gegenstand sorgfältiger Prüfung. Diese Haltung war im höchsten Grade zweideutig, dennoch widerstrebte es den Dreien, bloß auf sein seltsames Benehmen hin, einen Fürsten, der sein Einverständnis mit der neuen Ordnung der Dinge und seine Bundestreue stets lebhaft betont hatte, des Mitwissens und der Mitwirkung bei reichsfeindlichen Anschlägen und Unternehmungen zu beschuldigen. Vielleicht war der Fürst doch über Herrn von Themar's

heimliche Wege und letzte Absichten im Unklaren geblieben. Nun war die Copie des merkwürdigen Documents in des Königs Hand, eine Wirkung konnte nicht ausbleiben. Wenn schon Herr von Themar nicht vor Gericht gestellt werden sollte, was eigentlich selbstverständlich gewesen wäre, so mußte zum Mindesten seine Entlassung erfolgen.

Man beschloß, eine Zeit lang abzuwarten und zuzusehen, was nun im Schlosse geschehen werde . . . .

Das Original des Schreibens wurde an einem Orte niedergelegt, wo auch der scharfsinnigste Spürer es nicht auffinden konnte. Erfolgte vom Schlosse aus kein Schritt, so sollte eine Veröffentlichung des fatalen Briefes zuerst in einer auswärtigen Zeitung erfolgen.

Die Lage war im höchsten Grade gespannt und konnte in der nächsten Zeit zu einer weitreichenden Katastrophe führen. Die Freunde standen vor einer Mine, an welche die Lunte gelegt worden war; jeden Augenblick konnte sie

auffliegen und die Tragweite der Wirkung war nicht zu berechnen.

Hermann schrieb seiner Emma, daß es ihm unmöglich geworden sei, schon in den nächsten Wochen die Stadt zu verlassen; der Hochzeitstag wurde hinausgerückt.

Da nahmen die Dinge eine Wendung, auf die weder Hermann, noch Auerstein, noch Thaidinger gefaßt gewesen waren.

Schon am Tage nach dem Hoffeste verbreitete sich das Gerücht, Herr von Themar sei nicht unbedenklich erkrankt.

Ueber das Wesen seiner Krankheit herrschten die größten Widersprüche, die Thatsache aber, die einen gewissen mysteriösen Charakter hatte, erhielt durch den Medicinalrath Horst und die Personen von Themar's nächster Umgebung volle Bestätigung. Der Medicinalrath äußerte sich zu mehreren Leuten dahin, daß über den Gesundheitszustand des Ministers, der allerdings nicht unbedenklich sei, noch kein bestimmtes Urtheil abgegeben werden könne; er fügte den Wunsch bei, daß die Sache möglichst wenig in

den Mund der Leute kommen möge. Dennoch, oder vielleicht gerade deswegen, gelangte sie in die Presse. Noch immer war der Eindruck aufs Publikum ein nur mäßiger, bis er plötzlich durch eine höchst auffällige Mittheilung der ministeriellen Amtszeitung bis zum Sensationellen gesteigert wurde.

Der Artikel lautete folgendermaßen:

„Die Indisposition des Herrn von Themar, anfänglich eine scheinbar leichte, hat doch einen ernstesten Charakter, der Beunruhigung einflößt. Zahlreiche Symptome deuten sowohl durch ihren innern Zusammenhang als durch ihre Persistenz darauf hin, daß der Sitz des Uebels in einer nicht unbedenklichen Gereiztheit der Nervencentren zu suchen sei. Rastlose Anstrengung und Ueberarbeitung sind die offenbare Ursache dieser Störung. Wenn auch der Zustand nach der Meinung der ersten Fachmänner in diesem Augenblick noch nicht gefährlich ist, so können doch die ernstesten Folgen nur durch ungesäumte Abwehr verhütet werden . . . . Wie verlautet, hat Herr von Themar den eindringlichsten Vor-

stellungen nachgegeben. Er tritt demnächst einen längeren Urlaub an und dürfte, sobald der jetzt noch vorhandene gesteigerte Reizungszustand nachgelassen, sich in eines der milderen Seebäder begeben. Die Badecur wird unausbleiblich bei seiner sonst so kräftigen Constitution die gewünschte Wirkung äußern. Da es sich glücklicherweise gerade so fügt, daß ein wolkenlos heiterer politischer Horizont über uns steht und kein Anzeichen die geringste Verwicklung nach Außen fürchten läßt, könnte Freiherrn von Themar's zeitweilige Entfernung von den Geschäften kaum jemals weniger fühlbar sein.“

Also Geistesstörung!

Am Tage nach Erscheinen dieses Artikels war Herr von Themar abgereist, ohne irgendwo Abschiedsbesuch gemacht oder auch nur Jemanden von seinen Bekannten vorgelassen zu haben. Der Artikel konnte keine weitere Ergänzung, Berichtigung, Bestätigung erhalten. Das Publikum mußte ihn ohne weitere Kritik hinnehmen.

Herr von Themar hatte kaum die Residenz verlassen, als sich seine näheren Bekannten

sämmtlich erinnerten, daß bei ihm in der letzten Zeit wirklich ein großer Wechsel von Exaltations- und Depressionsstimmungen, von Aufregung und Niedergeschlagenheit erkennbar gewesen. Er hatte über Herzklopfen und Kopfschmerzen geklagt, man hatte ihn oft sagen gehört, daß er sich über gar nichts mehr recht freuen könne. In seinem Benehmen und Verhalten sollte manche auffällige Erscheinung zu Tage getreten sein, die sein Wesen bizarr und seltsam erscheinen ließ. Seine verschwenderischen Neigungen, eine oft über seine Mittel hinausgehende Freigebigkeit sollten schon lange auf eine Störung seines Verstandes gedeutet haben, allerlei Eigenheiten, auf die man sonst nicht geachtet, wurden untereinander in Zusammenhang gebracht.

Nur Zoller, Auerstein und Thaidinger sahen die Sache minder harmlos an. Sie wußten, daß dieser Kopf schwindelfrei gewesen sei und seine Lebenszwecke nie aus den Augen verloren habe! Sie wußten wohl, daß er für jede seiner Handlungen, jedes seiner Worte zurechnungsfähig gewesen. Sie hielten die Reise für eine ihm vom

König in gerechter Entrüstung dictirte Verbannung und für den — ihn schonenden — Uebergang zu seiner gänzlichen Beseitigung. Ja, seine Reise war eine Folge der dem Könige mitgetheilten Entdeckungen! Auerstein hat dem Monarchen alle Zweifel ab, welche die seltsame Aufnahme der Eröffnungen bei ihm erweckt.

Frau von Feldern's Seele war von einem wilden Jubel erfüllt. In den ersten Tagen nach der Haussuchung war sie bestürzt gewesen, hatte sich jedoch bald jede Sorge ausgerebet. Während ihres langen Aufenthalts am Hofe hatte sie in Erfahrung gebracht, daß dort viele Streiche unverfolgt bleiben und mit dem Mantel des Schweigens und des Ignorirens bedeckt werden. Ihr Streich gegen den Minister gehörte in diese Kategorie. Wie sollte man sie ihrer Handlung wegen zur Rechenschaft ziehen? Ein gewaltiger Scandalproceß hätte die Folge davon sein müssen. Jetzt freute sie sich sogar der Haussuchung. Diese Maßregel sagte ihr ja, daß ihr ehemaliger Günstling die Hand kenne, welche die verderbliche Karte gegen ihn ausge-

spielt und ihn von seiner Höhe zu Boden geworfen habe. Das war für das racheschnaubende Weib ein Hochgefühl.

Auch sie hielt Themar's Reise für eine Verbannung.

Nur der alte Rodenegg knirschte mit den Zähnen. Er meinte, daß Themar straflos ausgehe, und das war nicht nach seinem Sinne. Er hatte ganz in der Stille Beweismittel zusammengebracht, aus denen hervorging, daß Themar sich mit den schwindelhaften Finanzmännern des Tages in infamirende Handel eingelassen. Diese Beweismittel verwahrte er in seinem Pulte und hatte sie demnächst dem König zusenden wollen, um ihm die Augen über seinen Vertrauensmann zu öffnen.

Der Oberst war ganz wild darüber, daß ihm der Zufall die Rache vorweg genommen.

Indeß ließ der König Herrn von Auerstein wieder auf das Freundlichste zu sich bitten. Der Mann, der so lange in Vergessenheit gerathen war, wurde nun mehrfach zu Rath und That herangezogen.

Er hatte bei seinem Besuch im Palais den König als „ganz den Alten“ wiedergefunden.

Diese Annäherung an Auerstein verfehlte nicht, Aufsehen zu erregen und nun erst fing das politisirende Publikum und das Volk der Kannegießer an, ernsthaften Betrachtungen über Themar's Abreise nachzuhängen, natürlich, ohne das zu Grunde liegende Motiv auch nur im Entferntesten zu errathen.

Dieses Motiv blieb, das Geheimniß einiger Wenigen, vorerst aller Welt verborgen.

Und nun waren alle Hindernisse, welche Hermann noch in letzter Zeit aufgehalten hatten, weggeräumt. Der politische Horizont ließ keine Spur von Trübung erkennen, Hermann war frei und konnte den Trieben seines Gemüthes folgen.

---

## Dreizehntes Kapitel.

Die Trauung hatte zu Grävenitz im engsten Familienkreise stattgefunden.

Glücklich, überglücklich waren die Neuvermählten noch am selben Tage ausgezogen, die langgeplante Reise trotz vorgerückter Jahreszeit zu unternehmen. Sie blieben ein paar Tage in Wien, passirten den Semmering, sahen das Meer von der Höhe des Karst und fuhren in das traumhaft schöne Benedig ein.

Das Glück hatte sie bisher nicht verwöhnt. Es hatte sie vielmehr knapp gehalten. Kein langer Brautstand, kein öfteres Alleinsein hatte ihr Empfinden abgeschwächt, sie waren immer nur unter fremden Augen zusammen gewesen. Herz war dem Herzen neu. Vor ihnen, nicht

hinter ihnen, wie bei so vielen andern Neuvermählten, lag der Liebesroman. Und so war ihr jetziges gegenseitiges Glück frisch und sonnig, wie ein Maitag und ihre Seligkeit ohne Grenzen.

Es waren Tage, die man im Leben nur einmal hat, nicht vorher, nicht nachher, Tage, in denen man inne wird, wie die Welt alles Schönen voll ist, Tage der wachsenden Vertraulichkeit und Freundlichkeit, Tage, wo zwei Wesen in Eins zusammenschmelzen, um für alle Zeit Eins zu bleiben. Kein Laut von Draußen drang in ihren wachen, lieblichen Traum.

Sie hatten auf grünen Matten gegessen und auf Felsen, seitab vom Wege. Sie waren durch zauberische Gefilde gewandelt, Arm in Arm verschlungen, sie waren auf den Lagunen bei Mondschein gefahren, während von den Rudern flüssiges Silber strömte. Sie hatten Villen mit weißen Marmorfronten und Treppenstufen, Myrthenbosquets, graue Delbäume und dunkle Cypressen gesehen, sie hatten azurne Luft getrunken — aber alles nur, wie in einem Traum einge-

spinnen. Wo und wann sie aber das alles erlebt und geschaut, wann sie da und wann dort gewesen, wäre ihnen schwer gefallen zu sagen.

Sie erwarteten keinen Bericht aus der Heimat und fragten nicht nach Briefen. Keiner ihrer Bekannten wußte, wo sie eben waren. Griff Hermann's Hand ja mechanisch nach einem Zeitungsblatt, er ließ es bald fallen, ohne daß das Auge mehr als ein paar Zeilen gelesen. Vor ihm saß ja die, in deren Seele er mit Entzücken las, die sein Denken ganz ausfüllte.

In Mailand war die Hitze unerträglich. Die Neuvermählten hatten sich aber auch zu viel zu sagen, um sich hier, im Gewühl, immerfort unterbrechen zu lassen. Hermann sehnte sich nach Einsamkeit, zu blauen Seen, frischen Quellen und schattigem Walde. So fuhren sie nach kurzem Aufenthalt in Arona in die erhabene Natur des oberen Lago Maggiore. In Val Intrasca unfern von Intra, ließ sich das Paar in einem kleinen Wirthshause italienischen Styls nieder.

Eines Nachmittags, während Emma, von

der Tageshitze überwältigt, ruhte, war Hermann den Berg hinan gestiegen, der hinter den Häusern so mächtig zum Himmel emporschaute. Es war ein Berg, der bei den Touristen wegen seiner Aussicht auf die borromäischen Inseln in Gunst stand und den die Sommergäste von Balanza und Stresa zu Esel und Maulthier zu besuchen pflegten.

Auf dem Gipfel angelangt, traf Hermann ein paar Bauernhäuser und die gewöhnliche Staffage bettelnder, herumlungender Kinder. Sie umlagerten ganz besonders einen Herrn und eine Dame, die mit einem Führer heraufgekommen waren und die sie, wie es schien, schon reichlich beschenkt hatten. Hermann kümmerte sich nicht um sie. Er hatte sich ein Glas Milch geben lassen und saß auf einer Bank, Bergblumen, die er im Heraufgehen gepflückt, zu einem Strauße ordnend, den er Emma mitbringen wollte.

Schließlich mußte er doch dem fremden Paar einige Aufmerksamkeit schenken. Der Herr, ein Mann in den mittleren Jahren, im elegantesten

Touristenanzug, war zu Fuß heraufgekommen und sah ermüdet, verdrießlich und gelangweilt aus; die Dame dagegen, die heraufgeritten war, schien höchst beweglich. Auch sie war hoch-elegant und abenteuerlich gekleidet. Sie hatte immer etwas zu verlangen, bald von den Wirths-leuten, bald vom Führer, bald von ihrem Gatten. Jetzt hatte sie nach einem Fußschemel verlangt und da der Hausstand der Hütte nichts dergleichen bot, rollte der Führer einen Stein herbei. Aber er stand kaum am Platze, als sie wieder aufstand und umher ging. Es mußte ein verwöhntes Geschöpf und voll Launen sein. Hermann konnte nicht umhin einen Vergleich mit Emma zu ziehen, die so gelassen in ihren Bewegungen, so still in ihrem Empfinden, so genügsam in ihrem Wesen war.

Wieder hatte sich die junge Dame vor ihrem Steinblock niedergesetzt und gewährte Hermann den Anblick ihrer zierlichen, in Lederstiefel gekleideten Füßchen. Kokett tändelte sie mit ihrem Vorgnon und streifte mit ihren Augen den einsamen Touristen, während ein Lächeln ihre

Rippen kräufelte. Hermann konnte nicht anders als es bemerken; es war gar zu auffallend.

Plötzlich wandte sie sich an ihn.

„Und Sie,“ sagte sie, „scheinen Ihren Reisegewohnheiten treu geblieben zu sein? Sie haben Recht! Es ist die schönste Lebensform. Heute hier, morgen dort!“

Hermann war von dieser Anrede nicht wenig überrascht, denn wie er auch sein Gedächtniß befragte, wo er die Dame gesehen haben möchte, es gab ihm keine Antwort.

„Gnädige Frau,“ sagte er, „sollte nicht eine Verwechslung —“

„O nein,“ erwiderte die Dame, „dagegen belustigt es mich schon lange, zu sehen, daß Sie mich so ganz vergessen haben. Wenn Sie an einen Klostergarten zurückdenken, wo eine gewisse kleine boshafte Person uns beiden einen gewaltigen Schrecken einjagte“ —

„Eugenie Bendorf!“ rief Hermann. „Verzeihen Sie, daß ich so zerstreut sein konnte! Ja freilich! Fräulein Eugenie Bendorf!“

„Ich heiße jetzt Eugenie Weklar,“ erwiderte

die junge Frau. „Vielleicht ist Ihnen das Bankhaus Weylar in Wien dem Namen nach bekannt. Wir haben — mein Gatte und ich — den Winter in Nizza zugebracht und sind jetzt auf der Heimreise begriffen. „Lieber Isidor,“ wendete sie sich an den Gemahl, der inzwischen langsam herangekommen war, „denke nur, hier in der piemontesischen Bergwüste treffe ich einen Bekannten, Herrn Doctor Zoller!“

Isidor verbeugte sich schweigend, verdrießlicher aussehend als zuvor.

„Und Sie wandern also fort und fort?“ fragte Eugenie.

„Doch nicht, gnädige Frau. Ich bin zwei Jahre hindurch sehr stabil gewesen. Jetzt — befinde ich mich auf meiner Hochzeitsreise —“

„Ist es möglich, Sie haben geheirathet!“ rief die Dame, doch es ließ sich kaum verkennen, daß der Ton ihrer Rede leise verändert war. „Ach, was wird Emma Hamond dazu gesagt haben!“

„Sie hat nichts dagegen,“ erwiderte Zoller, „denn — Emma Hamond ist meine Frau!“

„Emma Hamond verheirathet — und Ihre

Frau! Doch — ich hätte es mir denken können — sie hatte den Kopf so voll von Ihnen! Aber daß sie mir keine Verlobungsanzeige geschickt, mir nie geschrieben hat, ist recht böse von ihr. Und wie kommt es doch, daß sie nicht an Ihrer Seite ist?“

„Mir schien der Weg hier herauf zu beschwerlich für sie.“

„Sie wohnen gewiß im Palanza?“

„Nein, näher, in Val Intrasca. Sie haben die Thurmspitze des Dertchens vor sich.“

„Noch vor wenig Tagen habe ich von Emma gesprochen!“ rief Eugenie. „Erinnerst Du Dich, Jsidor? Als wir in der Zeitung von dem Unglück lasen —“

Hermann war ganz betroffen.

„Von welchem Unglück sprechen Sie? Wir sind seit zwei Wochen auf der Reise und ohne Briefe aus der Stadt. Was ist geschehen?“

„Sie wissen noch nichts?“ fragte Eugenie.

„Es war nur eine kurze Notiz, die uns zu Gesicht kam. Herr von Feldern hat — einen Selbstmord verübt. Man hat seine Leiche aus

einem Fläschchen — nahe bei der Residenz, gezogen.“

Hermann hatte die Hand über die Augen gelegt. Ein paar Minuten blieb er ganz still.

„Er war immer zur Schwermuth geneigt,“ sagte er endlich. „Der Zwiespalt mit seiner Frau schärfte das Leiden. Er war sehr unglücklich, sehr krank im Herzen . . .“

„Es thut mir sehr leid,“ fiel Sidor ein, „daß diese traurige Nachricht Ihnen gerade durch uns zu Theil wird. Auf der Reise sollte man von allem Unangenehmen verschont sein. Doch ich sehe schon, dieser Sommer ist Allen verdorben. Wir wären auch gerne noch länger von Wien fortgeblieben, aber das Ungewitter am politischen Himmel jagt uns heim. Uns Oesterreicher berührt es wohl weniger, indefs weiß Niemand, welche Gestaltung die Dinge annehmen. Die europäischen Börsen sind in einem Grade allarmirt, daß man wirklich nicht weiß —“

„Wovon reden Sie?“ fragte Hermann plötzlich auffahrend.

„Haben Sie den Vorgängen der letzten

Woche so wenig Aufmerksamkeit geschenkt?“ fragte der Banquier. „Sie werden doch wissen, daß vorgestern Abend in Paris im Senat und im gesetzgebenden Körper eine Auseinandersetzung der Lage erfolgt ist? Der Krieg ist erklärt, Preußen mobilisirt . . .“

Hermann war wie aus den Wolken gefallen.

„Alles, was Sie mir da sagen, ist mir neu!“ sagte er, hastig die Worte hinwerfend, „ich habe seit einer Woche nur unter Italienern, ich kann sagen, in einer Einöde gelebt. Ich sah wohl in Mailand, wo ich zuletzt eine deutsche Zeitung las, daß die Frage der spanischen Candidaturen viel Staub aufwirbelte — ich hielt die Sache für unwichtig und legte ihr keine Bedeutung bei!“

„Sie sind gewiß kein Geschäftsmann,“ entgegnete der Banquier lächelnd, „ein Geschäftsmann könnte selbst in einem irdischen Paradies Zeitung und Börsenbericht nicht entbehren.“

„Ich sehe wohl, ich habe zu viel geträumt,“ sagte Hermann vor sich hin, „und nun steht

die rauhe Wirklichkeit plötzlich wieder vor mir. Sie sagen also: Louis Napoleon habe Preußen den Krieg erklärt?“

„Der französische Ministerchef hat die Kriegserklärung vorgestern Abend in der Nationalversammlung kundgethan!“

Eine lange Pause folgte.

„Bleiben Sie noch einige Zeit in Val Intrasca?“ fragte Eugenie, während Hermann in dumpfem Schweigen vor sich hinstarrte. „Wir könnten Sie von Stresa aus besuchen . . . Ich würde mich sehr freuen, Emma wiederzusehen.“

„Sie sind sehr freundlich,“ erwiderte Hermann. „Das, was ich von Ihnen vernommen habe, ändert jedoch alle unsere Pläne. Ich werde auf's Rascheste heim müssen — gleich morgen! O, ich habe eine Zeitlang wie im Traume gelebt . . .“

„Sie haben viel Aufregungen weniger gehabt,“ sagte der Banquier. „Ich weiß wirklich nicht, ob Sie uns nicht den Vorwurf machen werden, Sie unzeit und allzu früh geweckt zu

haben. Sie haben geträumt wie Epaminondas in seiner Höhle —“

„Epimenides, nicht Epaminondas, lieber Jüdor!“ verbesserte die classisch geschulte Eugenie, doch sie verstummte, erschreckt von der Verstörung in Zollers Gesicht.

„Nun, ich bin erwacht!“ sagte Hermann. „Ich eile heim. Meine Herrschaften, ich empfehle mich Ihnen. Vielleicht fügt es der Zufall, daß wir uns wieder einmal sehen.“

Er grüßte und war fort.

Ach, es war zu viel auf einmal! Emma in Kenntniß zu setzen vom Unglück, das ihren Stiefvater betroffen und ihr das große Ereigniß ankündigen, das ihn so früh von ihrer Seite riß — es war zu viel, zu viel! Der Krieg, der Krieg, der die Rache für Sadowa bringen sollte! Themar hatte ihn herbeigesehnt, geschürt, begünstigt, er war früher da, als er wohl geglaubt. Innere und äußere Feinde gegen Deutschland! Würde nicht Oesterreich Preußen in die Flanke fallen? Italien nicht an Frankreichs Seite stehen! Der Vatican, die Particu-

laristen, die Welfen, alle gegen Deutschland! Welche Wendung würde das nehmen? Was würde aus der Einigung Deutschlands werden? Und auch er mußte hinaus in den todbringenden Kugelregen . . . . .

Was am heftigsten in ihm wühlte, war die Empörung über die tiefe Perfidie, mit der Frankreich vorgegangen. In Venedig hatte Herrmann noch die große Friedensrede gelesen, die Herr Emil Ollivier, der napoleonische Ministerpräsident, im gesetzgebenden Körper gehalten. Jetzt wußte er, daß sie nur den Zweck gehabt, die Welt in Sicherheit einzulullen. Und wahrlich, lieft man sie heute nach, heute, da man weiß, daß zwei Tage nachher die Hohenzollerncandidatur in Spanien der Ausgangspunkt eines bei den Haaren herbeigezogenen Krieges werden sollte, so muß man sie allerdings für das merkwürdigste Dokument abgeseimter diplomatischer Heimtücke erklären.

Es schwirrte vor seinen Augen, da er so mit heftig athmender Brust den Abhang herunterstürmte. Er ging und ging und mußte end-

lich inne werden, daß er einen Fehlweg eingeschlagen. Er wanderte an einer steilen Bergflanke hin; das Örtchen mit der Kirche lag vor seinen Augen in der Tiefe, aber der Fußpfad war verschwunden. Von unten kam dann und wann ein Ton, wie von Arbeitern in einem Steinbruch, aber er sah sie nicht, der jähre Abhang verbarg ihren Standort. Kein Wesen nah und fern, das er fragen konnte. Der Boden wurde immer rauher, und es fiel ihm auf, daß immer mehr Steine um ihn herum in die Tiefe kollerten. Er fühlte sich wie betäubt und schwindlich und hielt sich da und dort am Geäst einer Zwergföhre, die auf dem grasarmen Boden hinfroch.

In seinen Schläfen hämmerten die Pulse.

Er machte noch einige Schritte vorwärts und stand nun still vor einer großen, mächtigen Wand, die jäh hinabstürzte. Schreck erfaßte ihn, er wollte zurück, konnte aber auf den kleinen Unebenheiten des Felsens nirgends festen Schritt fassen. Er konnte nicht vorwärts, nicht rückwärts. Die untergehende Sonne vergoldete die

Tiefe mit einem Lichte, das seinen erhitzten Augen zu wirbeln schien.

Doch war da, einige Klafter unter ihm, ein sanfterer Abhang; da hinunterzukommen erschien ihm als ein Wagestück, doch keineswegs als ein halsbrecherisches. „Ich muß hinab, ich muß!“ rief er sich zu und den Hut fest auf den Kopf drückend, die Augen schließend, ließ er sich in die Tiefe fahren....

Unten war er, aber es war ihm einen Moment gewesen, als schwänden ihm die Glieder vom Leibe. Er stand aufrecht, er konnte gehen, hatte aber einen schrecklich stechenden Schmerz in der linken Schulter; der Arm hatte eine andere Stellung angenommen. Er litt, aber sein Leiden erschien ihm völlig gleichgültig, nur heimzukommen, heimzukommen war sein Voratz.

Er kam an den Arbeitern vorüber, die in einem Marmorbruch arbeiteten, und ihn verwundert anglozten, aber ohne sie anzureden, ohne sie um Hilfe anzusprechen, eilte er vorüber.

Noch warf er einen Blick zur Klippe hin-

auf, von der er gekommen und es ward trübe und trüber vor seinen Augen.

Endlich sah er das Wirthshaus. Er glaubte eine Gestalt zu erkennen, die am offenen Fenster stand. Es war Emma, die Geliebte. Endlich, endlich!

„Wie schrecklich hat mich Dein langes Ausbleiben geängstigt!“ drang eine Stimme an sein Ohr. „Doch was ist Dir? Wie siehst Du aus? Du bist todtenblaß —“

„Ich fürchtete, nie mehr dies Haus zu erreichen,“ murmelte Hermann.

Er hatte es kaum gesprochen, als er ohnmächtig nieder sank.

---

## Vierzehntes Kapitel.

Es war vier Wochen später.

Die Augustsonne brannte heiß vom Himmel herab, die Luft lag schwer und dunstig über der großen Rheinebene und der alten Stadt Basel.

Eine Miethkutsche, in welcher ein junger Mann und eine junge Dame saßen, fuhr langsamen Schrittes über die glühende, staubaufwirbelnde Rheinbrücke, unter welcher der breite, hellgrüne Strom mit Millionen Lichtern bligte.

Die Reisenden sprachen kein Wort. Ihre Blicke schweiften bald seitwärts in die Richtung, von wo die Vogesen im grauen Dufte herüberblickten, bald vorwärts auf das Panorama vor ihren Augen, wo sich eine gewaltige Häuserreihe,

den ernstern rothen Münster in der Mitte, über ephen- und weinlaubbewachsene Wälle weithin dehnte.

Gefährte jeder Art, Equipagen, Omnibus und Lastwagen kamen ihnen nach oder entgegen, kleine Trupps grotesker Milizsoldaten in einer der französischen nachgebildeten Uniform marschirten unter Trommelschall vorbei, wohl um die Cantongrenzen oder die Bahnhöfe zu besetzen.

Der seit acht Tagen entbrannte Krieg setzte die hart an der Grenze Frankreichs und Deutschlands gelegene Stadt in große, ungewohnte Aufregung.

Gestern nun hatte den ganzen Tag hindurch ein dumpfer Ton die Luft durchdröhnt, daß die Fensterscheiben in Basel leise nachzitterten. Das war der ferne Donner der Kanonen. Es mußte eine gewaltige Schlacht, die den ganzen Tag währte, geschlagen worden sein.

Die Miethkutsche fuhr nach Altbasel hinauf und hielt in einem der alterthümlichen Gasthöfe. Der junge Mann, der seinen linken Arm in

einer Schlinge trug, stieg mit seiner Begleiterin aus.

Es war Hermann an der Seite seiner Gattin. Er hatte eine böse Zeit hinter sich. Die Verletzung der Schulter hatte ein heftiges Fieber mit sich geführt. Fast ohne ärztliche Hilfe lag er schwer darnieder. Rathlos saß Emma an seinem Lager. Seine rüstige Natur half ihm durch. Er konnte sich am Ende der zweiten Woche wieder erholen und an die Luft gehen. Und nun erst erfuhr er, daß die Kriegsfrage und der Ausbruch des Krieges den ganzen Welttheil in Bewegung setze.

Seine Aufregung war grenzenlos.

Auch er war, wie selbstverständlich, zu den Waffen berufen worden. Mit dem ersten Federzug, den er jetzt, nach drei Wochen that, hatte er seine Erkrankung unter Beilegung eines ärztlichen Zeugnisses anzumelden und seine sofortige Rückkehr anzuzeigen. Emma hatte schon, während Hermann im Fieber lag, den Freunden daheim Nachricht von dem Vorfalle gegeben.

Hermann stand kaum wieder fest auf den

Füßen, als die Rückkehr auf dem kürzesten Wege, über Lausanne und Neuchâtel, angetreten wurde. Die Heimat, in der er sich zu stellen hatte, war sein Ziel.

Jetzt erst, erst allmählig ward es ihm klar, wie dieser Krieg das Werk einer schon lange vorbereiteten, systematisch vorgehenden Verschwörung war. Die spanische Candidatur war ein hingeworfener Köder, dann der Vorwand zum Hader geworden. Schritt für Schritt, mit immer neuen Zumuthungen und Forderungen hatte man Preußen den Krieg aufgenöthigt. Aber, was das Entscheidende war, Hermann las von der ungeheuren Ergriffenheit und Einmüthigkeit der Nation. Alles rückte in Reih und Glied zusammen; ein Wille, eine Gesinnung herrschte an der Ostsee wie an den Alpen, am Rhein wie an der Elbe. Alle deutschen Staaten hatten ohne Zaudern mobilisirt, sein eigenes Vaterland eingeschlossen.

Auerstein war an die Spitze der Geschäfte berufen worden.

Ein mächtiges Borgesühl ergriff Hermann,

daß die Waffen die Anschläge des auswärtigen Feindes ebenso zu Schanden machen würden, wie die Umtriebe der inneren Feinde machtlos geblieben waren.

In dieser Stimmung, ruhig bei aller innern Bewegung, weil in sich gehoben, eilte Hermann vorwärts, um seine Pflicht als Staatsbürger zu erfüllen, mit der Aussicht, schon in den nächsten Tagen zu den Vertheidigern des Vaterlandes zu stoßen.

Zum Glücke begriff auch Emma, der der Gatte so früh entrißen wurde, dies Soll der Pflicht; sie war sehr ernst, aber auch gefaßt.

Der Gasthausaal, in welchen Hermann und Emma traten, wimmelte von Fremden. Es waren theils auf der Heimreise aus dem Süden begriffene Engländer mit ihren Frauen und Kindern, theils französische Familien aus dem Elsaß, die sich vom Kriegsschauplatze geflüchtet hatten und auf dem Wege in die französische Schweiz waren. Die Frauen standen in den tiefen Fensternischen und schauten auf die halb Basel durchziehende Gasse hinaus, die heute von

sonntäglichem Leben geräuschvoll erfüllt war. Mehrere der Herren debattirten mit einander man hörte die Ergüsse leidenschaftlicher Unruhe und Sorge, leidenschaftlichen Unwillens. Man klagte über die gestörten Verbindungen, alle Züge auf den Rheinlinien waren eingestellt. Gestern sollte eine Entscheidungsschlacht geschlagen worden sein; den in Basel verbreiteten Telegrammen zufolge war sie zu Gunsten der Franzosen ausgefallen. Nachdem der Kampf bis gegen Nachmittag geschwanzt, sollten neu eintretende Regimenter die Deutschen geworfen, Wörth wieder eingenommen und das Centrum der deutschen Armee durchbrochen haben. Die unbedingt zu Gunsten der Franzosen gestimmte Meinung der Schweizer gab auch gar nichts Anderes zu.

Die fieberhafte Aufregung des Tages hatte Alle mittheilsamer gemacht, das Gespräch ging zwischen Engländern und Franzosen in theilweise sehr schlechtem Französisch hin und her; man tröstete die Geflüchteten, der Krieg würde

bald geendigt sein, sie würden bald heimkehren können.

„O, wie wird es demnächst dem armen Deutschland gehen?“ sagte ein Engländer zu einem zweiten. „Es wurde allerdings sehr stark gegen die Wand gedrückt, aber es hätte sich doch fügen sollen. Wie konnte es sich mit Frankreich messen wollen, das so ganz militärisch organisiert ist?“

„Gâre à celui, qui touche à la France!“ hörte man einen Franzosen sagen und er stürzte ein Glas Absinth aus.

„Die Deutschen werden nun durch ein caudinisches Joch gehen und sich den Frieden mit dem Verlust von ein paar Provinzen erkaufen müssen,“ sagte ein Engländer.

„Ganz in der Ordnung!“ meinte ein Schweizer.

„Und für die Preußen gilt es, von ihrer geträumten Höhe herabzusteigen.“

„Nein, nein, gegen die Franzosen kommen die Deutschen nicht auf,“ meinte ein alter, weißhaariger Engländer. „Sie sind im Ganzen ein

braves, friedliebendes, bescheidenes Volk, dem man alles Gute wünschen möchte; der Dünkel der Preußen allein hat Alles verschuldet!“

„Sagen Sie nicht zu viel Lobes von den Deutschen,“ erwiderte der Franzose dem Engländer. „Sie haben die Reputation, gut und gefällig zu sein. In Wahrheit verdienen sie sie nicht. In Weissenburg haben sie gehau't wie wahre Barbaren!“

„Ja, ja, es ist ausgemacht, daß sich die Preußen in unserem schönen Elsaß wie türkische Bajchi-Bozufs aufführen,“ sagte ein zweiter Franzose. „Sie begehen die größten Schändlichkeiten, plündern und morden. Es ist scandalös!“

Das war zu viel für unsern deutschen Reisenden in der Ecke; er entgegnete, indem er sich erhob:

„Monsieur, die Franzosen sind Kinder, denen man die größten Märchen aufbinden kann. Nur ihrer notorischen Unkenntniß alles dessen, was jenseits der Grenze ihrer gewöhnlichen Begriffe liegt, will ich solche Aeußerungen zu Gute

halten. Sie sagen, die Preußen begehen Schändlichkeiten, ich sage Ihnen dagegen, daß die Mannszucht im preußischen Heere musterhaft ist und wohl in der ganzen Welt ihresgleichen sucht.“

„Es begreift sich,“ erwiderte der Franzose, „daß Sie auf die Ehre Ihrer Nation eifersüchtig sind. Aber die Thatfachen sind gegen Sie.“

„Thatfachen, welche Thatfachen?“ rief Hermann.

„Nun, was sagen Sie zu diesem Stücklein?“ erwiderte der Franzose. „Ein ganz friedlicher Reisender, der mit der Bahn nicht fortkommen konnte und im Wagen von Markirch kam, ein Russe, ist von einer Horde streifender Preußen angefallen, aus dem Wagen gerissen und tödtlich mißhandelt worden. Seinen Bedienten haben sie erschossen. Natürlich hat der Reisende auch Gepäck, Uhr und Portefeuille eingebüßt. Man hat ihm nichts gelassen, als sein Augenglas und ein sorgfältig geleertes Cigarrenetui. Das sind sonderbare Waffenthaten.“

„Vergessen Sie nicht ein Sacktuch, seinen zer-

schlagenen Kopf zu verbinden," setzte Hermann hinzu. „Die Geschichte, die Sie erzählen, ist unmöglich. So etwas kann nicht vorkommen. Mein Gott, welchen Begriff machen Sie sich von der Cultur unserer Leute?“

„Hm, hm,“ entgegnete der Franzose, verächtlich die Nase rümpfend, „wenn Sie mir nicht glauben wollen, so fragen Sie beim Wirth nach. Der unglückliche Russe, von dem ich erzähle, liegt seit drei oder vier Tagen hier im Hotel. Ich habe ihn selbst aus dem Wagen heben sehen, er ist über und über mit Wunden bedeckt, zerhauen, zerfetzt, die Aerzte haben ihn aufgegeben.“

„Barbaren schonen nicht Freund, nicht Feind,“ murmelte der zweite Franzose herüber.

„Im Hotel soll dieser verstümmelte Russe liegen?“ fragte Hermann.

„Im Hotel. Garçon, wie heißt er doch?“

Der Oberkellner kam mit dem offenen Fremdenbuche.

„Da sehen Sie! Baron Karloff. Ich habe

den Namen nach seiner eigenen Angabe eingetragen.“

„In Markirch soll sich das zugetragen haben?“ sagte Hermann. „Der Ort liegt, so viel ich weiß, unsern Schlettstadt. Sollten da Preußen sein?“

„Die Ulanen streifen allenthalben herum.“

„Es ist doch nicht möglich!“

„Hier,“ mischte sich der Engländer drein, „sind die „Baseler Nachrichten“ von gestern. Da finden Sie die ganze Affaire erzählt.“

Er reichte dem Ungläubigen das Blatt.

Der Bericht der Zeitung lautete wirklich ganz ähnlich.

Hermann mußte die Opposition aufgeben, er wendete sich zu seiner Frau.

„Ach,“ sagte er, „was geht uns der Russe an! Das Vaterland, das Vaterland! Soll es denn wahr sein, daß die Schlacht unglücklich für uns ausgefallen! Die Telegramme, die diese Schweizer Blätter bringen, sind alle französisch gefärbt, der Himmel weiß, ob sie lügen oder die Wahrheit reden. Man sollte doch schon Nä-

heres wissen. Diese Pein ist schrecklich. Wie wird man durch diese Stunden hindurchkommen?“

Indessen war der Wirth hereingetreten. Er meldete, daß die Züge nach dem Elsaß wie nach Baden heute eingestellt bleiben würden. Die, welche nach Norden zu reisen beabsichtigten, würden am besten thun, nach Zürich zu fahren und von da die Linie nach Lindau und durch Baiern zu benützen.

Ein Zimmer im überfüllten Hotel war frei geworden, Hermann brachte Emma dahin und eilte sodann auf's Postamt; er erwartete einen Brief von Thaidinger.

Er erhielt ihn auch und eilte damit in ein nahegelegenes Kaffeehaus. Es war ein armjeiliges Lokal, wenig besucht, mit grobhölzernen Tischen, in dem eine ältliche Frau bediente.

Den Zeitungen galt der erste Blick. Da lagen sie neben einander. Die neuen aus Deutschland waren ausgeblieben, aber die Züricher Extrablätter meldeten den Sieg von Wörth.

Hermann war außer sich. „Ist es möglich!“

rief es in ihm. „Der schände Herausforderer zu Boden geworfen! Der Nimbus seiner Unbesiegbarkeit dahin! Das französische „Prästige“ in tausend Fetzen zerflatternd! Mac Mahon's Armeecorps gesprengt, über den Haufen geworfen, den Elsaß zu räumen genöthigt, so gut wie vernichtet! O, sie haben erlitten, was sie verdient. Freventlicher ward nie ein Krieg unternommen, erheuchelter war noch nie ein Kriegsvorwand. Sie waren voll Hofarth und Siegesgewißheit, jeder, bis auf den Letzten erfüllt vom Gefühl der Ueberlegenheit, alles um sie herum dumm verachtend. Sie wollten der Welt gebieten und die Welt war thöricht genug, ihnen immer den Vortritt zu lassen. Solche Anmaßung verdiente Züchtigung, sie ist ihnen geworden. Sieben Tage erst und ihr Reich ist bis in die Grundvesten erschüttert. Die „große Nation“ ist nicht mehr unbesiegbar; es ist Sonntag, in Berlin schießen sie Victoria! — Victoria!“

Mit großen Schritten und gehobenen Hauptes eilte er wieder ins Hotel zurück.

„Solcher Riesensturz,“ murmelte er vor sich hin, „wird der Welt zu Gute kommen . . . Der deutsche Sieg wird nicht blos die Einigung des deutschen Volkes zur Folge haben — er wird auch die Franzosen vom Imperialismus befreien . . . .“

Auch ins Hotel war bereits die Nachricht gedrungen und hatte unter den dortigen Franzosen und Franzosenfreunden eine wahre Verheerung angerichtet. Sie schwiegen und hatten Leichenbittermienen.

Hermann war wieder auf seinem Zimmer und hatte sich ganz dem Jubel überlassen. Erst nach längerer Zeit fiel ihm ein, daß er Thaidinger's Brief noch nicht angesehen.

Er riß ihn auf; der Brief handelte von der Unruhe und der Sorge dieser Tage, von Klein's Ausrücken, von der Zeitung und manchen anderen Dingen und brachte als Postscript den folgenden Passus:

„Und nun denke Dir! Herr von Themar hat uns doch Alle getäuscht! Die Geschichte seiner Geistesstörung war eine Erfindung. Er ist nie,

wie angezeigt worden war, ins Seebad gegangen, er hat sich von hier direct nach Paris begeben und hat dort ununterbrochen weiter conspirirt. Heute ist, wie ich soeben von Auerstein höre, eine Depesche aus Berlin eingetroffen, die höchst Merkwürdiges meldet. Herr von Themar ist, durch den in Paris herrschenden Deutschenhaß vertrieben, von Paris abgereist und hat die Richtung gegen die Schweiz einschlagen wollen. Er ist irgendwo von Zuaven oder Franc-tireurs angefallen worden und soll umgekommen sein.“

Hermann war ganz betroffen.

„So blieb er, was er immer gewesen, und trieb es nach seiner Art weiter! Endlich hat ihn die Strafe ereilt. O, wie ist mit uns gespielt worden, von welchen Anschlägen waren wir umgeben, wie viel Feinde gegen uns! Aber Tage, wie der gestrige machen alle Anzettellungen zunichte. Victoria! Victoria!“

Da schlug es vom nahen Thurme; in einer Stunde sollten sie weiter. Emma hatte die Arme um den Geliebten geschlungen, im Gefühl,

daß jeder Schritt vorwärts ein Schritt zum Abschied war. Und nun pochte es an die Thüre.

Der Wirth trat ein.

„Der Russe“ sagte er, „den die preussischen Soldaten so schrecklich zugerichtet haben — er liegt im Zimmer nebenan — bittet Sie dringend, zu ihm hinüberzukommen —“

„Bittet mich?“ erwiderte Hermann. „Ich kenne keinen Baron Karloff. Sollte da keine Verwechslung stattfinden?“

„Ich glaube nicht. Sie sind doch Herr Doktor Zoller? Kommen Sie, er wünscht dringend, Sie zu sprechen und ist sehr krank — ich denke, seine Minuten sind gezählt . . .“

„Ich habe nebenan, während Du abwesend warst, schrecklich wimmern gehört,“ sagte Emma. „Mir ward so ängstlich —“

Hermann entschloß sich, den ihm noch unerklärlichen Wunsch zu erfüllen, er ging mit dem Wirth hinaus und klopfte an die Thüre nebenan. Eine Krankenwärterin kam ihm entgegen; Zoller trat leisen Schrittes in ein verdunkeltes Zimmer und von da in ein zweites.

Er sah einen todtenbleichen Mann mit verbundenem Kopf im Bette liegen, schwerathmend, wie fast schon im Todeskampf.

Ein Schauer durchfuhr ihn, als er ihn erkannte.

Es war Themar.

„Sie sind es?“ rief Hermann.

„Ich bin es,“ erwiderte der Kranke. „Ich hörte Stimmen nebenan, die mich im Halbschlaf so sonderbar berührten — so sonderbar — beide bekannt — der seltsamste Zufall — ich habe Sie zu mir gebeten, um Ihnen ein Geheimniß zu enthüllen . . . Hermann, wissen Sie, wie nahe Sie mir stehen?“

„Ich weiß es seit einem halben Jahre.“

„Und doch?“ fragte der Kranke mit einem schmerzlichen Blicke. „Und doch haben Sie mich fortwährend bekämpft? Ich — ich hatte den Kampf eingestellt — habe Ihnen Ihre Frau zugeführt — Sie aber saamen meinen Sturz —“

„Ich hatte gegen das Princip zu kämpfen, das in Ihnen verkörpert war.“

„Nun wohl,“ sagte Themar. „Es geht felt-

sam zu im Leben — so treffen sich Vater und Sohn!“

Eine Pause trat ein.

„Ich habe Dich zu hassen angefangen,“ hob Themar endlich mit matter Stimme an — „aber mein Haß ist erloschen. Ich bin am Sterben. Ich danke dem Schicksal, das Dich in meine Nähe bringt in meiner letzten Stunde —“

„Wie ist das zugegangen?“ fragte Hermann.

„Ich will Alles gestehen,“ erwiderte der Kranke. „Ich war in Paris gewesen . . . Auf dem Rückwege von dort — im Elsaß — konnte ich nicht weiter fort, weil alle Bahnen für Militärzwecke reservirt waren — ich miethete einen Wagen unweit Markkirch. Meine Absicht war — mich in die Schweiz zu begeben, denn in Deutschland war meines Bleibens nicht mehr. Ich war kaum eine halbe Stunde gefahren — als ich von betrunkenen Zuaven und Turcos angefallen wurde. Sie haben mich ausgeplündert — mißhandelt. Da ist eine preußische Reiterpatrouille gekommen, hat mich befreit, hat mehrere der Schurken eingefangen und den größten Theil

des geraubten Gutes den Räubern abgenommen. — Sie haben mich aufgehoben, verbunden, wieder in den Wagen gebracht —“

„Aber in diesem Hause,“ erwiderte Hermann, „hält man die Missethat für ein Werk der Preußen?“

„Das ist meine Schuld —“ sagte Themar, „meine Schuld! Ich habe es ausgesprengt — ich wollte nicht — — ich hasse die Preußen —“

Hermann warf zornig den Kopfempor.

„Ich sprach aus Haß — aus keinem vernünftigen Grunde. Wie soll ich es erklären — wie es sagen? Der Sieg der preußischen Waffen hat mir weher gethan als meine Wunden. Er macht Frankreichs Größe ein Ende, der alten Zeit ein Ende — und meinen Bestrebungen. Mir ist der Tod erwünscht.“

„Welch' kranker Sinn —“ murmelte Hermann.

„Du wirfst meinen Tod ein Werk der Nemesis nennen,“ fuhr Themar fort. „Du darfst es. Ist es Dir schrecklich oder thut es Dir wohl, aus dem Munde des Sterbenden zu vernehmen, daß sich das Schicksal Deiner Hand bedient

hat, um mich tödtlich zu treffen? Es ist doch so! Hättest Du nichts gegen mich unternommen, wäre ich daheim geblieben. Deine Mutter ist gerächt . . . . Der alte Rodenegg wird die Nachricht von meinem Ende als eine Freudenbotschaft empfangen . . . . Leb' wohl, mein Sohn. Ich habe gefehlt im Leben . . . . oft und oft . . . . Deine Hand, mein Sohn, Deine Hand . . . .“

Hermann reichte sie ihm.

Der Kranke sank zurück und ächzte schmerzhaft. Die alte Krankenwärterin eilte herbei, unterstützte sein Haupt und reichte ihm ein Glas, von dem er einige Tropfen trank.

Er machte noch einige vergebliche Versuche, zu sprechen, dann holte er ein paar schmerzliche Athemzüge und verstummte gänzlich. Ein Seufzer noch — und er hatte ausgelebt.

„Der Tod verfähnt!“ sagte Hermann tief erschüttert zu sich. „Er fiel als eins der ersten Opfer des Krieges, den er schüren half, und fiel, ein Opfer der Barbarei Jener, die er so sehr bewunderte! . . . . Ich könnte ihn nicht wieder bekämpfen und verfolgen, wenn er wieder aufste-

hen könnte und weiterlebte! Seine Schuld kann ich nimmer und nimmer aus meinem Gedächtnisse wischen, aber auch nicht das Bewußtsein, daß er mit das Leben gegeben . . . Mutter! Mutter! Mutter!“

Er stürzte, das Taschentuch vor den feuchten Augen, aus dem Gemache.

Wieder auf seinem Zimmer angekommen, drückte er sein Weib mit leidenschaftlicher Hefigkeit ans Herz. Er war tief erschüttert, aber auch befreit, befreit von der Last, die seit dem Tage von Rodenegg's Eröffnungen auf ihm gelegen. Und nun drängte es ihn vorwärts, für seine Ueberzeugungen und sein Vaterland einzustehen mit Blut und Leben.

E n d e .

